AUTHOR:

TOBIAS, WILHELM

TITLE:

GRENZEN DER PHILOSOPHIE...

PLACE:

BERLIN

DATE:

1875

Master Negative #

93-81452-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

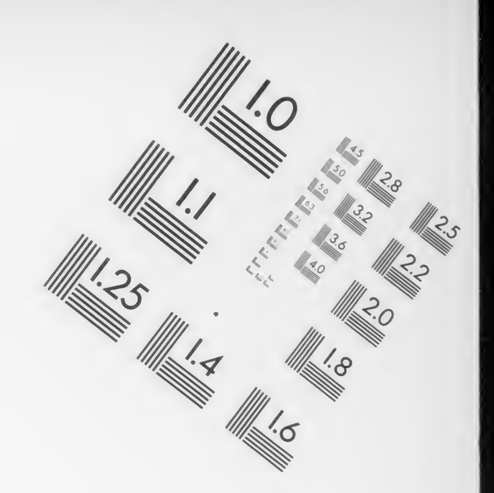
FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 14

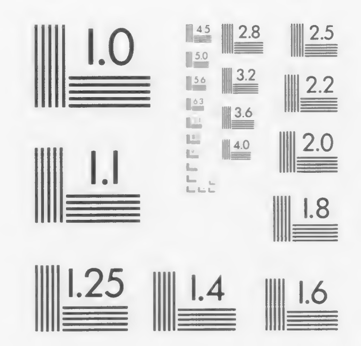
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

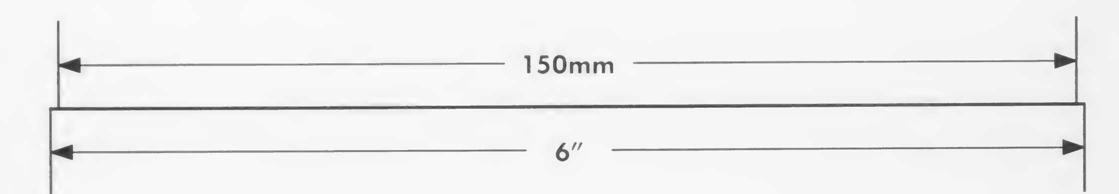
DATE FILMED: 6-14-93 INITIALS N.A.M.

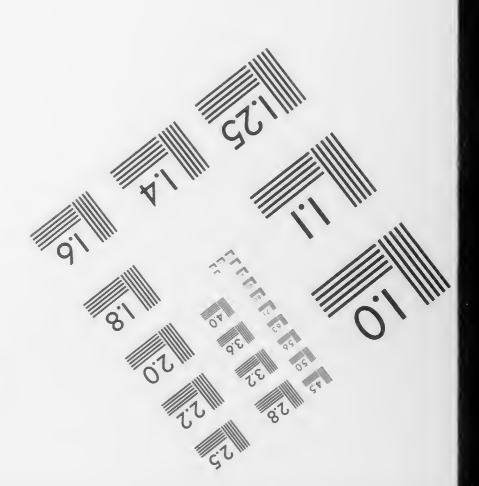
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



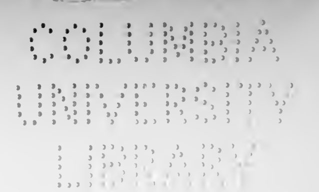








GRENZEN DER PHILOSOPHIE.



GRENZEN DER PHILOSOPHIE,

CONSTATIRT

GEGEN RIEMANN UND HELMHOLTZ,

VERTHEIDIGT

GEGEN VON HARTMANN UND LASKER.

VON

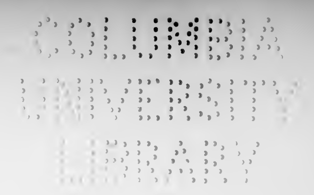
WILHELM TOBIAS.

BERLIN, 1875.

G. W. F. MÜLLER.

21. KÖNIGGRÄTZERSTRASSE.

Inhalt.



Einleitendes Vorwort.

Belesene Leute mufs man bereits zu belästigen fürchten, wenn man jetzt mit der Bemerkung beginnt, dafs philosophische Besprechungen sich neuerdings wieder mit dem Zwange innerer Nothwendigkeit geltend gemacht haben. In der That, seit etwa zehn Jahren ist man ganz aufser Gefahr, Kaste zu verlieren, wenn man sich mit der Philosophie nicht blos aus culturhistorischem Interesse beschäftigt, sondern auch um ihrer selbst willen. Man braucht heute nur zu versichern, dafs man weder Hegelianer sei, noch für einen Geistesverwandten gelten wolle, und man hat selbst als eingeständlicher Philosoph „von keiner Schule“ das Existenzrecht für sich. Der „Narr auf eigene Hand“ von ehedem hat jetzt Chancen, auch als Denker auf eigene Hand zu passiren. Zeuge hiefür ist nicht nur die sechste Auflage des für fachmäfsig geltenden Buches „Philosophie des Unbewufsten“ von EDUARD VON HARTMANN, nicht nur die erstaunlich weite Verbreitung von v. KIRCHMANN's „Philosophischer Bibliothek“, sondern klassischere Zeugen sind jedenfalls die geschworenen Feinde aller unfruchtbaren Reflexion: exacte Naturforscher der physikalisch-mathematischen Schule wie HELMHOLTZ nebst zahlreichen Fachgenossen und noch mehr vielleicht ein solider Real-Politiker wie LASKER, als Verfasser der Abhandlung: „Ueber Welt- und Staatsweisheit“, anerkannte Vertreter also des erfolgreichen Wirkens, dessen Werth und Bedeutung grade in dem Gegentheil philosophischer Speculation wurzelt, in der Bewährung durch Empirie und durch Resultate für das praktische Leben.

Von dieser sicherlich nicht parteiisch gestimmten Seite haben sich Kundgebungen zu Gunsten der Philosophie im Laufe der letzten Jahre merkwürdig zahlreich eingefunden. Und da nun endlich auch in Deutschland die Weltweisheit von Profession gelernt hat, ihre Knittelbrückensprache zu renoviren; seitdem sie weiteren und weitesten Kreisen durch SCHOPENHAUER, KUNO FISCHER, F. A. LANGE, ZELLER, FORTLAGE und viele Andere zugänglich geworden ist, so darf man sich wohl zu der heiteren Prophezeiung aufgelegt fühlen, dafs die Zeit nicht mehr fern sei, in der man geneigt sein werde, etwa dem transscendentalen Idealismus und der Nicht-Euklideischen Geometrie dasselbe Bürgerrecht allgemein interessanter Gesprächstoffe einzuräumen, und von denen man folglich „Etwas wissen mufs“, wie es zu anderen Zeiten für die Spectralanalyse der Fall ist oder für die Belagerungskunst oder den Darwinismus und für dessen von DARWIN mehr als von Anderen anerkannte Pflege-Mutter, die sociale Frage.*)

Was bedeutet nun diese Wiedererweckung der Philosophie? Ist es die Wiedereinkehr des deutschen Geistes in seine eigenste Heimath? Oder bereitet sich der wiedergeborene Phönix für den Aufflug zu einer neuen Sonne vor? —

„Je ernstlicher“, so schreibt MICHAEL BERNAYS in seiner Arbeit „zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen SHAKESPEARE“, *„Je ernstlicher wir uns um das historische Verständnifs jenes unergründlichen Vierteljahrhunderts von 1780 bis 1805 bemühen, je*

*) In Betreff der Nicht-Euklideischen Geometrie dürfte Vielen die Prophezeiung am Meisten gewagt erscheinen: zur Rechtfertigung führe ich hier eine Stelle aus einem populären Artikel an, welcher mir einige Monate, nachdem ich die obigen Worte geschrieben, zu Gesicht kommt. Das in London erscheinende Wochenblatt „Public Opinion“ enthält in Nr. 642, 10. Januar 1874, einen Aufsatz aus „Saturday Review“, überschrieben: „Modern fairy tales“; daselbst lautet die betreffende Stelle:

„*When the daring imagination of geometers scorns the narrow three dimensions of sensible space, or constructs a world in which parallels meet and the possible and impossible of ordinary mathematics change places, there is poetry in their daring, and Mr. Sylvester has once or twice indicated the poetical character of the higher geometry with irresistible eloquence.*“ (Wenn die kühne Einbildungskraft der Geometer der engen drei Dimensionen des wahrnehmbaren Raumes spottet, oder wenn sie eine Welt construirt, in welcher Parallellinien aufeinandertreffen und das Mögliche und das Unmögliche der gewöhnlichen Mathematik ihre Stellen miteinander vertauschen, so ist Poesie in solcher Verwegenheit, und Mr. SYLVESTER hat ein- oder zweimal mit unwiderstehlicher Beredsamkeit auf den poetischen Charakter der höheren Geometrie hingewiesen.)

tiefer wir uns in die Fülle der Erscheinungen versenken, die sich uns dort entgegendrängen, um so mehr wird die Ueberzeugung bekräftigt, dafs jede fruchtbare That, die damals unternommen worden, nur zur Verwirklichung der grofsen Ideen dienen mufste, die sich aus der Berührung von Philosophie und Kunst erzeugt hatten. Was aber damals gedacht oder vollbracht worden, ist zu einem Schatze gediehen, den zu hüten und thätig zu mehren uns Nachgeborenen eine der heiligsten Pflichten sein mufs.“

Nach den vorerwähnten Symptomen kann es scheinen, dafs diese beredten Worte aus einem nicht zeitgemäfs erweiterten Gesichtskreise stammen. Nicht die Poesie ist es heute vorzugsweise, welche Berührungen mit der Philosophie sucht, sondern dies geschieht grade von den Antipoden des Phantasie-Reiches: von physikalischen und biologischen Disciplinen der Naturforschung, ja, wenn LASKER Recht hat, demnächst auch von den Staatswissenschaften. Wird also neben dem Schatze, auf welchen BERNAYS hinweist, ein zweiter fundirt werden, mit dessen Hütung und Mehrung wir eine neue heilige Pflicht auf unsere Nachgeborenen übertragen?

Das unumwundene Nein, welches mir als die richtige Antwort auf diese Frage gilt, will ich in möglichst übersichtlicher Ausführung zu motiviren suchen, vorher aber sagen, was mich zu der Aeufserung meines Pessimismus bewegt.

Als nach dem Kriege von 1866 aus der bis dahin ungetheilten Fortschrittspartei in Preufsen der Nationalliberalismus geboren wurde, und als es Manchem so vorkam, als wäre eine ansehnliche Anzahl Menschen von einer epidemischen Gesinnungsmauser befallen worden, da gab es unter den nicht mitfortgeschrittenen Demokraten des so plötzlich veralteten Schlages nur wenige, die nicht gleich mir in den für Philosophen ganz unwürdigen Zustand des alleräufsersten Erstaunens gerathen waren. Wir wurden natürlich sehr bald „erkannt“ als schablonenhafte Doctrinäre und Schematiker, als träumende oder construirende Ideal-Politiker vom grünen Tisch, als kritiklose und erfahrungsarme und folglich nicht zu belehrende Principienreiter und politische Dilettanten, mitunter auch „entlarvt“ als verbissene Umstürzler und Fanatiker von mehr diabolischem Kaliber, besten Falls bemitleidet als problematische Naturen ohne Herz für's Vaterland. Unter diesen meinen Parteigenossen von damals blieben, wie gesagt, nur wenige unverwundert, nämlich vorzugsweise die grundsätzlichen Propheten, wie sie in allen möglichen Urtheilsregionen vorkommen, dieselben, welche noch zu siebzig

Jahren altklug sind, vielleicht weil sie, nach einem Ausdrucke JEAN PAUL'S, „schon als Kinder kindisch" waren. Den Anderen aber wollte das nil admirari namentlich bei einzelnen Personen auf keine Weise gelingen, mochten sie sich über „die Million" auch noch so bald orientirt fühlen.

Sehr nachträglich erst ging es mir auf, wie wenig ich den Sinn des Spruches von KEMPIS erfasst gehabt hatte: *occasiones hominem fragilem non faciunt, sed qualis sit, ostendunt: tentatio aperit, quid sumus.*)* Und mit wenig schmeichelhaften Empfindungen, aber mit desto gröfserer Bewunderung fremder Ueberlegenheit las ich dann die hier anzuführenden Worte in der Schrift von HEINE über BÖRNE, welche bekanntlich wegen ihrer boshaften und niedrig persönlichen Tendenz nicht grade geeignet ist, Sympathie für den Autor zu erregen, die aber durch diese Stelle von seiner illusionsfreien Menschenkenntnifs rühmliches Zeugnifs giebt.

Nachdem er von dem Gegensatze gesprochen zwischen dem „*beschränkten Teutomanismus*" auf dem Wartburgfeste und dem freieren Geiste, der das Hambacher Fest beherrscht habe, wendet er sich gegen das Vorurtheil, dafs „*die dunklen Narren, die sogenannten Deutschthümler ganz vom Schauplatze verschwunden*" seien und fährt dann fort:

„*Die Wissenden unter den Liberalen verhehlten einander nicht, dafs ihre Partei, welche den Grundsätzen der französischen Freiheitslehre huldigte, zwar an Zahl die stärkere, aber an Glaubenseifer und Hilfsmitteln die schwächere sei. In der That, jene regenerirten Deutschthümler bildeten zwar die Minorität, aber ihr Fanatismus, welcher mehr religiöser Art, überflügelte leicht einen Fanatismus, den nur die Vernunft ausgebrütet hat; ferner stehen ihnen jene mächtigen Formeln zu Gebot, womit man den rohen Pöbel beschwört; die Worte „Vaterland, Deutschland, Glauben der Väter" u. s. w. elektrisiren die unklaren Volksmassen noch immer weit sicherer als die Worte: „Menschheit, Weltbürgerthum, Vernunft der Söhne, Wahrheit ...!" Ich will hiermit andeuten, dafs jene Repräsentanten der Nationalität im deutschen Boden weit tiefer wurzeln als die Repräsentanten des Kosmopolitismus, und dafs letztere im Kampfe mit jenen wahrscheinlich den Kürzern ziehen, wenn sie ihnen nicht schleunigst zuvorkommen .... durch die welsche Falle.*"

*) Durch äufsere Veranlassungen wird die Schwäche des Menschen nicht bewirkt, sondern in ihrer Beschaffenheit an den Tag gelegt: die Versuchung macht nur offenkundig, was wir sind.

In dem letzten „wenn nicht" verräth sich nun freilich wieder die unverbesserliche Schwärmerei, die gemüthliche Anwandlung von dem hold-verhängnifsvollen Glauben an die Möglichkeit einer sogar akuten Weltverbesserung, nämlich einer mehr als scheinbaren, einer innerlichen Umänderung von Majoritäten durch heroisches Beginnen, aber trotzdem konnte ich die probate Stelle nicht ohne Neid lesen. Wie viel bittere Enttäuschungen müssen einem Manne erspart geblieben sein, dessen klarer und weitreichender Blick nicht zu blenden war durch das brillante Licht der mit einmüthigem Pathos überall zur Schau getragenen Partei-Farbe! Ach, wer doch auch so rechtzeitig zu den „Wissenden unter den Liberalen" gehört hätte, oder wer doch wenigstens jetzt mit Sicherheit dazu gehörte! — Und wie wird man wohl ein Wissender? —

Der wohlwollende Leser billigt es, dafs ich dieser Frage nicht lange nachhing, aber als Menschenkenner ist er schon darauf gefafst, den Aufwerfer von derlei Fragen bald um andere unergiebige Probleme bemüht zu finden. — O, wie wahr! —

Aber von jetzt an hört er auf, der Menschenkenner nämlich, die Höhe der Situation zu behaupten, sobald er etwa auch den Beleg gelten läfst, den ich für meine Acclamation anführe. Denn das Problem, welches ich unergiebig nenne, und das mich vor und nach 1866 beschäftigte, ist grade die Quelle, aus welcher jenes Lob herfliefst, dem die Philosophie ihr neu erstandenes Ansehen verdankt: es ist das Problem, in der Philosophie exact zu sein, oder auch, — was nur dem Lehrgange nach davon verschieden ist, für das Resultat aber identisch damit: das exacte Wissen zur Philosophie zu steigern.

Würde mich vor vielen Jahren Jemand von der Unergiebigkeit dieses Problems überzeugt haben, so wäre mir manche Arbeit erspart geblieben, deren specifisch exacte Natur mir sehr widerstrebte, und die ich nur mit starkem Selbstzwange überwinden konnte. Denn nicht aus Freude an der Mannigfaltigkeit der Untersuchungen selbst, nicht aus Interesse für den Sinnreichthum der angewendeten Experimente, sondern aus unrichtiger Schätzung ihres Werthes für psychologische und ästhetische Aufklärung hatte ich die Bekanntschaft mit den Arbeiten gesucht, welche in neuer Zeit ein Grenzgebiet anbauen zwischen Physik und Physiologie auf einer Seite und Philosophie auf der anderen, wie z. B. die Psychophysik von FECHNER, HELMHOLTZ' Lehre von den Tonempfindungen, einzelne Theile der Optik desselben Autors, mehre Arbeiten von

Classen, Wundt und anderen Forschern der beobachtenden und rechnenden Schule.

Zu derselben Zeit also, in welcher mir fast unisono mit dem Donner des Krieges und nicht minder gewaltig eindringend sehr praktische Lehren der empirischen Psychologie zu Theil wurden, zu eben derselben Zeit war ich in der theoretischen Psychologie noch von starken Illusionen befangen, und von diesen wurde ich nicht durch eine schnell erlösende Krisis frei, wie sie sich nach der aufklärungsreichen Siegeswoche von 1866 einstellte, sondern vielmehr durch eine Lysis, durch einen nur allmählich zu Stande kommenden Uebergang aus einem Zustande in den andern.

Es unterscheiden sich aber diese beiden Wandlungen nicht blos quantitativ wie in der Pathologie. Die Anschauung von dem Gesinnungsgehalte bestimmter mitlebender Menschen ist schlechterdings nur durch selbsterlebte Erfahrung zu erwerben; denn leider oder oftmals auch glücklicher Weise giebt es ja im Gebiete der Menschenkenntniſs selbst für die constantesten und deutlichsten Allgemein-Erscheinungen kein ebenso constantes und deutliches Ankündigungs-Merkmal im besonderen Falle. Daſs eine Unternehmung, für deren Motive im Anfang das allgemeinste Verdammungsurtheil feststand, nachträglich eine nicht viel weniger allgemeine Sanction durch das Factum des Gelungenseins erhält, — um das zu wissen, bedarf es weder der Geschichtsforschung, noch auch einer mehr als fast unvermeidlichen Menschenkenntniſs: Louis Napoléon's Staatsstreich war wohl mindestens für sämmtliche Nichtfranzosen von unbestreitbarer Belehrungskraft. Aber in welchem Grade specielle Individuen in einer speciellen Beziehung zur Menge gehören oder nicht, das wird doch immer nur durch ein arbiträres Gutachten ohne klare Kriterien vorher zu bestimmen sein. Daſs z. B. auſser den regierungsgewaltigen Personen, deren Menschenkenntniſs eines Heine nicht bedurfte, um den Ausbreitungsbezirk der Menge richtig abzuschätzen, daſs auſser diesen Wenigen, ja vielleicht auſser Einem, auch im Publikum noch viele Hellseher in der Lage gewesen wären, um auch die inneren Ergebnisse des deutschen Krieges zu diviniren, das wird man so lange bezweifeln dürfen, bis objective Beweisstücke dafür vorliegen werden. Und ob selbst von den Regierungsgewaltigen der Hebelarm so richtig wie von Heine in der angeführten Stelle unterschieden und taxirt war, jener Nationalitäts-Hebel, an welchem dies Mal der Erfolg so wirken konnte, daſs gleichmäſsig die offi-

ciellen Spitzen der Cultur und viele der engagirtesten Träger der herrschend gewesenen „Gesinnung" ergriffen wurden, auch das dürfte wohl nachträglich schwer zu ermitteln sein. Die Heine'sche Prophezeiung würde aber sicherlich, auch wenn sie noch so verbreitet gewesen wäre, Niemandem eine Enttäuschung erspart, noch weniger an dem Laufe der Ereignisse Etwas geändert haben.

Anders nun als mit der Kenntniſs von Menschen verhält es sich mit der Beurtheilung von Problemen. Während ein chronisch gewordener Fehler der Menschenkenntniſs nur durch Erfahrung aufzudecken ist, kann ein lediglich in der Begriffsbildung wurzelnder Irrthum, wie er doch in jedem wissenschaftlich unrichtigen Problem vorliegt, durch rein intellectuelle Mittel allerdings bei Einzelnen radical beseitigt werden. So wurde nach Helmholtz durch eine bloſse Correctur der Fragestellung der groſse Schritt gethan, der zur Entdeckung des Gesetzes von der Aequivalenz der Kräfte geführt hat, und es war somit die Unrichtigkeit des Problems von dem perpetuum mobile gewesen, wodurch die wichtige Reform in der exacten Naturforschung Jahrhunderte lang unmöglich geblieben war. Es besteht eben zwischen den beiden angegebenen Sphären derselbe Gegensatz wie zwischen Praxis und Theorie; jene verlangt Kenntniſs, diese Erkenntniſs, jene ein Verstehen im Sinne von Können und Thun, diese ein Wissen im Sinne von Verständniſs und Einsicht.

Nun ist zwar die richtige Theorie nichts Anderes als die zum Bewuſstsein gebrachte Wirklichkeit. Es kann aber wegen unabänderlich gegebener Bedingungen von der allermeisten Praxis immer nur ein sehr kleiner Theil dem Bewuſstsein zugänglich werden, und daher giebt es nur für sehr weniges menschliche Thun eine dem Handelnden gegenwärtige Theorie. Ueberall, wo von Uebung die Rede sein kann, da ist das bei Weitem Meiste in unserm praktischen Verhalten der Herrschaft des klaren Bewuſstseins entzogen. Daſs man aber ohne Uebung in der Menschenbeurtheilung fehl gehen müsse, darf wohl als zugestanden gelten. Ich habe den Begriff der Uebung durch erworbene Reflexthätigkeit definirt und meine daher, daſs auch bei der Bewährung von Menschenkenntniſs in jedem speciellen Falle sehr viel zu den von Lotze so genannten „vorgearbeiteten Effekten" gehört, deren Verlauf nicht vom Bewuſstsein beaufsichtigt wird.

Für Kenner der v. Hartmann'schen Philosophie des Unbewuſsten kann hier die Vermuthung nahe liegen, daſs ich, bewuſst oder unbewuſst, im Begriffe sei, der, mit Erlaubniſs, neuen Lehre Vor-

schub zu leisten. Nun halte ich aber aus später anzugebenden Gründen das Neue an dieser Lehre für das Product eines so groben Unfugs, wie er nur jemals von der betriebsamen Munterkeit eines JULIAN SCHMIDT oder ADOLF STAHR oder LUDWIG BÜCHNER mit Wissenschaft und Logik verübt ward; und so sehr ich auch in manchen für den Pessimismus eintretenden Partieen des HARTMANN'schen Buches der Gesinnungsgenosse des Autors bin, und so sehr ich namentlich auch dem Satze zustimme: *„Die Constitution als Mittelding von Monarchie und Republik ist nichts als eine ungeheuere offene Lüge“* (2. Aufl. p. 310, 5. Aufl. p. 338), so muſs ich doch von dem Werke im Ganzen überzeugt sein, daſs es sehr dazu geeignet ist, um unklare Köpfe noch unklarer zu machen, ganz abgesehen selbst von dem ausgezeichneten Unsinn, welchen der Autor über naturwissenschaftliche Dinge Preis gegeben hat, und der an einzelnen Stellen den Eindruck macht, daſs der Philosoph das Opfer burschicoser Mystification geworden ist — denn aus welcher ernst gehaltenen Publication neuerer Zeit oder von welchem nüchtern redenden Sachverständigen kann er Nachrichten her haben wie die in der später hier nachfolgenden Besprechung citirte, welche den Ersatz der Nierenthätigkeit betrifft, und welche Nachricht daselbst nur als ein Beispiel unter vielen ähnlichen ausgewählt ist! *„Daſs doch“* — so schreibt GOETHE am 14. Mai 1795 an SCHILLER — *„daſs doch der Genius, der dem Philosophen vor aller Erfahrung beiwohnt, ihn nicht auch zupft und warnt, wenn er sich bei unvollständiger Erfahrung zu prostituiren Anstalt macht.“* Nun, für den Anhänger eines derartigen Genius wissenschaftlicher Orgien wünsche ich auch nicht vorübergehend gehalten zu werden, und deshalb nehme ich an dieser Stelle Gelegenheit zu zeigen, daſs das Unbewuſste, von dem ich oben gesprochen habe, durchaus unabhängig ist von Herrn v. HARTMANN's Doctrin und keineswegs eine besonders zugerichtete Bedeutung beansprucht. Zu diesem Zwecke citire ich hier den auch ohne diese Veranlassung hergehörigen Schluſs eines Aufsatzes, welchen ich sieben Jahre vor der ersten Auflage des HARTMANN'schen Buches veröffentlicht habe; er ist betitelt: „Ueber den Wohnsitz der Seele“ und steht im zweiten Bande der „Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur“ (Berlin, 1862, Guttentag). Dort heisst es:

„Durchmustern wir unsere gewöhnlichen Thätigkeiten und all die mannigfaltigen Situationen, in welche uns der stete Wechsel des täglichen Lebens bringt, so werden wir kaum eine unter allen auffinden, welche uns die constatirte, arge Beschränktheit des Bewuſstseins zur Anschauung brächte. Wir gehen einen gewundenen Weg durch belebte Straſsen und kommen nicht minder sicher an einen bestimmten Ort, wenn unterdeſs eine vielfach wechselnde Gedankenreihe uns beschäftigt hat; gleichzeitig lenkte unser Wille jeden Schritt, und unsere Aufmerksamkeit hat tausend Dinge mit Auge und Ohr wahrgenommen, um Gefahren und Collisionen zu vermeiden, ja die Erinnerung an Gesehenes und Gehörtes bezeugt ausserdem, daſs nebenher noch vielfach andere Eindrücke zu unserm Bewuſstsein gelangt sind. Nach einer Oper zeigt uns der vielseitige Recensent, daſs es ihm möglich gewesen, nicht nur den Inhalt, sondern auch die Ausführung der oft nicht wenig complicirten Musik, mitunter wohl auch die gesungenen Worte zu beachten und zu verstehen, während zugleich eine prüfende Theilnahme an der dramatischen Entwicklung vorhanden war und auſserdem mit kritischen Sinnen Mimik, Gestalt, Maske, Nuancen des Vortrags bei den einzelnen Personen und der ganze Apparat der Aufführung in das Bewuſstsein aufgenommen wurden. „Das macht die Uebung,“ hört man wohl bei gelegentlicher Erwähnung solcher Wunder erklärend angeben. Befragt man dagegen den Zeichner, den Mikroskopiker, den Schützen, oder den Klavierstimmer, den Kapellmeister, so erfährt man, daſs sie alle schlieſslich darin übereinkommen, es sei ihnen Nichts schwerer, als unter einer Mehrzahl von Sinneseindrücken eine einzelne, specielle Erregung recht scharf mit dem Bewuſstsein auszusondern und für die Erinnerung festzuhalten. Die Uebung also wirkt um so weniger erleichternd, je concentrirter die Bewuſstseinsthätigkeit erforderlich ist, doch kommt es glücklicher Weise eben nur bei ganz speciellen Thätigkeiten dazu, daſs eine so strenge Forderung an das Bewuſstsein ergeht; vielmehr ist es meistens grade ein sehr ausgebreitetes Feld von Combinationen, welchem sich das Bewuſstsein zuzuwenden hat, und jene Fähigkeit, „die Anregung der verschiedenen Nerven rasch auf einander folgen zu lassen,“ erscheint für die Ausübung leichter, als die Concentration der Erregung auf einen bestimmten Punkt. Unter dem Begriff Uebung können wir nun nicht wohl etwas Anderes verstehen als erworbene Reflexthätigkeit. Wenn wir in stets erneuter Wiederholung immer dieselbe Reihenfolge von Nervenerregungen in uns entstehen lassen, so werden die gesetzmäſsigen Bahnen, innerhalb deren diese Erregungen verlaufen, wegsamer, leichter zugänglich, und während im Anfange das Bewuſstsein den ganzen Verlauf einer Erregung beaufsichtigte, wird, proportional der Häufigkeit des Vorgangs, ein

solcher Verlauf zu einem jener „vorgearbeiteten Effekte“, von denen LOTZE *spricht. Nur daraus ist es ja z. B. erklärlich, wie wir bei ganzer Vertiefung in den Inhalt dessen, was wir schreiben, so ohne Mühe, so „von selbst“ die sehr minutiösen Muskelthätigkeiten beherrschen, welche zu der richtigen Führung der Feder erforderlich sind. Der Einzelne hat zwar die Mühe vergessen, welche das Erlernen von Sprechen und Gehen ihm verursacht hat, aber die Beobachtung kann Jeden davon überzeugen, daſs grade bei dem Beginne dieser Thätigkeiten die Bewuſstseinsentwicklung merklich betheiligt ist. Wir stellen gewöhnlich an uns und Andere die Forderung, nur dasjenige zum Gegenstand der Verantwortlichkeit zu machen, was wir dem Bewuſstsein zuschreiben dürfen. Und mit Recht wird diese Forderung als eine der wesentlichsten Grundlagen socialer Existenz stets aufrecht erhalten, nur sollten wir uns mehr darüber klar werden, in wie weit wir die Vergangenheit eines Menschen oder seine Gegenwart zur Rechenschaft ziehen. Bedenken wir aber, wie unter allen Aeuſserungen des „fertigen“ Menschen der bei Weitem gröſste Antheil jenen erworbenen Reflexvorgängen zukommt, von denen zwar das Bewuſstsein nicht immer ausgeschlossen ist, an denen es sich aber meistens mit nur sehr geringer Intensität betheiligt, so gelangen wir auch physiologisch zu dem Schlusse, daſs in der That in überwiegendem Maſse „der Mensch das Produkt seiner Verhältnisse“ ist.*

„Fassen wir alles Gesagte zusammen, so ergiebt sich daraus die Erkenntniſs, daſs sowohl die Organe unseres Bewuſstseins in dem ganzen Organismus als auch die Bethätigungen dieser Fundamentalkraft unseres geistigen Wesens innerhalb der Gesammtheit aller Lebensvorgänge einen überaus winzigen Bruchtheil darstellen, und um so mehr werden wir von Bewunderung erfüllt, wenn wir erwägen, wie weit reichend und mächtig die Wirkungen sind, welche die Natur durch die engumgrenzte und gesetzmäſsige Thätigkeit eines mikroskopischen Apparates zu entfalten weiſs.

„Ist das Zugeständniſs dieser Thatsachen in manchen Augen ein demüthigendes für die ‚Krone der Schöpfung‘, so kann es doch durch seine Folgerungen auch dazu beitragen, sowohl unsere Stimmung gegen widerstrebende Menschennaturen zu mildern, als auch vor Täuschungen zu bewahren, welche uns bereitet werden, wenn wir durch Mittel, die das reine Bewuſstsein zum Angriffspunkt nehmen, auf das Verhalten entwickelter Menschen einzuwirken versuchen.“

Daſs ich im Laufe der zwölf ereigniſsreichen Jahre, welche zwischen diesen und meinen heutigen Worten liegen, von dem „Verhalten entwickelter Menschen“ wesentlich anders zu denken gelernt habe, das wird man mir nach allem Vorangestellten nicht zutrauen. Ich werde mich daher in keiner Weise enttäuscht fühlen, wenn ich von der Opposition, mit der ich hier hervortrete, nicht den geringsten Erfolg werde wahrzunehmen haben. Denn eine mathematische Evidenz ist freilich durch die Natur des Gegenstandes ausgeschlossen, und da es nicht einmal jenen erfolgreichen Entdeckern des Aequivalenz-Gesetzes gelungen ist, im Laufe von nunmehr dreiſsig Jahren und darüber das Suchen nach dem perpetuum mobile zum Verschwinden zu bringen, so habe ich hinreichenden Grund, mich vor Illusionen über die Tragweite meiner Darlegung sicher zu fühlen. Ueberdies ist mir die Macht der Mode auch in rein geistigen Bestrebungen nicht unbekannt, und es ist eben zur Zeit Mode, die Philosophie in einem Sinne „anzuerkennen“ und hoch zu stellen, durch welchen sie nach meiner Auffassung erniedriegt und entseelt wird. Die überwundenen Hegeleien trägt man ihr nicht mehr nach, sondern auf Grund unverdächtiger Empfehlungen rühmt man auch ihr Früchte des Erkenntniſsbaumes an, deren Genuſs nicht mehr illegitim sei, deren Geschmack vielmehr dem Zeitgeiste entspreche, da der Besitz dieses — beiläufig „specifisch deutschen“ — Products erst recht concurrenzfähig mache auf dem Markte des Lebens; denn hier grade habe der echte Erkenntniſsbaum seine alleinigen Wurzeln, und so habe auch die Praxis wieder das erste Anrecht auf seine Nutznieſsung. Ich spiegle mir also, wie gesagt, nicht vor, den Anpreisern der Philosophie in diesem Sinne den Boden ihrer Wirksamkeit streitig machen zu können.

Vielmehr wende ich mich an eine überall verschwindend kleine und zu allen Zeiten zur Machtlosigkeit während ihres Lebens prädestinirte Menschengattung, zu deren vielen negativen Merkmalen auch dies gehört, daſs man sich über den ihr gebührenden Namen niemals geeinigt hat. Denn mit aller Art von organisirtem oder auch nur organisirungsfähigem Parteiwesen religiöser oder politischer Gattung sowie mit irgend einer Berufs- oder Gesellschafts-Klasse haben die hier Gemeinten schlechterdings Nichts zu schaffen; vielmehr finden sie sich ohne allen äuſseren Verband in den unvereinbarsten Partei- und Societätsstellungen zerstreut vor, und durch Statistik kann leider niemals ihre Verhältniſsziffer zur Gesammtbevölkerung ermittelt werden; denn die Manifestatio-

nen ihres Daseins sind ungefähr so unberechenbar wie die von irgendwie abalienirten Personen, und mit diesen Kranken werden sie daher auch wirklich zuweilen verwechselt, — eine Erfahrung, für welche aus neuer Zeit eine besonders instructive Probe zur Kenntnifsnahme von Jedermann vorliegt in dem „zur Abwehr“ überschriebenen Anhange zur zweiten Auflage von ZÖLLNER's Buch „Ueber die Natur der Cometen“ (Leipzig, 1872, Engelmann). Doch geschieht freilich eine solche Verwechselung der Uniformlosen nicht leicht von ihres Gleichen, sondern meist von einer Gattung von Beurtheilern, welche in einem gewissen specifisch weltmännischen Sinne als „die Gesunden“ bezeichnet werden. Aber „problematische Naturen“, an welche man bei solcher Gelegenheit leicht erinnert wird, sind jene Ersten dennoch nicht; denn für sie gehört ja als ein Erfordernifs nach GŒTHE „der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genufs verzehrt“, während den Hierhergehörigen grade im Gegentheil die Kraft zur inneren Realisirung des dauerhaftesten, nur mit dem Bewufstsein zugleich verlierbaren Glücks vindicirt wird.

Ist aber Etwas durch sein directes Widerspiel zu charakterisiren, so könnte es hier durch den Hinweis auf das unsterbliche und grofsmächtige Geschlecht der Snobs geschehen, von welchen einige Haupttypen durch die Meisterhand THACKERAY's in seinem Book of Snobs so lebenswahr portraitirt sind. Zum allgemeinen Signalement des Snob reicht die Bestimmung hin, dass es Jeder ist, „*who meanly admires mean things*“: der in niedriger Weise hochschätzt, was niedrig ist. Nun ist allerdings niedrig ein sehr relativer Begriff, und es wird immer dem besonderen Falle vorbehalten bleiben, die Diagnose auf Snobbismus zu stellen. Gewissenhaft kann folglich Jeder auch nur von Snobs in seinem Sinne sprechen, — aber wer wäre Stoiker genug, um nicht ganze Schaaren von Snobs aus der Welt zu wünschen!

Nun, wenn es wahr ist, dafs es in grofsen Dingen schon genügt, gewollt zu haben, so werden die Manen THACKERAY's die Zeichen meiner Andacht, welche ich frommen Sinnes ihrem Altare hier darbringe, huldvoll genehmigen. Denn gewollt habe ich nichts Geringeres, als der übergewaltigen, der nimmer besiegbaren Streitmacht der Snobs so viele unsichere Heerespflichtige abspenstig machen, als von meiner schwachen Stimme irgend erreicht werden; — nur an die raren Vögel kann ich ja denken, welche nicht aus innerem Beruf, sondern aus jugendlich unbedachter Unterwerfung

unter die Tradition im Begriffe sind, sich ihrem Snob-Häuptling zuzuwenden. Im Uebrigen lehrt mich DON VINCENCIO JUAN DE LASTANOSA: „*Dem Gerechten keine Gesetze, und dem Weisen keine Rathschläge*“ — und GŒTHE:

. . . „Lies't doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so lies't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder, wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.“

I.

Die exacte Wissenschaft und die philosophische Grundlage der Erkenntnifstheorie.

Es kann nicht zweifelhaft sein, von welcher speciellen Philosophie man zu reden hat, wenn man, anknüpfend an historisch Gegebenes, von den Beziehungen spricht zwischen der neueren, auf Exactheit gerichteten Naturforschung und der Philosophie schlechthin. Denn insofern sich diese Beziehung seit und durch Johannes Müller überhaupt wirksam gezeigt hat, wird sie wesentlich durch Kant vermittelt. Wenn auch Joh. Müller selbst die „Statik der Gemüthsbewegungen“ in der Darstellung Spinoza's giebt; wenn auch bei Späteren hie und da die Herbart'sche Schule anklingt und wieder bei Anderen, z. B. bei Zöllner, das Verdienst Schopenhauer's Berücksichtigung findet, so erscheint doch neben dem Interesse an Kant, selbst bei den Genannten, die Theilnahme für andere Philosophen von mehr episodischem Charakter, und die Fragen, welche heute auf dem so genannten Grenzgebiete zwischen der Naturwissenschaft inclusive Mathematik und der Philosophie discutirt werden, führen eben wie mit innerer Nothwendigkeit auf die Fundamente der Kantischen Philosophie als auf ein gemeinsames Verhandlungsfeld.

Von den bewährten Führern der exacten Schule hat unter den Lebenden Niemand früher und mit gröfserer Nachhaltigkeit dafür gesorgt, dafs dem Andenken Kant's Gerechtigkeit geschehe, als Helmholtz, und für die auch aufserhalb der Naturwissenschaft wiederbelebte Theilnahme an philosophischen Bestrebungen, welche dieses Namens werth sind und nicht so völlig unwerth wie die Irrfahrten der sogenannten Naturphilosophen Hegel, Schelling und

deren abenteuernder Nachzügler, — für die Wiederbelebung also des Respects vor willkürfreiem Philosophiren ist grade Helmholtz selbständig und bahnmachend eingetreten.

Denn zu der Zeit, als er zuerst öffentliches Zeugnifs für seine Achtung vor den Leistungen Kant's ablegte, in den Jahren 1854 und '55, da gehörte es nicht grade zur allgemeinen Sitte, der Philosophie in irgend einer Art ihres Auftretens Reverenz zu machen, und Helmholtz war sich seiner Opposition gegen die damalige Mode-Richtung sehr wohl bewufst, wie es die Einleitungsworte zu seinem Vortrage „Ueber das Sehen des Menschen“ (Leipzig, 1855, Voss) an den Tag legen. Auch in dem Handbuch der physiologischen Optik von 1867 ist noch (p. 797) von „*der Abneigung unseres Zeitalters gegen philosophische und psychologische Untersuchungen*“ die Rede. Die in jenem Vortrage ausgesprochene Versicherung des Redners, es seien nicht „*äufsere Rücksichten oder verdeckte Gegnerschaft*“, sondern „*volle Anerkennung und Hochachtung*“, welche ihn leiten, seiner Verehrung für Kant Ausdruck zu geben, diese Versicherung hat durch spätere streng wissenschaftlich gehaltene Veröffentlichungen hinreichend sachliche Belege erhalten: die physiologische Optik bietet sehr viel mehr als rednerische Zeugnisse dafür, dafs es in der That die Beschaffenheit des Gegenstandes ist, welche neben dem naturwissenschaftlichen auch das philosophische Interesse wach ruft.

Die Anerkennung nicht nur der Kantischen Capacität, sondern auch der zur Erkenntnifstheorie gehörigen Resultate Kant's kehrt auch in der Optik sowie in späteren mehr populär gehaltenen Publicationen von Helmholtz wieder. Und so bedarf es bei der unbestrittenen Bedeutung des Mannes wohl keiner weiteren Rechtfertigung, wenn für den hier versuchten Nachweis der Relationen zwischen Philosophie und exacter Forschung Helmholtz als geeigneter Repräsentant der letzten angesehen wird gegenüber Kant als dem unbezweifelt würdigen Vertreter philosophischer Richtung. Doch ist zu bemerken, dafs in diesem Abschnitte das Wort Philosophie in restringirtem Sinne gelten soll, nämlich für den Theil dieser Wissenschaft, welcher die Erkenntnifstheorie betrifft; denn weder von Aesthetik als der Theorie des Schönen, noch von Ethik soll zunächst die Rede sein, sondern es handelt sich hier nur um die erste der drei von Kant formulirten Fragen, in welche zusammen sich nach seinem Ausdrucke alles Interesse der Vernunft, das speculative sowohl als das praktische, vereinigt, — um die Frage nämlich: „*Was kann ich wissen?*“

Die Aufgabe nun von diesem Theile der KANTischen wie jeder wahren Philosophie ist von HELMHOLTZ in dem genannten Vortrage über das Sehen des Menschen sehr zutreffend mit folgenden Worten bezeichnet (p. 5):

„KANTS *Philosophie beabsichtigte nicht, die Zahl unserer Kenntnisse durch das reine Denken zu vermehren, denn ihr oberster Satz war, dass alle Erkenntniss der Wirklichkeit aus der Erfahrung geschöpft werden müsse, sondern sie beabsichtigte nur, die Quellen unseres Wissens und den Grad seiner Berechtigung zu untersuchen, ein Geschäft, welches immer der Philosophie verbleiben wird, und dem sich kein Zeitalter ungestraft wird entziehen können.*“

Die vollkommene Verträglichkeit der Philosophie mit der Naturwissenschaft ist hier durch die Abgrenzung beider Gebiete gegeneinander prägnant formulirt. Und wie sehr auch KANT in Uebereinstimmung mit dieser Auffassung sei, zeigt unter Anderem folgende Stelle (Werke, ROSENKRANZ-SCHUBERT, 1, 563 *)):

„*Mathematik und Naturwissenschaft, so ferne sie reine Erkenntniss der Vernunft enthalten, bedürfen keiner Kritik der menschlichen Vernunft überhaupt. Denn der Probierstein der Wahrheit ihrer Sätze liegt in ihnen selbst, weil ihre Begriffe nur so weit gehen, als die ihnen correspondirenden Gegenstände gegeben werden können, anstatt dass sie in der Metaphysik zu einem Gebrauche bestimmt sind, der diese Grenze überschreiten und sich auf Gegenstände erstrecken soll, die gar nicht, oder wenigstens nicht in der Maasse, als der intendirte Gebrauch des Begriffs es fordert, d. i. ihm angemessen gegeben werden können.*“

Nach dieser übereinstimmenden Auffassung dürfte es also ein Grenzgebiet, das heifst: ein für Philosophie und Naturwissenschaft oder Mathematik gemeinsames Untersuchungsfeld nicht geben. Demgemäfs dringt auch KANT wiederholt darauf, die beiden Wissenschaften nicht mit einander zu vermengen, z. B. in der Kritik der reinen Vernunft (1. Aufl. 1781, p. 726):

„*Da wir es uns zur Pflicht gemacht haben, die Gränzen der reinen Vernunft im transscendentalen Gebrauche genau und mit Gewifsheit zu bestimmen, diese Art der Bestrebung aber das besondere an sich hat, unerachtet der nachdrücklichsten und kläresten Warnungen, sich noch immer durch Hofnung hinhalten zu lassen, ehe*

*) Wo im Folgenden die Citat-Nachweisungen aus KANT's Werken ohne Zusatz gegeben werden, ist immer die Ausgabe von ROSENKRANZ-SCHUBERT gemeint.

man den Anschlag gänzlich aufgiebt, über Gränzen der Erfahrungen hinaus in die reitzende Gegenden des Intellectuellen zu gelangen: so ist es nothwendig, noch gleichsam den lezten Anker einer phantasiereichen Hoffnung wegzunehmen und zu zeigen, dafs die Befolgung der mathematischen Methode in dieser Art Erkentnifs nicht den mindesten Vortheil schaffen könne, es müfste denn der seyn, die Blössen ihrer selbst desto deutlicher aufzudecken, dafs Mefskunst und Philosophie zwey ganz verschiedene Dinge seyn, ob sie sich zwar in der Naturwissenschaft einander die Hand bieten, mithin das Verfahren des einen niemals von dem andern nachgeahmt werden könne.

„*Die Gründlichkeit der Mathematik beruht auf Definitionen, Axiomen, Demonstrationen. Ich werde mich damit begnügen, zu zeigen: dafs keines dieser Stücke in dem Sinne, darin sie der Mathematiker nimt, von der Philosophie könne geleistet, noch nachgeahmet werden. Dafs der Mefskünstler, nach seiner Methode, in der Philosophie nichts als Kartengebäude zu Stande bringe, der Philosoph nach der seinigen in dem Antheil der Mathematik nur ein Geschwätz erregen könne, wiewol eben darin Philosophie besteht, seine Gränzen zu kennen, und selbst der Mathematiker, wenn das Talent desselben nicht etwa schon von der Natur begränzt und auf sein Fach eingeschränkt ist, die Warnungen der Philosophie nicht ausschlagen, noch sich über sie wegsetzen kan.*“

Nach KANT sowohl als nach HELMHOLTZ darf man demnach erwarten, dafs jede dafür in Frage kommende Untersuchung streng zu classificiren sei. Aber die Untersuchungsgebiete sind nicht die Menschen. Die Philosophie wird zwar durch ihren Vertreter immer constatiren können, in wie weit sie sich der Naturwissenschaft als eines Erläuterungs- und Hilfsmittels bedient, und in wie weit sie selbstthätig ist. Wird diese Distinction von dem Philosophen vernachlässigt, so entsteht zum Nachtheil des Gegenstandes nach beiden Seiten hin leicht Unklarheit und folglich Irrthum. Ebenso kann und sollte der Naturforscher sich überall bewufst bleiben, ob er mit Erfahrungsmaterial auf logische Weise operirt, oder ob er mit Hilfe rein innerlicher Beobachtungen über den Hergang bei der ursprünglichen Erwerbung des Erfahrungsmaterials Ermittelungen anstellt. Nun wird es aber durch das Interesse an dem Gegenstande oftmals herbeigeführt, dafs der Philosoph Naturforscher wird, und dafs der Naturforscher philosophirt. So ist es ja nach dem Vorgange von HELMHOLTZ schon geläufig, KANT wegen der von ihm zuerst aufgestellten Hypothese über die Entstehung unseres

Planetensystems als ganz genuinen Naturforscher zu schätzen, und ZÖLLNER giebt ausführlich den Nachweis, *„wie viel gründlicher und umfassender sich* KANT *mit den hierauf bezüglichen Fragen beschäftigt hat,“* als es 42 Jahre nach ihm von LAPLACE geschehen ist.

In diesen Untersuchungen haben wir KANT eben nicht als Philosophen vor uns, sondern als denkenden Naturforscher, und so könnte es ebenso der Fall sein, daſs nicht immer der Naturforscher HELMHOLTZ zu uns spräche, sondern der Philosoph, doch werden wir finden, daſs grade HELMHOLTZ selbst in seinen philosophisch erscheinenden Ausführungen mit nur wenigen Ausnahmen bemüht ist, das Terrain nicht zu verlassen, innerhalb dessen seine Competenz anerkannt ist. Aber dies gilt allerdings nicht überall auch von dem gleichwohl so sehr competenten Mathematiker HELMHOLTZ, nämlich nicht dort, wo er mit Genugthuung RIEMANN seinen Gefährten nennt, wohl aber von demselben Manne als Naturforscher, wo er den beobachtbaren Erscheinungen gegenüber Stellung nimmt. Er unterscheidet sich hierin sehr vortheilhaft von manchen anderen philosophisch interessirten Naturforschern, welche grade die Vermengung der beiden sehr heterogenen Wissenschaften beharrlich cultiviren. Dieser unheilvollen Richtung leistet z. B. das im Einzelnen vieles Treffliche bietende Werk von WUNDT besonderen Vorschub: „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele“ (Leipzig, 1863, Voſs). Während sich aber WUNDT nach seinen eigenen Worten noch damit begnügt (Bd. I, p. 267), *„unversehens recht ansehnliche Stücke Metaphysik aus der Psychologie herausgeholt zu haben“*, so sehen wir dies Beginnen sehr bald durch HÆCKEL zur Vollendung gebracht. In seiner „Generellen Morphologie der Organismen“ (Berlin, 1866, Reimer) gipfelt die neue Tendenz in folgendem Ausspruche, welchen der Autor wiederholt und mit ganz besonderem Nachdruck hervorhebt (Bd. 1, p. 67 und Bd. 2, p. 447):

„Alle wahre Naturwissenschaft ist Philosophie und alle wahre Philosophie ist Naturwissenschaft. Alle wahre Wissenschaft aber ist Naturphilosophie.“

Obgleich nun aber HELMHOLTZ eine sehr viel discretere Haltung bewahrt, so ist es doch selbst ihm begegnet, daſs er von verschiedenen Interessenten in grade entgegengesetztem Sinne ist verstanden worden. Es ist dies der Fall bei dem hier speciell zu behandelnden Gegenstande, und ich gebe zunächst einige Beispiele von den einander widersprechenden Referaten über das eigenthümliche Discussionsobject.

In dem Habilitationsvortrage des Mathematikers ROSANES „Ueber die neuesten Untersuchungen in Betreff unserer Anschauung vom Raume“ (Breslau, 1871, Maruschke & Berendt) heiſst es (p. 8): *„In neuerer Zeit ist man wohl überwiegend zu der von* HELMHOLTZ *sogenannten empiristischen Theorie übergegangen, zu welcher sich schon frühzeitig* GAUSS *bekannt haben soll, wonach man im Raume Nichts als einen von der Empirie abstrahirten Begriff zu sehen habe, eine Ansicht, welche schon vor* KANT *insbesondere bei dem englischen Sensualisten* LOCKE *auftritt.“*

Um keinen Zweifel über die GAUSS'sche Ansicht zu lassen, auf welche hier Bezug genommen wird, führe ich die Worte von GAUSS an:

„Dieser Unterschied zwischen rechts und links ist, sobald man vorwärts und rückwärts in der Ebene, und oben und unten in Beziehung auf die beiden Seiten der Ebene, einmal (nach Gefallen) festgesetzt hat, in sich völlig bestimmt, wenn wir gleich unsere Anschauung dieses Unterschiedes Andern nur durch Nachweisung an wirklich vorhandenen materiellen Dingen nachweisen können.“

„Beide Bemerkungen hat schon KANT *gemacht, aber man begreift nicht, wie dieser scharfsinnige Philosoph in der ersteren einen Beweis für seine Meinung, daſs der Raum nur Form unserer äusseren Anschauung sei, zu finden glauben konnte, da die zweite so klar das Gegentheil, und daſs der Raum unabhängig von unserer Anschauungsart eine reelle Bedeutung haben muſs, beweiset.“* (Nach dem Citat von J. C. BECKER in seiner Schrift: „Abhandlungen aus dem Grenzgebiete der Mathematik und Philosophie“, Zürich, 1870, Schulthess, p. 5).

Nach der Auffassung von ROSANES lehrt also HELMHOLTZ in Uebereinstimmung mit GAUSS und im Gegensatze zu KANT, daſs der Raum auch auſserhalb der subjectiven Vorstellung von ihm existire. Dieselbe Auffassung von HELMHOLTZ' Arbeiten über den Raum und das räumliche Sehen hat E. DU BOIS-REYMOND, wie folgende Stellen seiner Rede über „LEIBNIZische Gedanken in der neueren Naturwissenschaft“ zeigen (Berlin, 1871, p. 29):

„Hr. HELMHOLTZ *setzt die beiden Lehrmeinungen, die der angebornen und die der erworbenen Vorstellungen, einander gegenüber unter dem Namen der nativistischen und der empiristischen Theorie. Er besteht darauf, daſs, bis die Unmöglichkeit bewiesen sei mit dem Empirismus auszukommen, der Nativismus als ein Unerklärliches zurückzuweisen sei.“* . . . .

„Die metamathematischen Untersuchungen von Riemann, *Hrn.* Helmholtz *u. A. über die der Geometrie zu Grunde liegenden Thatsachen haben dieser Anschauungsweise eine neue Stütze verliehen. Sie haben gezeigt, dafs Gröfsencomplexe mit den wesentlichen Eigenschaften des Raumes sich logisch denken lassen, die nicht unser gemeiner Raum mit seinen drei Dimensionen sind. Die Vorstellung dieses Raumes, wird daher geschlossen, kann keine angeborne, sie mufs eine erworbene sein.“*

Hören wir nun den Philosophen O. Liebmann. In seinem Aufsatze „Ueber die Phaenomenalität des Raumes“ (Philosophische Monatshefte von J. Bergmann, Bd. VII, Heft 8, p. 337) wird über denselben Gegenstand referirt, welchen Rosanes in der angeführten Rede behandelt, und von den vier Sätzen, welche das Endergebnifs zusammenfassen, lautet der erste (p. 358):

„Der sinnliche Anschauungsraum, als ein dreifaches Nebeneinander von localisierten Empfindungen, ist nichts absolut Reales, sondern ein von der Organisation unsrer intuitiven Intelligenz abhängiges, und in diesem Sinne subjectives, Phänomen innerhalb jedes uns gleichgearteten Bewufstseins.“

Und, um die Contradiction gegen Rosanes ganz vollständig zu machen, wird auf p. 355 Folgendes gesagt:

„Von Gauss *berichtet* Sartorius von Waltershausen *in seiner Gedächtnifsschrift, nach seiner öfters ausgesprochenen innersten Ansicht habe dieser eminente Denker die drei Dimensionen des Raums als eine specifische Eigenthümlichkeit der menschlichen Intelligenz betrachtet. Leute, welche dies nicht einsehen könnten, bezeichnete er einmal humoristisch als Böotier. Wir können uns, sagte er, etwa in Wesen hineindenken, die sich nur zweier Dimensionen bewufst sind; höher über uns stehende würden vielleicht in ähnlicher Weise auf uns herabblicken; und er habe, fuhr er scherzend fort, gewisse Probleme hier zur Seite gelegt, die er in einem höhern Zustand später geometrisch zu behandeln gedächte. Von* Helmholtz *besitze ich verba ipsissima. Ich habe mich selbst mit ihm über den Gegenstand unterhalten, und er äufserte sich genau in dem gleichen Sinne. Er erklärte es ausdrücklich für eine Möglichkeit, dafs aufserhalb unsres Bewufstseins vielleicht eine Welt von mehr als drei Dimensionen existiere. Er erklärte den ebenen Raum von drei Dimensionen für eine subjective Form unsrer Anschauung.“*

Diese wie Ja und Nein gegeneinanderstehenden Auffassungen, nicht nur von dem Sachverhalt selbst, sondern sogar von den

Parteistellungen specieller Forscher über den streitigen Gegenstand, dieser Widerspruch also selbst unter den Referenten über die Arbeiten zur Raumfrage ist keineswegs vereinzelt, und schon dieser Umstand legt die Vermuthung nahe, dafs die Frage, auf welche hier sowohl mit Ja als mit Nein geantwortet wird, eine Unklarheit enthalte, und dafs es darauf ankomme, zunächst diese Frage selbst eindeutig zu machen, bevor man die Antworten der Specialisten richtig auffassen könne. Denn irgendwo mufs doch ein fundamentales Mifsverständnifs vorliegen, wenn Antworten auf dieselbe Frage in streng entgegengesetztem Sinne nicht nur ertheilt, sondern auch gedeutet werden können.

In der That haben sich für mich jene vorhin exemplificirten Widersprüche gelöst, nachdem ich den Ursprung eines Mifsverständnisses an einer Stelle glaube erkannt zu haben, welche bei den Verhandlungen über das Problem des Raumes keine Berücksichtigung gefunden hat. Von dieser scheinbar entlegenen Stelle aus will ich daher nun den Weg, den ich genommen, mit dem Wunsche aufweisen, dafs er auch bei Anderen die Probe bestehen möge, ob er zur Orientirung geeignet sei.

Auf den Ausgangspunkt, welchen ich im Auge habe, ist das öffentliche Interesse in gröfserer Ausbreitung als vorher durch einen Vortrag „Ueber die Grenzen des Naturerkennens“ hingelenkt worden, welchen E. du Bois-Reymond am 14. August 1872 bei Gelegenheit der 45. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Leipzig gehalten hat. Wider Erwarten hat der in dieser Rede entwickelte Gedanke selbst solche Kreise als neu überrascht, von denen man bei der Fülle offener Verkehrswege zwischen der Naturwissenschaft und allen Schichten des lesenden und hörenden Publikums hätte annehmen sollen, das Dargebotene werde seinen anregenden Eindruck nur der angenehmen Form eloquenter Ausstattung zu danken haben. Denn wer sich für den Gegenstand interessirte, konnte schon seit mehren Jahren beobachtet haben, dafs die Majorität der hervorragenden Naturforscher eines Sinnes geworden sei in der Anerkennung, dafs die psychischen Erscheinungen sui generis, dafs sie specifisch verschieden seien von allen anderen möglichen Erscheinungen in der ganzen menschenzugänglichen Welt. Folgende Beispiele mögen die an Einmüthigkeit grenzende Stellung der Naturforscher zu dieser Angelegenheit bezeugen. In der physiologischen Optik giebt Helmholtz (p. 443) das Argument für die völlige Unvergleichbarkeit zwischen jeder Vorstellung und ihrem

Gegenstande, nachdem er vorher (p. 441) bemerkt hat, dafs *„wir überhaupt bisher von der Natur der psychischen Vorgänge so gut wie nichts wissen."* Das Argument lautet:

„Wenn zwischen der Vorstellung in dem Kopfe eines Menschen A und dem vorgestellten Dinge irgend eine Art von Aehnlichkeit, von Uebereinstimmung wäre, so würde eine zweite Intelligenz B, welche beide, das Ding und seine Vorstellung im Kopfe von A, sich nach den gleichen Gesetzen vorstellte, irgend eine Aehnlichkeit zwischen ihnen finden oder doch wenigstens denken können. Denn Gleiches in gleicher Weise abgebildet (vorgestellt) müfste doch gleiche Bilder (Vorstellungen) geben. Nun frage ich, welche Aehnlichkeit soll man sich denken zwischen dem Procefs im Gehirn, welcher die Vorstellung eines Tisches begleitet, und dem Tische selbst. Soll man sich die Gestalt des Tisches von elektrischen Strömen nachgezeichnet denken, und wenn der Vorstellende sich vorstellte, dafs er um den Tisch herumgehe, soll dazu noch ein Mensch mittels elektrischer Ströme gezeichnet werden. Perspectivische Projectionen der Aufsenwelt in den Gehirnhemisphären, wie sie wohl angenommen sind, genügen offenbar nicht, die Vorstellung von einem körperlichen Objecte darzustellen. Und gesetzten Fall eine kühne Phantasie schreckte vor einer solchen und ähnlichen Hypothesen nicht zurück, so wäre ein solches elektrisches Abbild des Tisches im Gehirn eben ein zweites körperliches Object, welches wahrgenommen werden müfste, aber keine Vorstellung vom Tische. Indessen sind es nicht gerade die Anhänger materialistischer Meinungen, welche der aufgestellten Behauptung zu widersprechen suchen werden, sondern die Anhänger spiritualistischer Meinungen. Und für diese, sollte ich meinen, läge das Verhältnifs im Gegentheil noch klarer da. Welche mögliche Aehnlichkeit soll denn die Vorstellung, eine Veränderung in der unkörperlichen, räumlich nicht ausgedehnten Seele mit dem im Raume ausgedehnten Körper des Tisches haben können. Es ist von Seiten der spiritualistischen Philosophen, soviel ich weifs, nicht einmal jemals auch nur eine Hypothese oder eine Phantasie versucht worden, um das anzudeuten, und es liegt auch in der Natur dieser Ansicht, dafs so etwas gar nicht versucht werden kann."

Trotz dieser einleuchtenden und radical klingenden Darlegung ist aber HELMHOLTZ zu dem definitiven *Ignorabimus*, womit DU BOIS die Angelegenheit besiegelt, nicht geneigt, sondern er reservirt seine Stellung folgendermafsen (Optik, p. 796): *„Ich gebe zu, dafs wir noch weit entfernt von einem naturwissenschaftlichen Verständnifs der psychischen Erscheinungen sind. Die Möglichkeit eines solchen Verständnisses entweder absolut zu leugnen, wie die Spiritualisten, oder andererseits absolut zu behaupten, wie die Materialisten, dazu kann wohl die Neigung zu dieser oder jener Richtung der Speculation treiben; dem Naturforscher, der sich an die factischen Verhältnisse zu halten und deren Gesetze zu suchen hat, ist dies eine Frage, für welche er keine Entscheidungsgründe besitzt. Man mufs nicht vergessen, dafs der Materialismus ebenso gut eine metaphysische Speculation oder Hypothese ist, wie der Spiritualismus, und ihm deshalb nicht das Recht einräumen, in der Naturwissenschaft über factische Verhältnisse ohne factische Grundlage entscheiden zu wollen."*

Die Mittheilung auch dieses Votums von HELMHOLTZ schien mir eine Pflicht der Unparteilichkeit zu sein; aber ich verhehle nicht, dafs ich die nachträgliche Skepsis mit der vorher angeführten Argumentation von H. selbst in Widerspruch finde, und dafs mir die dort geltend gemachten Verhältnisse und Grundlagen factisch genug erscheinen, um den „Wahrspruch" von DU BOIS für ebenso unverfrüht zu halten, wie er es schon zu KANT's Zeit gewesen und durch KANT's Mithilfe geblieben ist. Eine ähnliche Ueberexactheit wie bei HELMHOLTZ werden wir bei TYNDALL wiederfinden, welcher unter Darwin'scher Flagge auf rein phantastische Nebelufer steuert und so den Satz von den benachbarten Extremen passend illustrirt.

Hören wir vorher einige Zeugnisse von festerer Position.

In einer Rede LUDWIG's, gehalten beim Beginne der Vorlesungen in der neuen physiologischen Anstalt zu Leipzig am 26. April 1869, heifst es:

„An den Nerven dringt der Forscher empor zur Seele; anfangs vielleicht von dem Irrthum befangen, dafs das Bereich des Mechanischen nirgend sein Ende finde. Aber je öfter er die Vorstellung des Raums und die Energien der Empfindung mit den Bewegungserscheinungen im Nerven vergleicht, die jene auslösen, um so fester begründet sich das Bewufstsein, dafs jenseits der Nerven ein neues Gebiet beginne. Gerade weil unsere Wissenschaft mit der Mechanik des Leibes vertraut ist, weifs sie dieser ihre Grenzen zu stecken, und so konnte es nur die ferner Stehenden überraschen, als die Anhänger der mechanischen Physiologie allseitig darin zusammentrafen: die Seele lebe aufserhalb der Grenzen der Mechanik, aus der blofsen Bewegung endlicher Massen könne ihre Wirkung nicht begriffen werden."

In dem ersten Artikel einer Arbeit über „die Schnelligkeit psychischer Processe" (Archiv von REICHERT und DU BOIS-REYMOND, 1868) äufsert sich DONDERS also:

„Aber wird jemals die psychische Thätigkeit in die Kette der sich transformirenden Kräfte aufgenommen werden können? Soviel wir sehen, besteht dazu nicht die geringste Aussicht. Das Wesen aller Formen von Arbeit und Arbeitsvermögen, die wir kennen und messen, ist Bewegung oder Bedingung von Bewegung, und Niemand kann sich eine Vorstellung machen. wie aus Bewegungen, auf welche Weise sie auch combinirt seien, Bewufstsein oder irgend eine psychische Thätigkeit entstehen könne. Psychische Thätigkeit ist, so wie wir sie an erster Stelle in uns selbst wahrnehmen, in Form und Wesen vollkommen eigenthümlich. Nirgends zeigt sie einen Uebergang oder Verwandtschaft zu anderen Naturerscheinungen, und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, welches, für alle bekannten Naturkräfte gültig, bei jeder Untersuchung als leitendes Princip angenommen wird, ist vollkommen aufser Macht, die psychischen Erscheinungen unter seine Herrschaft zu bringen. Denn, abgesehen von ihrer specifischen Natur, die ihr Entstehen aus chemischer Spannkraft ebenso undenkbar macht, als ihre Umwandlung in Wärme oder elektrische Bewegung, lassen sie sich ja weder messen noch wägen, und wir kennen für Gefühl, Verstand oder Wille keine Einheit, womit sie sich in Zahlen ausdrücken lassen."

In demselben Sinne spricht sich VIRCHOW an folgenden drei Stellen aus:

„Meines Erachtens ist der Punkt, in dem die Transscendenz hauptsächlich wurzelt und in dem ihre Zulässigkeit am besten begründet werden kann, unsere Unwissenheit über das Wesen des Bewufstseins. Weder die Philosophie, noch die Naturforschung waren bis jetzt im Stande, in dieser Richtung mehr zu leisten, als die einfache Thatsache des Bewufstseins zuzugestehen; alle Bestrebungen, die Selbsterkenntnifs gänzlich zu Stande zu bringen, scheitern an dieser einfachen, aber unerklärlichen und unbegreiflichen Thatsache, welche jeder Analogie in der aufserthierischen Natur entbehrt und jeder objectiven Behandlung zu spotten scheint." (Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin. Frankfurt a. M., 1856, p. 14).

Ferner: *„Wiederholt schon haben wir erklärt, dafs wir es im naturwissenschaftlichen Sinne für unmöglich erachten, die allerdings unleugbare Thatsache des Bewufstseins*

zu erklären." (Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für Medicin. Bd. VII, Heft 1, p. 3: „Empirie und Transscendenz", daselbst p. 27. — Berlin 1854.)

Endlich: *„Trotzdem lassen die Vorgänge der Reflexion und Derivation, der Hemmung und Verstärkung eine Interpretation im Sinne der elektrischen Theorie zu.*

Aber eine solche Interpretation ist nicht mehr möglich bei jenen verwickelten Vorgängen des instinktiven und intellektuellen Lebens, welche überhaupt die höchste Entwickelung der thierischen Function darstellen. Wer ist im Stande, den Instinkt oder gar den Verstand elektrisch zu construiren? oder gar das Bewufstsein als ein Analogon eines mechanischen Vorganges nachzuweisen? Wie so oft, hat man sich auch in diesem Falle über die Schwierigkeiten des Einzelnen hinwegzusetzen gesucht, indem man die Einzelerfahrung verallgemeinerte. So hat noch neuerlich E. HERING das Gedächtnifs als eine allgemeine Function der organisirten Materie dargestellt, und WALLACE hat den noch weiteren Schritt gethan, das Bewufstsein als eine allgemeine Eigenschaft der Substanz anzusprechen. Er ist auf diese Weise, ohne es zu ahnen, nahezu auf denselben Standpunkt der Naturanschauung gelangt, den vor fast zweihundert Jahren sein grofser Landsmann GLISSON, der Erfinder des Wortes Irritabilität, einnahm, indem er der Substanz überhaupt drei Functionen beilegte, welche er als perceptiva, appetitiva und motiva bezeichnete. Leider ist es mit der Generalisation allein nicht gethan; man mufs auch Beweise beibringen. Sonst bedeutet Generalisation nichts als das Bestreben, eine Schwierigkeit möglich weit von sich zu entfernen und dadurch unmerklich zu machen." (Cellularpathologie. Vierte Auflage. Berlin, 1871, p. 348.)

Im Anschlusse an die Darstellung von DU BOIS, wie dieser in einer Anmerkung zu seinem Vortrage erwähnt, hat TYNDALL denselben Gedanken in einer zu Norwich am 19. August 1868 gehaltenen Rede formulirt. Die betreffende Stelle ist bereits in dem Anhange zu einer 1869 in Berlin erschienenen, von v. KLÖDEN gelieferten Uebersetzung einer Rede von BARNARD mitgetheilt („die neueren Fortschritte der Wissenschaften" etc.) und lautet daselbst (p. 54):

„Wären unsere Seelen und Sinne so erweitert, gekräftigt und erhellt, dafs wir im Stande wären, die Moleküle des Gehirns selbst zu sehen und zu fühlen; wären wir im Stande, allen ihren Bewegungen, Gruppirungen, elektrischen Entladungen, wenn deren statt-

fänden, zu folgen; und wären wir vollständig vertraut mit entsprechenden Zuständen des Denkens und Fühlens: so würden wir von der Lösung des Problems grade so weit entfernt sein, wie nur je zuvor. „Wie stehen diese physischen Prozesse mit den Thatsachen des Bewufstseins in Verbindung?“ Die Kluft zwischen beiden Klassen von Erscheinungen würde intellektuell noch immer unüberschreitbar bleiben. Lassen wir das Bewufstsein von Liebe z. B. mit einer rechts gewundenen Spiralbewegung der Moleküle des Gehirns und das Bewufstsein des Hasses mit einer links gewundenen Spiralbewegung in Verbindung stehen. Dann wüfsten wir, wenn wir lieben, dafs die Bewegung in der einen Richtung geschieht, und wenn wir hassen, in der anderen; aber das „Warum?“ würde noch immer unbeantwortet bleiben.“

Dafs nun trotz dieser seit lange übereinstimmenden Urtheile von Männern, welche so vielfach die öffentliche Meinung direct und indirect bestimmen helfen, die erneute Kundgebung durch Du Bois als etwas sehr Auffallendes betrachtet wurde, das durfte schon einigermafsen befremden; es konnte als ein neuer Beleg gelten für die von Helmholtz in der Vorrede zu seiner Optik erwähnte *„der materialistischen Neigung der Zeit entsprechende Vorliebe zu unmittelbar mechanischen Erklärungen.“* Viele Aerzte und andere naturwissenschaftlich erzogene Männer sind eben haften geblieben an der Anschauung, welche Du Bois selbst zur Zeit der Abfassung seines Werkes „Untersuchungen über thierische Elektricität“ im Jahre 1848 vertheidigt hat. In der Vorrede zu diesem Werke hegt der Autor noch die Meinung, dafs, *„wenn nur unsere Methoden ausreichten, eine analytische Mechanik sämmtlicher Lebensvorgänge möglich wäre“* (p. XXXV). Den psychischen Vorgängen wird dabei keine Ausnahme vorbehalten; denn an einer anderen Stelle (p. XXXVII) ist von *„der sogenannten Seele“* die Rede, und auch der folgende Satz bestätigt es: *„In den Begriffen von Kraft und Materie sehen wir wiederkehren denselben Dualismus, der sich in den Vorstellungen von Gott und der Welt, von Seele und Leib hervordrängt.“* (p. XL.)

Es giebt also für den damals von Du Bois behaupteten Standpunkt nur e i n e Grenze des Erkennens, nämlich die bewegte Materie, die „Zweieinigkeit“ von Kraft und Stoff. Es ist dieselbe Auffassung der psychischen Processe, welche Moleschott präcis durch den Satz formulirt hat: *„Der Gedanke ist eine Bewegung des Stoffs“* (Der Kreislauf des Lebens. Dritte Auflage. Mainz 1857, p. 438) — eine Auffassung, für deren Propagation nicht nur Ludwig Büchner — „one of the weaker brethren“, nach Tyndall's mildgerechter Bezeichnung*) — eine rege Thätigkeit entwickelt hat, sondern für die auch Carl Vogt eingetreten ist, und die selbst in noch jüngerer Zeit in Hæckel einen feurigen Anwalt gefunden hat.

Dafs die von Du Bois und seinen Gesinnungsgenossen zugestandene Zwiefachheit unserer Erkenntnifsgrenzen unter den Anhängern der Naturwissenschaft einen besonders zähen Widerstand findet, kann vielleicht psychologisch dadurch motivirt erscheinen, *„dafs,“* wie es Helmholtz naiv ausdrückt, *„die Wissenschaft, deren Zweck es ist, die Natur zu begreifen, von der Voraussetzung ihrer Begreiflichkeit ausgehen müsse, und dieser Voraussetzung gemäfs schliefsen und untersuchen, bis sie vielleicht durch unwiderlegliche Facta zur Anerkenntnifs ihrer Schranken genöthigt sein sollte“* („Ueber die Erhaltung der Kraft, eine physikalische Abhandlung.“ Berlin, 1847, p. 3.) — ein Gedanke, welchem wir bei demselben Autor auch zwanzig Jahre später begegnen; denn in der physiologischen Optik heifst es (p. 455): *„Wir müssen aber versuchen, sie“* — die Naturerscheinungen — *„zu begreifen, wir haben keine andere Methode, sie der Herrschaft unseres Verstandes zu unterwerfen; wir müssen also an ihre Untersuchung gehen mit der Voraussetzung, dafs sie zu begreifen sein werden.“* Die Naivetät dieses Gedankens, welche in dem Mangel an Limitation liegt, erhält aber an dieser Stelle durch den nachfolgenden Satz einen bedeutend reflectirten Charakter; denn Helmholtz fährt fort: *„Somit ist das Gesetz vom zureichenden Grunde eigentlich nichts anderes als der T r i e b unseres Verstandes, alle unsere Wahrnehmungen seiner eigenen Herrschaft zu unterwerfen, nicht ein Naturgesetz.“*

Das Sträuben gegen die Anerkennung von Schranken der Wissenschaft erscheint also bei den Naturforschern noch am Ehesten verzeihlich: denn es liegt in dem Wesen ihrer inductiven Methode, dafs sie nicht von dem Unbegreiflichen ausgehen, nicht von dem unzerlegbaren Primären, sondern im Gegentheil von dem Complexen, das eben durch die Arbeit des Forschens auf möglichst wenige unzerlegbare Elemente reducirt werden soll und reducirt wird; das Ideal des Naturforschers besteht, jenem „Trieb des Verstandes“ gemäfs, darin, die ganze Mannigfaltigkeit der Erscheinungen schliefslich aus nur einem primären Elemente abzuleiten: das

*) Tyndall: Essays on the use and limit of the imagination in science. Second Edition. London 1871, p. 8, 'To the Editor of the Record', cf. p. 6.

fänden, zu folgen; und wären wir vollständig vertraut mit entsprechenden Zuständen des Denkens und Fühlens: so würden wir von der Lösung des Problems grade so weit entfernt sein, wie nur je zuvor. „Wie stehen diese physischen Prozesse mit den Thatsachen des Bewuſstseins in Verbindung?" Die Kluft zwischen beiden Klassen von Erscheinungen würde intellektuell noch immer unüberschreitbar bleiben. Lassen wir das Bewuſstsein von Liebe z. B. mit einer rechts gewundenen Spiralbewegung der Moleküle des Gehirns und das Bewuſstsein des Hasses mit einer links gewundenen Spiralbewegung in Verbindung stehen. Dann wüſsten wir, wenn wir lieben, daſs die Bewegung in der einen Richtung geschieht, und wenn wir hassen, in der anderen; aber das „Warum?" würde noch immer unbeantwortet bleiben."

Daſs nun trotz dieser seit lange übereinstimmenden Urtheile von Männern, welche so vielfach die öffentliche Meinung direct und indirect bestimmen helfen, die erneute Kundgebung durch DU BOIS als etwas sehr Auffallendes betrachtet wurde, das durfte schon einigermaſsen befremden; es konnte als ein neuer Beleg gelten für die von HELMHOLTZ in der Vorrede zu seiner Optik erwähnte „*der materialistischen Neigung der Zeit entsprechende Vorliebe zu unmittelbar mechanischen Erklärungen.*" Viele Aerzte und andere naturwissenschaftlich erzogene Männer sind eben haften geblieben an der Anschauung, welche DU BOIS selbst zur Zeit der Abfassung seines Werkes „Untersuchungen über thierische Elektricität" im Jahre 1848 vertheidigt hat. In der Vorrede zu diesem Werke hegt der Autor noch die Meinung, daſs, „*wenn nur unsere Methoden ausreichten, eine analytische Mechanik sämmtlicher Lebensvorgänge möglich wäre*" (p. XXXV). Den psychischen Vorgängen wird dabei keine Ausnahme vorbehalten; denn an einer anderen Stelle (p. XXXVII) ist von „*der sogenannten Seele*" die Rede, und auch der folgende Satz bestätigt es: „*In den Begriffen von Kraft und Materie sehen wir wiederkehren denselben Dualismus, der sich in den Vorstellungen von Gott und der Welt, von Seele und Leib hervordrängt.*" (p. XL.)

Es giebt also für den damals von DU BOIS behaupteten Standpunkt nur eine Grenze des Erkennens, nämlich die bewegte Materie, die „Zweieinigkeit" von Kraft und Stoff. Es ist dieselbe Auffassung der psychischen Processe, welche MOLESCHOTT präcis durch den Satz formulirt hat: „*Der Gedanke ist eine Bewegung des Stoffs*" (Der Kreislauf des Lebens. Dritte Auflage. Mainz 1857, p. 438) — eine Auffassung, für deren Propagation nicht nur LUDWIG BÜCHNER — „one of the weaker brethren", nach TYNDALL's mildgerechter Bezeichnung*) — eine rege Thätigkeit entwickelt hat, sondern für die auch CARL VOGT eingetreten ist, und die selbst in noch jüngerer Zeit in HÆCKEL einen feurigen Anwalt gefunden hat.

Daſs die von DU BOIS und seinen Gesinnungsgenossen zugestandene Zwiefachheit unserer Erkenntniſsgrenzen unter den Anhängern der Naturwissenschaft einen besonders zähen Widerstand findet, kann vielleicht psychologisch dadurch motivirt erscheinen, „*daſs,*" wie es HELMHOLTZ naiv ausdrückt, „*die Wissenschaft, deren Zweck es ist, die Natur zu begreifen, von der Voraussetzung ihrer Begreiflichkeit ausgehen müsse, und dieser Voraussetzung gemäſs schlieſsen und untersuchen, bis sie vielleicht durch unwiderlegliche Facta zur Anerkenntniſs ihrer Schranken genöthigt sein sollte*" („Ueber die Erhaltung der Kraft, eine physikalische Abhandlung." Berlin, 1847, p. 3.) — ein Gedanke, welchem wir bei demselben Autor auch zwanzig Jahre später begegnen; denn in der physiologischen Optik heiſst es (p. 455): „*Wir müssen aber versuchen, sie*" — die Naturerscheinungen — „*zu begreifen, wir haben keine andere Methode, sie der Herrschaft unseres Verstandes zu unterwerfen; wir müssen also an ihre Untersuchung gehen mit der Voraussetzung, daſs sie zu begreifen sein werden.*" Die Naivetät dieses Gedankens, welche in dem Mangel an Limitation liegt, erhält aber an dieser Stelle durch den nachfolgenden Satz einen bedeutend reflectirten Charakter; denn HELMHOLTZ fährt fort: „*Somit ist das Gesetz vom zureichenden Grunde eigentlich nichts anderes als der Trieb unseres Verstandes, alle unsere Wahrnehmungen seiner eigenen Herrschaft zu unterwerfen, nicht ein Naturgesetz.*"

Das Sträuben gegen die Anerkennung von Schranken der Wissenschaft erscheint also bei den Naturforschern noch am Ehesten verzeihlich: denn es liegt in dem Wesen ihrer inductiven Methode, daſs sie nicht von dem Unbegreiflichen ausgehen, nicht von dem unzerlegbaren Primären, sondern im Gegentheil von dem Complexen, das eben durch die Arbeit des Forschens auf möglichst wenige unzerlegbare Elemente reducirt werden soll und reducirt wird; das Ideal des Naturforschers besteht, jenem „Trieb des Verstandes" gemäſs, darin, die ganze Mannigfaltigkeit der Erscheinungen schlieſslich aus nur einem primären Elemente abzuleiten: das

*) TYNDALL: Essays on the use and limit of the imagination in science. Second Edition. London 1871, p. 8, 'To the Editor of the Record', cf. p. 6.

bedeutet eben „die Voraussetzung der Begreiflichkeit". Dem Naturforscher muſs also jede definitive Vermehrung der Schranken für die Begreiflichkeit als eine im Voraus auferlegte Fessel seines natürlichen Triebes besonders drückend sein; man muthet mit jeder neuen Schranke seinem Streben nach Wirksamkeit wahre Selbstbescheidung zu, und die Resignation muſs sehr schwer sein, wenn sie für eine so anlockende Provinz verlangt wird, wie es der Bereich der rein inneren, psychischen Erscheinungen ist, ganz besonders, nachdem der Siegesrausch der ersten Eroberungszüge die Vorspiegelung verschuldet hatte, es gebe auſser dem Problem der Materie nichts Ununterwerfbares mehr für den Angriff mit den Waffen der Exactheit. Wie tief aber jene „Vorliebe zu unmittelbar mechanischen Erklärungen" von dem allgemeinen Denken muſs Besitz ergriffen haben, und daſs es in der That „die materialistische Neigung der Zeit" sei, durch welche man sich die Begünstigung der Mechanik erklären müsse, dafür ist jedenfalls das Beispiel eines Mannes wie Strauss und die Thatsache, daſs er auch für seine Exrtavaganz zahlreiche Anhänger findet, noch instructiver als die Opposition der Aerzte und Naturforscher.*) Denn obgleich Strauss in einer anderen Schule groſs geworden ist als in der naturwissenschaftlichen, obgleich man also von ihm annehmen sollte, daſs er sich werde frei gehalten haben von jener jugendlich überspannten Weltstürmerei der Exacten, so sehen wir nun grade den Jünger der Geisteswissenschaften sich realistischer geberden als die Realisten von Fach und Prädestination: im stricten Gegensatze zu Du Bois, den er gleichwohl „Meister" nennt, „*wächst*" für Strauss „*mit jedem Tage die Aussicht, die Bedingungen nachzuweisen, unter denen sich das Leben aus dem Leblosen, das Bewuſstsein aus dem Bewuſstlosen nach natürlichen Gesetzen entwickelt hat*"; und wenn Du Bois sagt, „*es bleibe durchaus und für immer unbegreiflich, daſs es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff- u. a. Atomen nicht sollte gleichgültig sein, wie sie liegen und sich bewegen*; *es sei in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammenwirken Bewuſstsein entstehen könne*", so fügt Strauss hinzu: „*Ob dieses Wort des Meisters das letzte Wort in der Sache sei, darüber wird am Ende doch nur die Zeit entscheiden können.*" („Ein Nachwort als Vorwort zu den neuen Auflagen meiner Schrift: der alte und der neue Glaube." Bonn, 1873, p. 15 und 28.)

*) Die ganze Stelle ist vor dem Tode von Strauss geschrieben.

Nun liegt aber eben darin der Kern der ganzen Angelegenheit, daſs man mit derselben Zuversicht, mit welcher man die für alle Zeit unerschütterliche Wahrheit des Pythagoräischen Lehrsatzes behauptet, auch behaupten darf, daſs nicht die Zeit entscheiden könne, ob die Entstehung des Bewuſstseins aus dem Zusammenwirken verschiedener Stoffe für uns Menschen werde begreiflich werden oder nicht, sondern daſs eine klare Einsicht in den unzweifelhaften Sachverhalt schon jetzt die nothwendige Folge habe, daſs man von der definitiven Unbegreiflichkeit der Bewuſstseinsentstehung überzeugt sei. Die mitgetheilten Stellen aus den Erörterungen Du Bois' und Tyndall's über diesen Punkt können nun zwar ganz geeignet erscheinen, um diese Einsicht zu gewähren, obgleich freilich auch viel Ueberschwenglichkeit oder groſse Unbekanntschaft mit Kant dazu gehört, um die Deduction Du Bois' als eine Kantische That zu feiern, wie es in der Dove'schen Zeitschrift „Im neuen Reich" geschehen ist. Aber nicht nur die offen vorliegende Erfahrung an Strauss, sondern namentlich auch mehrfache private Gelegenheiten haben mich wider Erwarten gelehrt, daſs die bisher gegebenen Argumente selbst für geübte Logiker keine Beweiskraft hatten. Durch diese an sich interessante psychologische Thatsache mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich hier die Eule nach Athen trage, welche mir in einigen speciellen Fällen hilfreich gewesen ist.

Als Hinderniſs für die Annahme des Du Bois-Tyndall'schen Beweises hielt man mir folgende Betrachtung entgegen.

Die Anschauung, daſs eine bestimmte Farbe identisch sei mit einer bestimmten Wellenbewegung des Aethers, ist von den Unterrichteten so allgemein als zutreffend anerkannt wie nur irgend eine empirisch und mathematisch wohl fundirte Theorie der Naturwissenschaft. Stellt man sich nun vor, daſs man diese Schwingungen zeitlich gesondert unterscheiden, daſs man sie unmittelbar zählen könnte, so würde man auſser einer bestimmten Farbe auch noch gleichzeitig eine bestimmte Anzahl von Erregungen wahrnehmen, und beide Wahrnehmungen wären nur zwei Erscheinungsweisen desselben objectiven Vorganges, so etwa wie das Gefühl des Schwirrens, welches ein starker Ton gelegentlich erzeugen kann, indem die Schwingungen der Schallquelle sich der äuſseren Haut mittheilen, ein unmittelbarer Begleiter der Gehörwahrnehmung ist, weil beide Effecte die identische Ursache haben.

Die hier postulirte Vorstellung enthält zwar einen Widerspruch mit dem, was thatsächlich physisch vorkommt, aber sie leidet nicht

etwa an dem inneren Widerspruche, welchen ZÖLLNER an einer ähnlichen Forderung von Sir WILLIAM THOMSON und Professor TAIT mit Recht rügt. Diese Autoren weisen die Emissionstheorie des Lichtes deshalb ab (ZÖLLNER, Ueber die Natur der Cometen, LII), „„*weil sie sich nur hätte rechtfertigen lassen, wenn ein Lichtkörperchen wirklich wahrgenommen und untersucht worden wäre.*““ Hiezu bemerkt ZÖLLNER (LIII):

„*In einer solchen Forderung liegt nun aber nicht etwa nur eine physikalische, sondern sogar eine leicht zu entdeckende logische Unmöglichkeit. In der That, wenn in uns erst durch die Berührung der Lichtkörperchen mit unseren Nerven die Empfindung des Lichts erzeugt wird, (gleichgültig, ob dies durch Oscillationen des Aethers oder direct durch fortgeschleuderte Körperchen geschieht) so ist es offenbar unmöglich, ein solches Lichtkörperchen, bevor es unsere Sehnerven berührt oder afficirt hat, überhaupt durch das Auge wahrzunehmen.*

„*Die Forderung der Wahrnehmung eines Lichtkörperchens oder einer Lichtwelle als solcher durch den Gesichtssinn enthält also einen groben Denkfehler, denn sie involvirt einen palpablen Widerspruch mit den Prämissen der zu Grunde gelegten Theorie. Ihrer logischen Bedeutung nach verhält sich jene Forderung etwa so, wie wenn Jemand mit seinen eigenen Augen direct die optischen Bilder auf den Netzhäuten derselben zu sehen verlangte.*“ In der obigen Fiction wird hingegen angenommen, dafs derselbe Nerv, welcher auf eine bestimmte Summe von Aetherwellen in einer bestimmten Zeit mit der Empfindung einer Farbe reagirt, gleichzeitig jede Erschütterung durch jede einzelne Welle als unbestimmten Lichteindruck empfinde. Dem Begriffe nach würde diesem Vorgange im Wesentlichen die Zerlegung eines Klanges in seine Partialtöne entsprechen, welche Leistung bekanntlich von geübten Gehörorganen auch ohne Apparate vollzogen wird. Es liege nun, so lautet der Einwand weiter, gar keine Veranlassung vor, um von der überall zutreffenden und erklärenden Vorstellung zu Gunsten eines speciellen Phänomens eine Ausnahme zu machen; es wäre dies vollkommen gegen die so trefflich bewährte Methode der Induction, welche wiederum in der Natur des menschlichen Denkens wurzele. Habe ja doch Niemand Etwas dagegen, dafs man die Elektricität jener Vorstellung von Molecularbewegung unterordne, obgleich die speciellen Nachweise hier noch nicht die Evidenz ermöglicht haben wie in der Lehre von der Wärme; die Induction unterstütze eben

bis jetzt lediglich die Ueberzeugung, dafs man es bei jeder Art von Phänomen zu thun habe mit einer Form der Bewegung von Massen oder von Atomen, seien es nun Massenatome wie bei den chemischen Actionen, oder Aetheratome wie beim Licht. Wären also nur die Bedingungen erfüllbar, um die entscheidenden Molecularbewegungen im Gehirne wirklich zu sehen, so würde man Etwas dabei wahrnehmen, was den Bewufstseinserscheinungen nicht nur zu Grunde liegt, sondern was selbst eine Bewufstseinserscheinung wäre. Es sei mithin, so plaidirte man weiter, ein willkürliches Decret, zu sagen: Bewufstsein ist etwas Anderes als eine Bewegungsform. Jedenfalls stehe mit gleicher Autorität gegenüber das andere Decret, welches aber den Vorzug habe, dafs es keinen Widerspruch gegen die übrigen Ergebnisse der Wissenschaft enthalte, das Decret MOLESCHOTT's: Bewufstsein ist Bewegung.

Das Trügerische dieses Raisonnements konnte ich auf folgende Weise darthun. Der Anhänger MOLESCHOTT's behauptet, er könne es sich vorstellen, dafs er mit einer durch seine Augen wahrgenommenen Molecularbewegung zugleich Bewufstsein wahrnehmen würde, ebenso wie er mit den Bewegungsimpulsen, welche einer bestimmten Farbe entsprechen, zugleich diese bestimmte Farbe wahrnehmen würde; er erklärt es demnach für denkbar, dafs sein eignes Bewufstsein durch die Wahrnehmung von etwas Sichtbarem einen Zuwachs an Intensität erhalte. Denn das allein wäre hier das Analogon der Farbenempfindung. Diese satirisch klingende Folgerung ist, beiläufig bemerkt, so wenig eine willkürliche Unterstellung, dafs sie vielmehr von dem consequentesten meiner Opponenten, einem Mathematiker von Fach und Würden, willig acceptirt ward. Nun wohl, so stelle sich der Consequente ferner vor, dafs die für ein fremdes Gehirn erfüllbar gedachte Bedingung an seinem eignen Gehirne realisirt sei: er habe also seine sämmtlichen Gehirn-Hüllen inclusive der Schädeldecke und der äufseren Haut transparent gemacht, und auch die letzten minutiösen Schwingungen der Gehirnfaser- und der Ganglien-Moleküle mögen nun als wirkliche Bewegungen seinem weit über die Grenzen des Mikroskops hinaus gesteigerten Gesichtssinne wahrnehmbar sein. Dann bitte ich ihn, sich in diesem Zustande vor einem Spiegel zu denken, welcher ihm die Vorgänge seines Inneren zur Anschauung brächte. Ist sein Satz richtig, dafs das Bewufstsein nicht nur entstehe durch Gehirnbewegung, woran auch ich in empirisch-realem Sinne nicht zweifle, sondern dafs es eine solche Bewe-

gung sei, dann mufs er durch einen Blick in den Spiegel sein Bewufstsein verdoppelt finden, und bei Vervielfältigung des Schauspiels durch einen zweiten, parallel dem ersten aufgestellten Spiegel kann er sogar die Intensität seines Bewufstseins bis in's Unendlichfache potenziren. Dieser Erfolg aber würde auf's Allerstricteste gegen das Gesetz von der Aequivalenz der Kräfte sprechen, wonach bekanntlich jede Entstehung von Bewegung ohne entsprechenden Verbrauch schlechthin verpönt ist. Den aus seiner Annahme gefolgerten Eventus mufs also der Opponent grade in seiner Eigenschaft als exacter Denker auf's Entschiedenste abweisen.

Es ist der naturwissenschaftliche Begriff der Bewegung, welcher durch seine eignen Merkmale die Analogie der Bewufstseinserscheinung mit irgend einer Art von Bewegungsform ausschliefst, und das Verführerische einer solchen Analogie wird wesentlich durch eine Doppeldeutigkeit der sprachlichen Bezeichnung veranlafst. Die Worte Wärme, Licht, Schall u. s. w. werden für zwei völlig verschiedene Begriffe gebraucht, erstens für subjective, nur der Innenwelt des Ich zugehörige Empfindungsqualitäten und zweitens für objective, nur der Aufsenwelt des Nicht-Ich zukommende Bewegungsformen. Die exacte Forschung hat es zur allgemeinen Ueberzeugung gemacht, dafs den qualitativ verschiedenen Zuständen, welche unser Bewufstsein constatirt, also den subjectiven Wahrnehmungen von Licht, Wärme etc. nicht ebenso viele qualitativ verschiedene Erreger entsprechen, sondern dafs der Qualität nach nur e i n e Erregungsursache unseres Empfindens in der Aufsenwelt existirt, nämlich die Bewegung. Wir benennen aber verschiedene Quantitäten und Formen der objectiven Bewegung mit denselben Namen, welche unseren subjectiven, unseren specifisch verschiedenen Sinnesenergieen entsprechen. Während es für die Empfindungen von Licht und Wärme kein gemeinsames Mafs giebt, durch welches sie mit einander verglichen werden können, hat die Physik für die verursachenden Bewegungen, besonders genau für die Wärme, ein solches Mafs allerdings nachgewiesen: die sogenannte lebendige Kraft, ein Zahlenausdruck, in welchem die constituirenden Gröfsen nur dem Quantum nach variabel sind. Den Begriffen Wärme, Licht im objectiven Sinne entspricht also die sinnliche Vorstellung von Bewegungsformen, und die Begriffe sind durch diese Vorstellung wirklich definirt, das heifst: es ist ihre Gleichartigkeit bezeichnet mit einer noch allgemeiner bekannten Vorstellung, welche ihrerseits nicht weiter zurückführbar erscheint auf etwas vorher Gekanntes,

sondern die man als ein ursprünglich Gegebenes hinzunehmen hat; denn Raum und Zeit, die Factoren des Products Bewegung, lassen ein Zerlegen in primitivere Vorstellungen nicht zu — wie verschieden man auch über ihre Wesenheit urtheilen mag, so bleibt doch dies unbestritten, dafs sie in dem entwickelten Menschen als fertige Elemente angetroffen werden, ohne welche die Beobachtung, also die eine Quelle der exacten Wissenschaft ihre bewufste Thätigkeit nicht beginnen könnte.

Im stricten Gegensatze nun zu der Definirbarkeit der Begriffe Licht, Wärme u. s. w. im objectiven Sinne steht die völlige Undefinirbarkeit der gleichbenannten Begriffe, sofern sie subjective Qualitäten der Empfindung bedeuten. Denn weder eine Bewegung, noch irgend etwas Vorstellbares, überhaupt nichts an die Stelle zu Setzendes entspricht den verschiedenen Empfindungsqualitäten: wir finden sie als etwas zuerst Gegebenes, Unvergleichbares, folglich Unerklärliches ausschliefslich in uns selbst vorhanden. Die vorstellbare Schwingung der Aethermoleküle, welche wir Licht nennen, sind wir aus allgemein zugestandenen Gründen genöthigt, für die Ursache zu halten von einer Wirkung, welche die Function dieser Ursache ist, d. h., welche sich innerhalb gewisser Grenzen ändert, wenn sich die Ursache ändert; die Wirkung selbst ist aber nicht mehr durch etwas ihr Correspondirendes vorstellbar, sondern nur empfindbar und zu vergleichen nur mit der identischen Art von Wirkung, von welcher die eigne Erinnerung allein Beispiele darbieten kann.

Somit ist die Bewufstseinsfrage eigentlich schon durch die Auffassung der naturwissenschaftlichen Begriffe beantwortet. Nach der vorhin citirten Stelle der Kant'schen Vernunftkritik gehen diese Begriffe „nur so weit, als die ihnen correspondirenden Gegenstände gegeben werden können“, nur soweit können sie also befähigen, um Etwas zu verstehen, das heifst, gleichfalls nach Kant (Krit. d. r. V., 1. Aufl., p. 80): ein Object der Anschauung zu denken. Hienach wären nun auch die Begriffe Wärme, Licht, Schall etc. nur in der einen ihrer zwei Bedeutungen naturwissenschaftliche Begriffe, nämlich nur insofern durch sie die Anschauung schwingender Körpertheile gegeben wird; in der anderen Bedeutung, nach welcher sie innere, subjective Zustände der Empfindung bezeichnen, würden sie sich, streng genommen, schon der Competenz der Naturforschung entziehen. Vollständig wäre das allerdings dann der Fall, wenn man der Definition zu Liebe sowohl das Wesent-

lichste in der Physiologie der Sinnesorgane als auch das ganze neu eroberte Gebiet der Psychophysik aus dem Verbande der naturwissenschaftlichen Disciplinen ausschlösse; doch wird man dies zweckmäſsiger Weise mit Rücksicht auf gleichgeartete Interessen nicht thun; denn die dahin gehörigen Ermittelungen coordiniren sich vollkommen der beobachtenden und messenden Forschungsmethode und deren Resultaten: es handelt sich daselbst stets um Beobachtungsgröſsen rein empirischer Natur, zwischen welchen innerhalb gewisser Grenzen auch mathematisch-functionelle Verhältnisse constatirbar sind. Die in der Psychophysik interessirenden Gröſsen sind das Irritament und die Empfindung, z. B. ein Gewicht und die dadurch verursachte Druckempfindung; das Verhältniſs zwischen beiden ist formulirt, wenn man sagt: die Druckempfindung nimmt zu wie der Logarithmus der Gewichtsgröſsen, d. h.: wenn verschiedene nach einander hervorgerufene Druckempfindungen sich verhalten wie 1 : 2 : 3, so haben die verursachenden Gewichte das Verhältniſs von 10 : 100 : 1000. Hier wie in allen hergehörigen Fällen wird die Gröſse des Irritaments (des Reizes) constatirt durch sinnliche Wahrnehmung, also durch die Zusammenwirkung von Empfindung und nichtsinnlichen Bewuſstseinsvorgängen; die Gröſse der durch den Reiz verursachten Empfindung wird durch das Bewuſstsein allein constatirt. Dieses selbst bleibt daher von der eigentlichen Untersuchung als O b j e c t ganz ausgeschlossen; es ist nur als Berichterstatter dabei betheiligt; es muſs schon in voller Leistungsfähigkeit bereit sein, ehe die Vorgänge des Empfindens beginnen, über welche seine Aussagen verlangt werden. Das Bewuſstsein figurirt also auch hier als ein ausschlieſslich subjectiver Factor, und wenn man sich die für jede Erkenntniſs erforderliche Distinction der unterscheidbaren Begriffe gegenwärtig hält, so erscheint ein Zweifel über die für den Begriff Bewuſstsein hier discutirte Frage gar nicht mehr zulässig. Denn, während die Worte Schall, Licht, Wärme etc. für je zwei ganz verschiedene Begriffe gebraucht werden, dient das Wort Bewuſstsein nur einer, nämlich nur der subjectiven Bedeutung, und die Anforderung, daſs man auch diesem Begriffe einen correspondirenden Gegenstand in der Welt des Nicht-Ich geben solle, oder aber, daſs man sein Wesen in demselben Sinne als Object einer directen Beobachtung unterwerfen solle wie irgend eine Art sinnlicher Empfindung, — diese Anforderung leuchtet als eine ganz widersinnige ein, als eine solche, deren Möglichkeit man nur aus jener Verwirrung erklären kann,

welche, wie wir gesehen haben, durch den Doppelsinn sprachlicher Bezeichnungen für andere Begriffe verschuldet ward.

Das ausschlieſslich Innerliche und dabei nicht sinnlich Qualificirbare, das ist eben das Wesen des Begriffs Bewuſstsein, und alle Definitionen können immer nur wieder tautologisch auf eine Erfahrung recurriren, welche erstens durch eine irgendwie sinnliche Empfindungsqualität nicht zu charakterisiren ist, und die zweitens g l e i c h einer Empfindung ausschlieſslich innerliche, dem Ich allein zukommende Existenz hat, — man mag nun mit HERBART das Bewuſstsein als *„die Gesammtheit alles gleichzeitigen wirklichen Vorstellens“* auffassen, oder mit KANT dafür stimmen, daſs *„das Bewustseyn an sich nicht sowol eine Vorstellung ist, die ein besonderes Object unterscheidet, sondern eine Form derselben überhaupt, so fern sie Erkentniſs genant werden soll“* (Krit. d. r. V., 1. Aufl., p. 346), — *„die blosse subiective Form aller unserer Begriffe“* (ebenda, p. 361).

Dem Unternehmen, das Wesen des Bewuſstseins in Etwas zu suchen, was selbst sinnlich vorstellbar, selbst anschaulich wäre, und von dessen Manifestation mehr unmittelbare und gleichzeitige Zeugen zu denken wären als e i n Ich, — jedem derartigen Unternehmen ist in dem Distichon SCHILLER's ein schlagendes Urtheil gesprochen:

„Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.“

Das Sprechen ist hier im prägnanten Sinne auf jede mögliche Aeuſserungs-Form zu deuten: die Wahrheit bleibt dieselbe.

Sicherlich liegt dem hoffnungraubenden Ausspruche des Dichters ein verständlicherer Sinn zu Grunde als der rednerischen Trostverheiſsung, mit welcher TYNDALL kurz vor der Entlassung seines Auditoriums die Klarheit des Gedankens wieder verdüstert, mit dessen glücklicher Formulirung er uns in derselben Rede vorher erfreut hatte. Hier ist die Wolke, — obschon von TYNDALL vorgeführt, so doch das Gegentheil einer aktinischen:

„Perhaps the mystery may resolve itself into knowledge at some future day. The process of things upon this earth has been one of amelioration. It is a long way from the Iguanodon and his contemporaries to the President and Members of the British Association. And whether we regard the improvement from the scientific or from the theological point of view, as the result of progressive development, or as the result of successive exhibitions of creative energy,

neither view entitles us to assume that man's present faculties end the series, — that the process of amelioration stops at him. A time may therefore come when this ultra-scientific region by which we are now enfolded may offer itself to terrestrial, if not to human investigation. Two-thirds of the rays emitted by te sun fail to arouse in the eye the sense of vision. The rays exist, but the visual organ requisite for their translation into light does not exist. And so from this region of darkness and mystery which surrounds us, rays may now be darting which require but the development of the proper intellectual organs to translate them into knowledge as far surpassing ours as ours surpasses that of the wallowing reptiles which once held possession of this planet." *) (Essays on the use and limit of the imag. in sc. 1871, p. 64, 65.)

Nun freilich wohl: da alle menschlichen Bestrebungen die gemeinsame Voraussetzung haben, daſs sie nicht übermenschlich sind, so können auch die Versuche, unsere menschlichen Begriffe, die naturwissenschaftlichen wie die philosophischen, zu der Klarheit zu entwickeln, deren sie fähig sind, nur für menschliches Auffassungsvermögen Geltung beanspruchen. Halten wir uns daher an den menschenzugänglichen Sinn der Worte TYNDALL's, so bleibt es eben dabei, daſs wir es als m e n s c h enunmöglich constatiren müssen, die Erscheinungen des Bewuſstseins jemals als Erscheinungen von Bewegung zu denken.

*) Vielleicht, daſs das Geheimniſs sich eines Tages in Wissen auflösen wird. War doch bis jetzt der Gang der Dinge auf dieser Erde der der Vervollkommnung. Es ist ein langer Weg von dem Iguanodon und seinen Zeitgenossen bis zu dem Präsidenten und den Mitgliedern der Britischen Gesellschaft. Und mögen wir nun die Verbesserung vom Standpunkte der Wissenschaft als das Ergebniſs stetiger Entwickelung beurtheilen, oder vom Standpunkte der Theologie als das Ergebniſs ununterbrochener Kundgebungen von Schöpferkraft, — keine von beiden Anschauungen berechtigt uns zu der Annahme, daſs die gegenwärtigen Fähigkeiten des Menschen die Reihe beschlieſsen, — daſs bei ihm die fortschreitende Vervollkommnung Halt mache. Wohl mag also die Zeit noch kommen, in welcher dieses überwissenschaftliche Gebiet, von dem wir uns jetzt umschlossen finden, sich selbst darbieten wird, wenn nicht für menschliche, so doch für irdische Erforschung. Zwei Drittel der von der Sonne entsendeten Strahlen erregen keine Gesichtsempfindung in unserm Auge. Die Strahlen sind da, aber es fehlt an dem Sehorgan, um die Strahlen in Licht umzusetzen. Und so mögen auch jetzt von jener dunklen, geheimniſsvollen Sphäre, die uns umgiebt, Strahlen ausgehen, für welche nur die geeigneten Organe des Intellects noch nicht entwickelt sind, um sie in ein Wissen zu übertragen, welches so weit über dem unsrigen ist wie dieses über dem Wissen jener einstigen Bewohner dieses Planeten, der umher sich wälzenden Reptilien.

Suchen wir für die Schwärmerei TYNDALL's nach einer psychologischen Erklärung, so bleibt uns nur übrig, anzunehmen, daſs der Blick in eine so äonenferne Zukunft, wie er von TYNDALL gethan wird, eine ähnliche Wirkung auf den Seher geübt habe, wie sie dem körperlichen Auge durch die Luftperspective bereitet wird: poetische Verdüsterung auf Kosten der Deutlichkeit des Erkennens. Aber rathlos bleiben wir in der psychologischen Deutung gegenüber WUNDT, welcher sich also vernehmen läſst (Menschen- und Thierseele, 1863, 1. Bd., p. 199):

„*Dies ist das wichtige Endergebniſs dieser Untersuchungsreihen, durch das mit einem Mal der Gegensatz zwischen den physischen Vorgängen in den Sinnesorganen und Nerven und dem psychischen Akte der Empfindung aufgehoben wird: beide Akte sind mit einander identisch, es kommt nur auf den Ausgangspunkt, den wir nehmen, an, ob die Dinge in der einen oder in der andern Form uns erscheinen. Damit ist der Dualismus des materiellen und psychischen Geschehens bei der Empfindung im Prinzip aufgehoben.*" Oder noch einfacher und kerniger auf p. 200: „*D e n n M e c h a n i s m u s u n d L o g i k s i n d i d e n t i s c h.*"

Dies Thema eines muthigen Neu-Hegelianismus wird in dem genannten, sonst sehr lesenswerthen Werke unverdrossen durchvariirt.

Möge nun die durch TYNDALL und WUNDT gestörte Harmonie des Schlusses wieder hergestellt werden durch die Stimme eines älteren Naturforschers, dessen Worte wir von den kräftigsten seiner Nachkommen wesentlich bestätigt gefunden haben, nachdem bei Einigen die Abwendung von dem Sinne des Meisters sehr bald mit der eigenen Selbstverurtheilung geendet hatte. JOHANNES MÜLLER spricht sich im Handbuche der Physiologie (2. Bd., 1840, p. 516) so aus:

„*Die Energie oder der Modus des Seelenlebens im engern Sinne ist das Bewuſstwerden, Etwas, was sich nicht weiter, als durch das Bewuſstwerden an sich selbst aufklären und so wenig beschreiben läſst, als Ton, Blau, Roth, Bitter.*" . . . .

„*Obgleich ferner die Klarheit und Schärfe des Vorstellens, Denkens und die Tiefe des Leidens durch materielle Veränderungen des Gehirns verändert werden, und die Integrität des Gehirns durchaus zum Bewuſstwerden nöthig ist, so kann doch das Seelenleben nicht aus materiellen Veränderungen des Gehirns erklärt werden, und muſs das Leben der Seele vielmehr als eine von räumlichen Ver-*

hältnissen, seinem Wesen nach ganz unabhängige Thätigkeit angesehen werden, auf deren Klarheit und Schärfe nur der Zustand des Gehirns Einfluſs hat.“

Für die Angelegenheiten übermenschlicher Intelligenzen aber thun wir wohl gut, uns der Worte LESSING'S zu erinnern:

„*Thörichte Sterbliche, was über euch ist, ist nicht für euch!*“

II.

Das Problem des Raumes.

Die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Satzes, daſs Bewegung und Bewuſstsein specifisch von einander verschieden sind, d. h., daſs kein gemeinsames Merkmal aufzufinden ist, wodurch beide Arten von Erscheinung mit einander könnten verglichen werden, diese Ueberzeugung ist im Vorigen motivirt durch Argumente, deren Zulässigkeit darauf beruht, daſs der Gegensatz zwischen Ich und Nicht-Ich von jedem normal entwickelten Menschen als eine empirisch reale Gewiſsheit von unübertrefflicher Stärke constatirt wird. Wir haben nun gesehen, daſs die Naturwissenschaft die Auſsenwelt als unabhängig von dem Ich, als etwas für sich Existirendes behandelt, und daſs sie eben dann allein ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie nur mit solchen Begriffen operirt, für welche correspondirende Gegenstände der Erfahrung, d. h. sinnliche Vorstellungen gegeben werden können. Nun wird aber durch jede sinnliche Vorstellung der Gegensatz von Ich und Nicht-Ich constatirt. Denn anschauen, sinnlich vorstellen kann ich nur das, was ich von mir selbst unterscheide, und wenn ich die Vorstellung des Angeschauten in meinem eignen Inneren erneue, so wiederhole ich damit die Entgegensetzung von Ich und Nicht-Ich in meinem Bewuſstsein. Von dem in jeder Vorstellung enthaltenen zwiefachen Hinweis auf die beiden Welten des Auſsen und Innen ignorirt die Physik den Hinweis auf die Innenwelt ganz, — die Physik und jede Disciplin der Naturwissenschaft, deren Tendenz es ist, sich in Bewegungstheorie, in Mechanik aufzulösen.

Das Streben ist hier allein darauf gerichtet, die Mannigfaltigkeit der als qualitativ verschieden auftretenden Erscheinungen in der Auſsenwelt mit Hilfe der Begriffe Causalität und Zahl zurückzuführen auf Unterschiede der Quantität, wie sie das eine Grundphänomen, die Bewegung, darbietet, und für diese quantitativen Unterschiede die constanten Relationen nachzuweisen, welche nach dem Gesetze von der Aequivalenz der verschiedenen Bewegungsformen oder Kräfte stattfinden müssen, einem Gesetze, dessen Giltigkeit für die Welt der äuſseren Erscheinungen von seinem ersten Entdecker, JULIUS ROBERT MAYER, auf rein logischem Wege deducirt ist als eine Folgerung aus dem Satze: causa aequat effectum. Anfang und Ende aller naturwissenschaftlichen Betrachtung werden demnach durch dieselben Marken bezeichnet: Causalität, Zahl, sinnlich Wahrgenommenes, und zwar das Letzte in seiner objectiven, gegenständlichen Bedeutung. Das sind die Quellen, das die Grenzen des exacten Wissens.

Wir erinnern uns nun an die Aufgabe, welche HELMHOLTZ im Anschlusse an KANT als eine vollkommen berechtigte anerkennt, an jenes „*Geschäft, welches immer der Philosophie verbleiben wird, und dem sich kein Zeitalter ungestraft wird entziehen können*“, — nämlich, „*die Quellen unseres Wissens und den Grad seiner Berechtigung zu untersuchen.*“

Die eine dieser Quellen ist das sinnlich Wahrgenommene in seiner gegenständlichen Bedeutung. Es ist unleugbar, daſs diese Bedeutung selbst ein Besitz unseres Bewuſstseins ist. Nur den bewuſsten Wahrnehmungen verdanken wir die Vorstellung des bewegten Stoffes. Als Consequenz dieser Vorstellung ergab sich uns die Wahrheit, daſs keinerlei Uebereinstimmung bestehe zwischen dem ganzen Gebiete, welches von dieser Vorstellung beherrscht wird, also zwischen allem Zeitlich-Räumlichen und dem Bereiche der Bewuſstseinserscheinungen. Nun ist aber die Vorstellung des Zeitlich-Räumlichen eben als Vorstellung nichts Anderes als gleichfalls eine solche Bewuſstseinserscheinung, und somit stehen wir vor der Thatsache, daſs das Bewuſstsein aussagt: ich gebe Nachricht von einer Existenz, deren Bedingungen andere sind als die meines eigenen Daseins. Ich selbst bin nicht Bewegung, aber ich gebe die Möglichkeit, ich allein, Bewegtes als existirend zu erkennen; folglich, da diese Möglichkeit des Erkennens bewegter Dinge ganz ausschlieſslich mir, dem Bewuſstsein, verdankt wird, so stammen diejenigen Vorstellungen auch ausschlieſslich von mir her, durch

welche das Bewegte ein Wahrnehmbares ist; diese Vorstellungen sind eben die Factoren des Products Bewegung und heifsen Raum und Zeit; es sind die Mittel, welche ich, das Bewufstsein, darbiete, um eine Welt, in der es weder Raum noch Zeit giebt, zu einer Welt der Erscheinungen zu machen. Das heifst also: wir werden durch unser eigenes Bewufstsein, den einzigen Berichterstatter, den wir haben, darüber belehrt, dafs Raum und Zeit ausschliefslich subjective Vorstellungsmittel sind, um Kunde zu erlangen von Etwas, das allein durch diese Vorstellungsmittel zu einem Gegenstande der Wahrnehmung für uns werden kann, und das ohne diese Vorstellungsmittel alle Erfahrbarkeit, alle Möglichkeit, wahrnehmbar zu sein, verliert. Von diesem jenseits aller Erscheinungen, aufserhalb aller möglichen Erfahrung befindlichen Etwas, von dieser Raum- und Zeit-losen Welt können wir Nichts aussagen als dies, dafs die Annahme eines solchen Daseins uns durch die unabänderliche Beschaffenheit unseres Denkens aufgezwungen wird — eine mit nichts Bekanntem oder Erfahrbarem zu vergleichende, durch Nichts zu charakterisirende Ursache alles Erscheinenden, — das KANTische „Ding an sich“: eine Schranke menschlicher Erkenntnifs, welche von dieser ebenso wenig kann überstiegen werden, als sie für das Denken ignorirbar ist; denn Erkenntnifs ist nur möglich innerhalb der Erfahrung, und jene Schranke begrenzt eben die Möglichkeit der Erfahrung; und für das Denken ist wiederum die Causalität eine Existenzbedingung, das Dasein jener Schranke kann daher nur mit dem Denken zugleich aufhören.

Für die factische Anerkennung dieser Erkenntnifsschranke von Seiten der exacten Wissenschaft führe ich die Thatsache an, dafs die Physik auf eine directe Definition des Begriffs Materie verzichtet. Als Masse im physikalischen Sinne figurirt vielmehr eine Zahlengröfse in der Form eines Bruchs, dessen Zähler eine Benennung ist für die Summe der antreibenden Kräfte, und dessen Nenner die Summe der beschleunigenden Kräfte bedeutet. Die Physik hält sich demnach an die zur Erscheinung kommende Bewegung, welche sie in gleiche Theilerscheinungen zerlegen, d. h. zu einer benannten Zahlengröfse machen kann. Durch diese Eigenschaft, n Zahlen ausdrückbar zu sein, d. h. definirbar zu sein durch discrete Gröfsen, — dadurch allein werden verschiedene Bewegungen der Vergleichung untereinander fähig, und so werden auch hier die verschiedenen Qualitäten der Materie ausgedrückt durch verschiedene Quantitäten der Bewegung, des Products aus Raum

und Zeit. Von dem Substrat aller Bewegungen sowohl als auch aller Formen, von der Materie, giebt die exacte Wissenschaft zu, dafs es ein Ding sei, das unmittelbar gar nicht in die Erscheinung tritt, es ist eben für sie eine direct nicht erkennbare, nicht erfahrbare Ursache der Erscheinung, ein unbekanntes Etwas, das erst dadurch für menschliche Berechnung zugänglich wird, dafs es Wahrnehmungen in unserm Bewufstsein erzeugt, und dies geschieht niemals anders als durch die Vorstellungsmittel Raum und Zeit, von denen das Bewufstsein constatirt, sie seien sein Besitz und als solcher specifisch verschieden von dem für das Bewufstsein radical unzugänglichen Erreger aller zeitlich-räumlichen Erscheinungen, dessen Dasein zu denken ihm nothwendig, von dessen Daseinsform etwas Positives auszusagen, ihm unmöglich ist. Als Beleg für diese durch die Physik sanctionirte Auffassung mögen folgende Stellen aus dem „Lehrbuch der Experimentalphysik“ von WÜLLNER dienen (Leipzig, 1863). Bd. 1, p. 56:

„*Wenn man einen gegebenen Körper vom Gewicht P, in Kilogrammen ausgedrückt, einmal frei fallen läfst und ihn dann nach und nach der Wirkung von Kräften F, F', F'' . . . unterwirft, so erhält er Beschleunigungen, welche in Metern ausgedrückt gleich sind g, G, G' G'' . . . . Nach § 7 haben wir dann*

$$\frac{F}{G} = \frac{F'}{G'} = \frac{F''}{G''} \cdots\cdots = \frac{P}{g} = m.$$

Kennt man einmal für einen Körper den Werth des Verhältnisses m, so kennt man auch die Wirkung, welche irgend eine Kraft auf ihn ausübt. Denn man ist dann im Stande die Beschleunigung und daraus die Geschwindigkeit zu berechnen, welche die Kraft ihm in irgend einer Zeit ertheilt und diese gibt dann wieder den in dieser Zeit durchlaufenen Raum. Umgekehrt kann man auch aus der Beschleunigung G, welche der Körper erhält, mit Hilfe dieses Verhältnisses die Kraft bestimmen, welche ihm diese Beschleunigung ertheilt hat. Dieses für einen Körper ganz constante Verhältnifs zwischen den einen Körper antreibenden Kräften und der Beschleunigung, welche sie ihm ertheilen, nennt man die Masse des Körpers.“ Ebenda p. 58:

„*Einige Physiker haben die Masse als die Quantität Materie definirt, welche in einem Körper enthalten sei. Diese Definition rührt von der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes Masse her; man darf sie jedoch nicht als ganz exact bezeichnen. Dieselbe sagt zu*

viel, denn wir sind mit dem Wesen der Materie viel zu unbekannt, als dafs wir sie messen könnten. Streng genommen kann man nur Kupfer mit Kupfer, Blei mit Blei vergleichen und keine Beziehung aufstellen zwischen der Materie des Kupfers und der des Bleis. Diejenigen, welche diese Definition beibehalten wollen, müssen daher vor allem definiren, was sie unter gleichen Quantitäten Materie oder gleichen Massen verstehen. Diese werden dann dahin definirt, dafs gleiche Massen diejenigen sind, welche gleiches Gewicht haben. Das ist aber mit unserer Definition, dafs gleiche Massen die sind, welche unter Wirkung gleicher Kräfte gleiche Beschleunigung erhalten, dasselbe, und es ist demnach besser mit dieser Definition zu beginnen, als einen unbestimmten Begriff über die Quantität der Materie voraus zu schicken."

In demselben Sinne spricht HELMHOLTZ über die Begriffe Materie und Kraft (Optik, p. 454):

.... „*sowohl der Begriff der Materie, wie der der Kraft sind ganz abstracter Art, wie sich schon aus ihren Attributen leicht ergiebt. Materie ohne Kraft soll nur im Raume dasein, aber nicht wirken, also auch keine Eigenschaften haben. Sie würde also ganz gleichgültig sein für alle anderen Vorgänge in der Welt, sowie für unsere Wahrnehmungen, sie würde so gut wie nicht existirend sein. Kraft ohne Materie nun gar, soll wirken, aber nicht unabhängig dasein können, denn das Daseiende ist alles Materie. Beide Begriffe können also nie von einander getrennt werden, sie sind nur abstracte Betrachtungsweisen derselben Naturobjecte nach verschiedenen Beziehungen.*"

Der im Vorigen aufgezeichnete Weg zu der transscendentalen Idealität des Raumes und der Zeit ist der einzige, welchen ich passirbar gefunden habe; aber wenn er sich auch für mich ebenso sehr als fördernd wie als der einzig mögliche herausgestellt hat, so bin ich doch sehr überzeugt, dafs mir die Auffindung dieses Ausweges aus sonst unlösbar scheinenden Widersprüchen nicht gelungen wäre, wenn mir nicht vorher die Möglichkeit des Zieles durch KANT selbst würde zum Bewufstsein gekommen sein. Denn ein Fund mag noch so versteckt und seltsam geartet sein: ist er einmal an's Tageslicht gebracht, so wird sich Jeder leicht zu ihm hinfinden, sobald er nur in die Lage kommt, seiner zu bedürfen. Aber das Werthvolle und schwer Zugängliche zuerst gewahr zu werden, dazu sind ganz andere Organe erforderlich als zum Wieder-

finden, und das Erstaunen über die erste Entdeckung mufs um so gröfser sein, je weniger man die Motive annehmbar findet, welchen der Entdecker seine That zuschreibt. Da es zu der hier vorliegenden Untersuchung nicht direct gehört, so unterlasse ich die sachlich irrelevante Rechtfertigung dafür, dafs ich den Beweisen nicht folge, welche KANT für die transscendentale Idealität von Raum und Zeit giebt. Hier ist nur die KANTische Grundwahrheit selbst von Interesse, und es geziemt sich daher wohl, dafs wir uns die Idee, welcher wir die Befreiung aus schwierigen Conflicten verdanken, auch so vergegenwärtigen, wie sie von dem schöpferischen Ersinner zuerst verkündet ward. Mit bündigen Worten geschieht dies in der Kritik der reinen Vernunft unter anderen an folgenden Stellen (der 1. Auflage von 1781):

p. 357: „*Wir haben in der transscendentalen Aesthetik unläugbar bewiesen: dafs Cörper blosse Erscheinungen unseres äusseren Sinnes, und nicht Dinge an sich selbst sind. Diesem gemäfs können wir mit Recht sagen: dafs unser denkendes Subiect nicht körperlich sey, das heifst: dafs, da es als Gegenstand des inneren Sinnes von uns vorgestellet wird, es, in so fern als es denkt, kein Gegenstand äusserer Sinne, d. i. keine Erscheinung im Raume seyn könne. Dieses will nun so viel sagen: Es können uns niemals unter äusseren Erscheinungen denkende Wesen, als solche, vorkommen, oder, wir können ihre Gedanken, ihr Bewustsein, ihre Begierden etc. nicht äusserlich anschauen: denn dieses gehört alles vor den innern Sinn. In der That scheint dieses Argument auch das natürliche und populäre, worauf selbst der gemeinste Verstand von ieher gefallen zu seyn scheint, und dadurch schon sehr früh Seelen, als von den Cörpern ganz unterschiedene Wesen, zu betrachten angefangen hat.*"

p. 369: „*Ich verstehe aber unter dem transscendentalen Idealism aller Erscheinungen den Lehrbegriff, nach welchem wir sie insgesamt als blosse Vorstellungen, und nicht als Dinge an sich selbst, ansehen, und dem gemäfs Zeit und Raum nur sinnliche Formen unserer Anschauung, nicht aber vor sich gegebene Bestimmungen, oder Bedingungen der Obiecte, als Dinge an sich selbst sind. Diesem Idealism ist ein transscendentaler Realism entgegengesezt, der Zeit und Raum als etwas an sich (unabhängig von unserer Sinnlichkeit) gegebenes ansieht. Der transscendentale Realist stellet sich also äussere Erscheinungen (wenn man ihre Wirklichkeit einräumt) als Dinge an sich selbst vor, die unabhängig von uns und*

unserer Sinnlichkeit existiren, also auch nach reinen Verstandesbegriffen ausser uns wären.“

p. 371: „*Also ist der transscendentale Idealist ein empirischer Realist und gestehet der Materie, als Erscheinung, eine Wirklichkeit zu, die nicht geschlossen werden darf, sondern unmittelbar wahrgenommen wird. Dagegen komt der transscendentale Realismus nothwendig in Verlegenheit, und sieht sich genöthigt, dem empirischen Idealismus Platz einzuräumen, weil er die Gegenstände äusserer Sinne vor Etwas von den Sinnen selbst unterschiedenes, und blosse Erscheinungen vor selbstständige Wesen ansieht, die sich ausser uns befinden; da denn freilich, bey unserem besten Bewustsein unserer Vorstellung von diesen Dingen, noch lange nicht gewiſs ist, daſs, wenn die Vorstellung existirt, auch der ihr correspondirende Gegenstand existire; dahingegen in unserem System diese äussere Dinge, die Materie nemlich, in allen ihren Gestalten und Veränderungen, nichts als blosse Erscheinungen, d. i. Vorstellungen in uns sind, deren Wirklichkeit wir uns unmittelbar bewust werden.*“

Mit diesem apriorisch dargereichten und dennoch als Consequenz des exacten Empirismus approbirten Orientirungs-Werkzeuge, mit dem Kantischen Lehrbegriffe von Raum und Zeit, und zwar speciell mit der transscendentalen Idealität des Raumes wollen wir uns nun zu dem Ausgangspunkte jener kühnen Expedition begeben, über welche wir im vorigen Abschnitte so widersprechende Nachrichten vernommen haben.

Der erste Hinweis auf die Ausgangstelle scheint 1792 von Gauss gegeben zu sein; er wie seine Nachfolger knüpften die Hoffnung auf ein neu zu entdeckendes Gebiet an das elfte Euklideische Axiom, von welchem Legendre bewiesen hat, daſs es gleichbedeutend sei mit dem Satze: die Summe der Winkel in einem ebenen Dreieck ist gleich zwei Rechten. Das Axiom selbst lautet: „*Zwei gerade Linien, die von einer dritten so geschnitten werden, daſs die beiden inneren an einerlei Seite liegenden Winkel zusammen kleiner als zwei rechte sind, treffen, genugsam verlängert, an eben der Seite zusammen.*“ (Lorenz: Euklid's Elemente. 4. Ausgabe. Halle und Berlin, 1818, p. 4.)*)

*) *Καὶ ἐὰν εἰς δύο εὐθείας εὐθεῖά τις ἐμπίπτουσα τὰς ἐντὸς καὶ ἐπὶ τὰ αὐτὰ μέρη γωνίας δύο ὀρθῶν ἐλάσσονας ποιῇ, ἐκβαλλομένας τὰς δύο εὐθείας ἐπ' ἄπειρον συμπίπτειν ἀλλήλαις, ἐφ' ἃ μέρη εἰσὶν αἱ τῶν δύο ὀρθῶν ἐλάσσονες γωνίαι.*

Dieses Axiom ist auch bekannt unter dem Namen des Parallelensatzes; denn es wird in ihm die Bedingung verneint, deren Erfüllung identisch ist mit dem Parallelismus. Es sind eben nur zwei Ausdrucksformen für denselben Sinn, wenn gesagt wird: „sind die Winkel x und y (s. d. Fig.) zusammen nicht gleich zwei Rechten, sondern kleiner, so treffen die Linien AB und CD, über B und D verlängert, in einem Punkte zusammen, und über A und C hinaus wird ihre Entfernung von einander in stetiger Zunahme gröſser, d. h. sie sind nicht parallel,“ oder: „sind die Winkel x und y zusammen gleich zwei Rechten, so treffen die Linien AB und CD niemals zusammen, mag man sie über B und D nach rechts oder über A und C nach links auch noch so weit verlängern oder verlängert vorstellen, d. h. sie sind parallel.“ Daſs diese beiden Formen für denselben Sinn nur sprachlich unterschieden seien, wird Jedermann deshalb zugeben, weil es zur Constatirung der Identität des Sinnes in beiden Ausdrucksweisen nur einer Denkoperation bedarf, und zwar einer so geringen, wie sie für alle verneinenden Vernunftschlüsse gehört, deren Gesetz lautet:



repugnans notae repugnat rei ipsi.

Bei der Umformung eines anderen Ausdrucks wird man sich schon eher einer Denkthätigkeit bewuſst. Statt nämlich zu sagen: „die Linien AB und CD sind parallel, wenn die Winkel x und y zusammen gleich zwei Rechten sind,“ kann man auch sagen: die Linien AB und CD sind parallel, wenn die correspondirenden Winkel z und y einander gleich sind. Für die Aequivalenz dieser beiden Formulirungen kann man sich leicht folgende Gründe als eben so viele Hilfsmittel vergegenwärtigen. Die Winkel z und x sind zu-

sammen gleich zwei Rechten; von den Winkeln y und x ist dasselbe ausgesagt worden, das heifst z + x ist gleich y + x; nimmt man Gleiches von Gleichem fort, so bleibt Gleiches übrig, folglich ist z = y, und es wird demnach mit der Aussage: „x und y sind zusammen gleich zwei Rechten“ auch constatirt: die Winkel z und y sind gleich. Läfst man unter diesen Gründen den ersten: „Die Winkel z und x sind zusammen gleich zwei Rechten,“ als eine Bezeichnungsthatsache gelten, so behält man als entscheidenden Grund für die Gleichwerthigkeit der beiden Ausdrucksweisen den Satz: Gleiches von Gleichem fortgenommen, ergiebt Gleiches — das dritte von Euklid's Axiomen. Sobald eingesehen wird, dafs die Gleichsetzung der Winkel z und y die sichere Folge ist von der Anwendung dieses Axioms auf die Thatsache, dafs x + y sowie auch z + x gleich zwei Rechten sind, so hört auch das Verlangen nach einer weiteren Begründung auf. Deshalb eben ist der Satz: „Gleiches von Gleichem läfst Gleiches“ ein Axiom, weil er als eine erste Thatsache der Erkenntnifs auftritt. Hat man, wie in dem vorliegenden Falle, irgend einen Satz in eine solche Verbindung mit dem Axiom gebracht, dafs man in dem Satze einen Specialfall von dem in dem Axiom ausgesprochenen Allgemeingiltigen erkennt, sieht man also ein, dafs zwischen Axiom und vorliegendem Satze dasselbe Verhältnifs besteht wie zwischen Genus und Species, so hat man den Satz bewiesen. Es scheint also die einem Satze selbst innewohnende Ueberzeugungskraft zu sein, wodurch er zu einem Axiom, zu einer Grundwahrheit wird. Von der *„ganzen reinen Mathematik (Arithmetik)“* sagt Helmholtz (Populäre wissenschaftliche Vorträge, erstes Heft, p. 19), dafs sie *„entwickelt ist aus den drei Axiomen:*

„„Wenn zwei Gröfsen einer dritten gleich sind, so sind sie unter sich gleich.““

„„Gleiches zu Gleichem addirt giebt Gleiches.““

„„Ungleiches zu Gleichem addirt, giebt Ungleiches.““

Wenn man nun das elfte Axiom Euklid's in der Form ausspricht, welche wir als gleichwerthig kennen gelernt haben mit der von Euklid gewählten, so wird jeder unbefangene Nichtmathematiker, der sich die Bedeutung des Axioms durch eine Figur wie die obige veranschaulicht, versichern: wenn die Winkel z und y gleich sind, so ist es ganz unmöglich, an dem Parallelismus von AB und CD zu zweifeln. Der Parallelismus hat dieselbe „unmittelbare Evidenz“, welche Helmholtz jenen drei Axiomen der Arithmetik vindicirt: „man braucht“ auch für ihn „gar keinen Beweis zu geben.“

Die Evidenz ist ebenso unmittelbar, aber nicht von derselben Natur: sie ist der anderen gleich an Intensität, aber nicht an Qualität. (Und hier ist wohl der Ort, darauf aufmerksam zu machen, dafs wenigstens nicht alle Recensionen des Euklideischen Textes mit der allgemein recipirten Bezeichnung des Parallelensatzes als des „elften Axioms“ übereinkommen. In der mir vorliegenden Ausgabe von Neide (Halis Saxonum, 1825) ist der Parallelensatz nicht das elfte der Axiome, nämlich der *κοιναὶ ἔννοιαι*, sondern das fünfte der *αἰτήματα*, — es wird ihm also als einem Postulat ein anderer Charakter ertheilt als den Axiomen der Arithmetik.)

Die Zustimmung zu den arithmetischen Axiomen ist nicht gebunden an die Vorstellung eines speciellen Gegenstandes der Wahrnehmung oder an nur e i n e Art von Vorstellungen, sondern als Belege für die Wahrheit jener Axiome können alle solche Gegenstände dienen, von denen die Zerlegbarkeit in gleiche Einheiten kann vorgestellt werden. Alle Vorstellungen, durch deren Verbindung in meinem Bewufstsein der Begriff Quantitäts-Gleichheit entstehen kann, alle diese unendlich mannigfachen Arten von Vorstellungen sind jede für sich geeignet, die arithmetischen Axiome zu erläutern. Die Vorstellung Gröfsengleichheit ist eben deshalb ein Begriff und keine Anschauung, weil unendlich viele Arten mannigfaltiger Einzelvorstellungen zu dieser Vorstellung verhelfen können. Sie u m f a f s t, wie man mit einem bildlichen Ausdrucke sagt, viele Arten von Einzelvorstellungen, diese sind in ihr enthalten, werden von ihr miteinbegriffen. Doch ist diese Bezeichnung nicht präcis. Denn nicht ganz und gar, nicht mit allen ihren Merkmalen sind die Einzelvorstellungen in der allgemeinen Vorstellung enthalten, sondern nur mit einem einzigen Merkmal, dessen Bedeutung diese ist: dafs die Vorstellungen, denen es angehört, fähig sind, so mit einander im Bewufstsein verbunden zu werden, dafs das Resultat der Verbindung die Vorstellung Gröfsengleichheit ist. Von allen übrigen Merkmalen der durch die Bewusftseinsthätigkeit verbundenen Einzelobjecte wird dabei keine Notiz genommen, es wird von ihnen abstrahirt, und dadurch wird die Vorstellung Gröfsengleichheit zu einer abstracten Vorstellung, einer nicht unmittelbaren, sondern aus anderen Vorstellungen gewonnenen Vorstellung, deren Inbegriff sie darstellt, und deshalb benennt man sie eben mit dem Namen Begriff. Von den Begriffen bemerkt Schopenhauer treffend

(„Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, 3. Aufl., Leipzig, 1864, p. 98): *„Man kann sie auch definiren als Vorstellungen aus Vorstellungen.“* *)....

„Die Bildung eines Begriffs geschieht überhaupt dadurch, dafs von dem anschaulich Gegebenen Vieles fallen gelassen wird, um dann das Uebrige für sich allein denken zu können: derselbe ist also ein Wenigerdenken, als angeschaut wird“ — genauer: ein Denken an Etwas, das weniger Merkmale hat als ein Angeschautes.

Die arithmetischen Axiome kommen demnach alle drei darin überein, dafs sie die Bedingungen angeben, durch deren vorgestellte Erfüllung ein Begriff im Bewufstsein entsteht: der Begriff Gröfsengleichheit (oder die Verneinung davon), eine gedachte Vorstellung. In jenen Bedingungen aber ist der Begriff selbst schon enthalten. Wenn also HELMHOLTZ den drei Axiomen „unmittelbare Evidenz“ zuerkennt, so ist für ihn der Begriff Gleichheit etwas nicht Vermitteltes, nicht Abgeleitetes, sondern ein primärer Besitz des Denkens, dessen Entstehung nicht weiter nachweisbar ist: eine „Quelle unseres Wissens.“

Im Gegensatze zu den arithmetischen Axiomen wird nun in den geometrischen, also auch in dem hier zunächst interessirenden, besonders problematischen Parallelensatze eine Bedingung angegeben, durch deren Erfüllung nicht ein Begriff, nicht eine gedachte Vorstellung entsteht, sondern eine Anschauung, eine nur sinnlich, nur räumlich zu vergegenwärtigende Vorstellung. Wer also neben den arithmetischen Axiomen auch den Parallelensatz als ein Axiom anerkennt, räumt damit ein, dafs er in dem Gebiete der sinnlichen Anschauung eine ebenso ursprünglich gegebene Erkenntnifsquelle findet wie in der Sphäre des Denkens durch Begriffe. Diesen Dualismus lehrt die KANTische Erkenntnifstheorie in folgenden Sätzen (Krit. d. r. Vern., 1. Aufl. p. 50):

„Unsre Erkentnifs entspringt aus zwey Grundquellen des Gemüths, deren die erste ist, die Vorstellungen zu empfangen, (die Receptivität der Eindrücke) die zweite, das Vermögen, durch diese Vorstellungen einen Gegenstand zu erkennen: (Spontaneität der Begriffe); durch die erstere wird uns ein Gegenstand gegeben, durch die zweyte wird dieser, im Verhältnifs auf iene Vorstellung (als blosse Bestimmung des Gemüths) gedacht. Anschauung und Begriffe machen also die Elemente aller unsrer Erkentnifs aus, so

*) vgl. auch das später im dritten Abschnitte gegebene Citat aus KANT (Krit. d. r. V., 1. Aufl., p. 67).

dafs weder Begriffe, ohne ihnen auf einige Art correspondirende Anschauung, noch Anschauung, ohne Begriffe, ein Erkentnifs abgeben kan.“

In der Anerkennung dieses Dualismus ist die Resignation auf die Erreichung eines Zieles enthalten, welches für jede Art von Bemühung um wissenschaftliche Wahrheit so lange als ein höchstes Ideal existirt, bis man seine Ueberhöhe begriffen hat: Die Zurückführung aller Objecte des Erkennens und Forschens auf ein primäres Element, nicht auf mehre. Und nur aus diesem Streben nach dem denkbar höchsten, jedoch übermenschlichen Ziele wird der Widerstand gegen das elfte EUKLIDeische Axiom verständlich, ganz besonders bei Mathematikern, welche durch die Homogeneität des Stoffes, aus welchem sich ihre zahlreichen Probleme gestaltet haben, mehr verwöhnt sind als die Bearbeiter irgend eines anderen Wissensgebietes. Nicht etwa der Mangel an unmittelbarer Evidenz des Parallelensatzes ist daran Schuld, wenn man sich gegen die Anerkennung seiner axiomatischen Natur sträubt, und wenn Jemand behauptet, er zweifle ernstlich an der Richtigkeit der in dem Satze ausgesprochenen Thatsache, so beweist er dadurch nur, dafs er für den vorliegenden Fall die Unbefangenheit seiner Selbstbeobachtung durch die Beschäftigung mit dem Problem eingebüfst hat. Bei den Bearbeitern des Problems ist dies nicht der Fall: die „empirische Gewifsheit“ der discutirten Thatsache gesteht z. B. RIEMANN ausdrücklich zu, aber er bestreitet ihre Nothwendigkeit, welche durch Anschauungs-Thatsachen gar nicht für ihn zu constatiren ist, sondern nur durch Entwickelung aus Begriffen. Es ist eben die Abneigung, mehr als eine Erkenntnifsgrenze zuzulassen, worin der Widerstand gegen das Axiom als solches wurzelt. Denn wenn es gelänge, dies Axiom und die wenigen anderen Axiome der Anschauung zu beweisen, das heifst, die sinnliche Vorstellung, an welche die Sätze appelliren, unter eine gedachte Vorstellung von primärer Qualität zu subsumiren, dann hätte man jenen Dualismus beseitigt: das Denken wäre dann die einzige Grundlage für alle wissenschaftliche Erkenntnifs. Dies kühne Beginnen nennt KANT das Intellectuiren der Erscheinungen, und er sagt von dieser LEIBNIZischen Verirrung Folgendes (Krit. d. r. Vern., 1. Aufl., p. 270):

„In Ermangelung einer solchen transscendentalen Topik, und mithin durch die Amphibolie der Reflexionsbegriffe hintergangen, errichtete der berühmte LEIBNITZ *ein intellectuelles System der Welt, oder glaubte vielmehr der Dinge innere Beschaffenheit zu*

erkennen, indem er alle Gegenstände nur mit dem Verstande und den abgesonderten formalen Begriffen seines Denkens verglich.“ . . . . *„Die Bedingungen der sinnlichen Anschauung, die ihre eigene Unterschiede bey sich führen, sahe er nicht vor ursprünglich an; denn die Sinnlichkeit war ihm nur eine verworrene Vorstellungsart, und kein besonderer Quell der Vorstellungen: Erscheinung war ihm die Vorstellung des* **D i n g e s** *a n s i c h s e l b s t, obgleich von der Erkentniſs durch den Verstand, der logischen Form nach, unterschieden, da nemlich iene, bey ihrem gewöhnlichen Mangel der Zergliederung, eine gewisse Vermischung von Nebenvorstellungen in den Begriff des Dinges zieht, die der Verstand davon abzusondern weiſs. Mit einem Worte:* LEIBNITZ *i n t e l l e c t u i r t e die Erscheinungen, so wie* LOCKE *die Verstandesbegriffe, nach seinem System der N o o g o n i e, (wenn es mir erlaubt ist, mich dieser Ausdrücke zu bedienen) insgesamt s e n s i f i c i r t, d. i. vor nichts, als empirische, aber abgesonderte Reflexionsbegriffe ausgegeben hatte. Anstatt im Verstande und der Sinnlichkeit zwey ganz verschiedene Quellen von Vorstellungen zu suchen, die aber n u r i n V e r k n ü p f u n g obiectivgültig von Dingen urtheilen könten, hielte sich ein ieder dieser grossen Männer nur an eine von beiden, die sich ihrer Meinung nach unmittelbar auf Dinge an sich selbst bezöge, indessen, daſs die andere nichts that, als die Vorstellungen der ersteren zu verwirren oder zu ordnen.“*

Sehen wir nun, auf welche Weise das Intellectuiren der Erscheinungen von den neuesten Vertheidigern der Nicht-EUKLIDeischen Geometrie in's Werk gesetzt wird, besonders also von RIEMANN, dessen hergehörige, 1854 geschriebene Arbeit „Ueber die Hypothesen, welche der Geometrie zu Grunde liegen“, (Göttingen, 1867) für diese Angelegenheit Epoche machend zu sein scheint, nachdem die Vorgänger, GAUSS, und nach ihm in den dreiſsiger Jahren dieses Jahrhunderts LOBATSCHEWSKY und BOLYAI, die Hauptanregung gegeben hatten. *)

*) Dem Literaturnachweise, welchen ZÖLLNER („Ueber die Natur der Cometen“, 2. Aufl., Leipzig, 1872, pp. 306, 307, Anm.) giebt, füge ich hinzu: HELMHOLTZ: „Ueber die thatsächlichen Grundlagen der Geometrie“ (Heidelberger Jahrbücher der Literatur, 1868, No. 46, p. 733 u. No. 47, p. 737.) — CLEBSCH: zur Theorie eines Raumes von n Dimensionen von SOPHUS LIE in Christiania. (Nachrichten von der Königl. Gesellsch. der Wiss. zu Göttingen. No. 21 u. 22, November 1871). — JULIUS KÖNIG in Pest: Ueber eine reale Abbildung der s. g. Nicht-EUKLIDischen Geometrie. (Ebenda, 30. Aug. 1871, No. 17, p. 419.) — Ferner eine Abhandlung von demselben Autor unter demselben Titel (ebenda, 20. März, 1872, No. 9, p. 157). KÖNIG nimmt hier Bezug auf zwei Arbeiten von FELIX KLEIN: „Ueber die sogenannte Nicht-EUCLIDische Geometrie“ (G. A. 1871, No 17 und Math. Ann. IV, 4.) — FELIX KLEIN: Ueber einen Satz aus der Analysis situs. (Göttinger Nachr., 5. Juni, 1872, No. 14, p. 290.) — ERNST SCHERING: Linien, Flächen und höhere Gebilde in mehrfach ausgedehnten GAUSSischen und RIEMANNschen Räumen. (Göttinger Nachr., 22. Januar, 1873, No. 2, p. 13.) Daselbst werden noch andere Arbeiten verwandter Art von BELTRAMI und CHRISTOFFEL nachgewiesen, auch die genauen Titel der Arbeiten von LOBATSCHEWSKY aus den Jahren 1835, '36, '37 angegeben. — Von demselben Autor (Gött. Nachr., 26. Febr. 1873, No. 6): Die Schwerkraft in mehrfach ausgedehnten GAUSSischen und RIEMANN'schen Räumen. — J. C. BECKER: Abhandlungen aus dem Grenzgebiete der Mathematik und Philosophie. Zürich, 1870. — Prof. Dr. J. FRISCHAUF: absolute Geometrie nach JOHANN BOLYAI bearbeitet. Leipzig, 1872. Teubner. — R. BEEZ: über das Krümmungsmaſs von Mannigfaltigkeiten höherer Ordnung. (Math. Ann., VII, 3.)

Durch die im ersten Abschnitte mitgetheilten Proben von den contradictorischen Auffassungen, welche diese und verwandte Arbeiten erfahren haben, wird es motivirt sein, wenn ich meine Einwände an die eigenen Worte des Autors anknüpfe: der Leser ist so am Ehesten in der Lage, eine unmittelbare Controle zu üben.

Unter der Ueberschrift „*Plan der Untersuchung*“ beginnt RIEMANN:

„Bekanntlich setzt die Geometrie sowohl den Begriff des Raumes, als die ersten Grundbegriffe für die Constructionen im Raume als etwas Gegebenes voraus. Sie giebt von ihnen nur Nominaldefinitionen, während die wesentlichen Bestimmungen in Form von Axiomen auftreten. Das Verhältniſs dieser Voraussetzungen bleibt dabei im Dunkeln; man sieht weder ein, ob und in wie weit ihre Verbindung nothwendig, noch a priori, ob sie möglich ist.“

Diese Eingangsworte enthalten bereits das Programm für das „Intellectuiren der Erscheinungen“. Axiome sind Urtheile: Verbindungen von Begriffen, und wenn wir einmal das Wort Begriff im Anschlusse an RIEMANN nicht in dem vorhin restringirten Sinne brauchen, so dürfen wir statt dessen sagen: Axiome sind Verbindungen von gedachten oder von anschaulichen Vorstellungen. Die geometrischen Axiome sprechen nun nach RIEMANN wesentliche Bestimmungen aus über das Verhältniſs, welches besteht zwischen zwei Arten von Begriffen, die als etwas Gegebenes dabei figuriren, zwischen dem Begriff des Raumes und den Grundbegriffen für die Constructionen im Raume. Die Dunkelheit dieses Verhältnisses wird darin gefunden, daſs aus den Axiomen nicht ersichtlich ist, ob der Raum und die Grundbegriffe für die Constructionen im Raume eine nothwendige oder auch nur mögliche Verbindung mit

einander haben. Zur Aufklärung dieser Dunkelheit mufs demnach erwartet werden, dafs die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer solchen Verbindung sich als nachweisbar herausstellen wird. Nun sind Nothwendigkeit und Möglichkeit jedenfalls Begriffe. Da unter diese Begriffe ein noch unbekanntes Verhältnifs zwischen anderen Begriffen soll subsumirt werden können, so werden die ersten als gegeben vorausgesetzt. Es kann kein Zweifel sein, dafs diese Begriffe zu den abstracten, gedachten Vorstellungen gehören, nicht zu den unmittelbaren, sinnlichen Vorstellungen. Folglich sind es abstracte, gedachte, nicht sinnliche Vorstellungen, die als ein bereits Bekanntes, schlechthin Gegebenes behandelt werden. Soll nun zwischen dem Begriff Raum und den Grundbegriffen für die Constructionen im Raume eine Verbindung nachgewiesen werden, welche als möglich und nothwendig eingesehen wird, so müssen beide Begriffe zu derselben Art von Begriffen gehören, also zu der als bekannt behandelten abstracten Art. Es mufs also Alles, was in den zu verbindenden Begriffen sinnlicher Natur ist, ableitbar sein aus einer nicht sinnlichen Vorstellung, aus einem Begriff sensu strictiore. Und nachdem somit aller Anschauungsantheil an den zu verbindenden Begriffen intellectuirt sein wird, mufs sich herausstellen, dafs zwischen dem Begriff Raum und den Grundbegriffen für die Constructionen im Raume ein Verhältnifs besteht, entweder wie zwischen Theilen desselben Ganzen oder wie zwischen dem Ganzen und seinen Theilen, die Theile mögen nun Gröfsen sein oder andere Theilvorstellungen, jedenfalls Bestandtheile, Merkmale desselben Begriffs. Denn anders ist die Verbindung zweier nicht identischer abstracter Vorstellungen als möglich und nothwendig a priori nicht einzusehen. Gelingt aber das Intellectuiren nicht, so werden wir auch erfahren müssen, warum es nicht gelingt, und dann wird der Nachweis geliefert sein, dafs die uns bekannte Geometrie eine Erfahrungswissenschaft ist.

Demnach hat Riemann einen wichtigen Theil seines Untersuchungsplanes implicite bereits ausgesprochen. Er will nachweisen, dafs es geometrische Axiome, wenn auch nicht grade Euklidеische, geben könne, welche analytische Urtheile sind: Urtheile, in welchen das Prädicat kein Merkmal enthält, das nicht schon durch den Begriff des Subjects gegeben ist: Erläuterungs-, nicht Erweiterungs-Urtheile nach Kant's Bezeichnung. Ob die der Geometrie vindicirten analytischen Urtheile aus Erfahrungsbegriffen gebildet seien oder aus apriorischen Begriffen, das hat Riemann noch nicht gesagt, obgleich man durch seine Erwähnung des Ausdrucks verleitet werden könnte, es zu glauben. Er sagt nur: man sieht bei der bisherigen Behandlung a priori nicht ein, ob die Verbindung zwischen Raum und Constructionsbegriffen möglich ist. Es ist aber etwas Anderes, ob man a priori einsieht, dafs ein Urtheil analytisch ist, oder ob man einsieht, dafs es analytisch ist, und dafs es einen apriorischen Begriff zum Subject hat; dafs es als Urtheil a priori sein mufs, folgt freilich aus seiner analytischen Natur. Riemann fährt fort:

„*Diese Dunkelheit wurde auch von* Euklid *bis auf* Legendre, *um den berühmtesten neueren Bearbeiter der Geometrie zu nennen, weder von den Mathematikern, noch von den Philosophen, welche sich damit beschäftigten, gehoben. Es hatte dies seinen Grund wohl darin, dafs der allgemeine Begriff mehrfach ausgedehnter Gröfsen, unter welchem die Raumgröfsen enthalten sind, ganz unbearbeitet blieb. Ich habe mir daher zunächst die Aufgabe gestellt, den Begriff einer mehrfach ausgedehnten Gröfse aus allgemeinen Gröfsenbegriffen zu construiren. Es wird daraus hervorgehen, dafs eine mehrfach ausgedehnte Gröfse verschiedener Mafsverhältnisse fähig ist und der Raum also nur einen besonderen Fall einer dreifach ausgedehnten Gröfse bildet.*“

Diesen Worten ist zu entnehmen, dafs Riemann mit der Bezeichnung einer ausgedehnten Gröfse nichts Ausgedehntes in der gewöhnlichen Wortbedeutung im Sinne hat, nämlich nichts speciell Räumliches, sondern etwas abstract Begriffliches, wovon eben angenommen wird, dafs das räumlich Ausgedehnte darunter „enthalten“ sei. Die mehrfach ausgedehnte Gröfse soll also zunächst ohne sinnliches Merkmal zu denken sein: die begrifflichen Merkmale, aus welchen sie construirt wird, werden sich aber an dem Anschauungsraume müssen wiederfinden lassen; denn er ist eine Unterart der Species dreifach ausgedehnte Gröfse, deren Genus die mehrfach ausgedehnte Gröfse ist. Bis hierher ist die Consequenz des als möglich vorausgesetzten Intellectuirens der Raumvorstellung vollkommen logisch und stetig. Nun aber kommt ein gewaltsamer Sprung. „*Hiervon,*“ — nämlich, dafs der Raum nur einen besonderen Fall einer dreifach ausgedehnten Gröfse bildet — „*Hiervon aber ist eine nothwendige Folge, dafs die Sätze der Geometrie sich nicht aus allgemeinen Gröfsenbegriffen ableiten lassen, sondern dafs diejenigen Eigenschaften, durch welche sich der Raum von anderen denkbaren dreifach ausgedehnten Gröfsen unterscheidet, nur aus der Erfahrung entnommen werden können.*“

Nicht eine Spur von Denknothwendigkeit ist an dieser Folgerung zu entdecken. Aus welchem erdenklichen Grunde ist es unmöglich, die Unterarten der Species dreifach ausgedehnte Gröfse durch Hinzubringung neuer abstracter Vorstellungen zu constituiren? Warum soll für die Specification der Begriffe ein anderes Denkgesetz existiren als z. B. für die Specification von Dreiecken? Wenn doch der Raum nur eine Species einer Gattung von Gröfsen ist, — warum reicht das homogene Material von Gröfsenbestimmungen nicht hin, ihn zu charakterisiren, sowie die mit Hilfe physischer Symbole einzeln demonstrirten Anschauungen von gleich und ungleich langen geraden Linien, von spitzen, stumpfen, rechten Winkeln, zusammen mit der Anschauung einer von drei geraden Linien begrenzten Ebene hinreichend sind, alle möglichen Arten ebener Dreiecke zu charakterisiren, mit keinen anderen Hilfsmitteln als dem homogenen Anschauungsmaterial?

Die von Riemann angegebene Folge ist durch nichts Vorheriges motivirt, sie tritt als ein blofses Decret auf und ist ein inconsequenter Rückfall in die sinnlichen Schranken, auf deren Ueberwindung der Untersuchungsplan begonnen hatte, uns Hoffnung zu erregen.

Der Gegensatz zu Kant aber würde jetzt vollständig sein, wenn er nicht durch eine Unklarheit getrübt wäre. Nach Kant sind die geometrischen Urtheile synthetisch und a priori, nach Riemann sind die Urtheile, von welchen die Axiome der gewöhnlichen Geometrie eine Unterart bilden, analytisch, folglich a priori; ob sie auch ein apriorisches Subject haben, war nicht gesagt; die Axiome selbst aber werden durch den Recurs auf die Erfahrung wieder zu synthetischen degradirt, und zwar zu synthetischen Urtheilen a posteriori. Ferner. Erfahrung kommt nach Kant erst dadurch zu Stande, dafs Empfindungen in den ausschliefslich subjectiven und apriorischen Anschauungsformen von Raum und Zeit zu Wahrnehmungen geordnet und von den gleichfalls ausschliefslich subjectiven und apriorischen Verstandesbegriffen zu Erkenntnissen verbunden werden; nach Riemann lehrt die Erfahrung, wodurch sich der Raum von anderen denkbaren dreifach ausgedehnten Gröfsen unterscheidet. Was aber Erfahrung sei, wird weder hier noch an einer anderen Stelle der Arbeit gesagt, ebenso wenig wie angegeben wird, was die Erfahrung eigentlich zu dem rein gedachten Begriff einer dreifach ausgedehnten Gröfse hinzubringe, um unseren Anschauungsraum herzustellen, ohne welchen wir doch nicht einmal die Euklideische Geometrie haben würden.

Es heifst nun weiter:

„Hieraus entsteht die Aufgabe, die einfachsten Thatsachen aufzusuchen, aus denen sich die Mafsverhältnisse des Raumes bestimmen lassen — eine Aufgabe, die der Natur der Sache nach nicht völlig bestimmt ist; denn es lassen sich mehrere Systeme einfacher Thatsachen angeben, welche zur Bestimmung der Mafsverhältnisse des Raumes hinreichen; am wichtigsten ist für den gegenwärtigen Zweck das von Euklid *zu Grunde gelegte. Diese Thatsachen sind wie alle Thatsachen nicht nothwendig, sondern nur von empirischer Gewifsheit, sie sind Hypothesen; man kann also ihre Wahrscheinlichkeit, welche innerhalb der Grenzen der Beobachtung allerdings sehr grofs ist, untersuchen und hienach über die Zulässigkeit ihrer Ausdehnung jenseits der Grenzen der Beobachtung, sowohl nach der Seite des Unmefsbargrofsen, als nach der Seite des Unmefsbarkleinen urtheilen."*

Der Gang der Untersuchung soll also der sein, dafs aus den empirisch gewissen Thatsachen diejenigen Bestimmungen ausgesondert werden, welche geeignet sind, das Material zu bilden für nicht empirische, also für abstracte Bestimmungen mit dem Charakter der Nothwendigkeit. Wir werden, ausgehend von dem durch Beobachtungsgrenzen eingeengten Gebiete, zu Bestimmungen geführt werden, welche jenseits der Grenzen der Beobachtung Giltigkeit haben und trotzdem fähig sind, in den Besitz unserer Erkenntnifs durch das Denken zu gelangen.

Hiemit ist denn nun allerdings ein sehr durchgreifender Antagonismus gegen Kant documentirt. Denn nach ihm sollen sowohl die reinen Verstandesbegriffe als die apriorischen Anschauungsformen von Raum und Zeit nur Geltung haben innerhalb des Bereichs möglicher Erfahrung. Und wenn wir uns nun erinnern, mit welcher rühmenden Anerkennung Helmholtz constatirt hat, dafs Kant's Philosophie nicht beabsichtigte, *„die Zahl unserer Kenntnisse durch das reine Denken zu vermehren,"* da *„ihr oberster Satz war, dafs alle Erkenntnifs der Wirklichkeit aus der Erfahrung geschöpft werden müsse,"* — dann ist es in der That wider Erwarten, dafs die folgenden Worte gleichfalls von Helmholtz herrühren:

„Uebrigens mufs ich bekennen, dafs wenn auch durch die Veröffentlichung von Riemann's *Untersuchungen die Priorität in Bezug auf eine Reihe meiner eigenen Arbeitsresultate vorweg genommen ist, es für mich bei einem so ungewöhnlichen und durch frühere Versuche eher discreditirten Gegenstande von nicht geringem*

Gewichte war, zu sehen, dafs ein so ausgezeichneter Mathematiker dieselben Fragen seines Interesses gewürdigt hatte, und dafs es mir eine gewichtige Bürgschaft für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges war, ihn als Gefährten darauf anzutreffen.“ (Nachrichten von der Kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1868, 3. Juni, No. 9, p. 195.)

Für die RIEMANN-HELMHOLTZ'sche Untersuchung verliert eben die Erfahrung ihre Competenz; es gilt für sie nicht mehr, was wir von KANT über Mathematik und Naturwissenschaft gehört haben: „*der Probierstein der Wahrheit ihrer Sätze liegt in ihnen selbst, weil ihre Begriffe nur so weit gehen, als die ihnen correspondirenden Gegenstände gegeben werden können,*“ und deshalb hat für die in Rede stehende transscendente Untersuchung auch das keine Giltigkeit, was KANT gleichfalls an jener Stelle sagt: „*Mathematik und Naturwissenschaft, so ferne sie reine Erkenntnifs der Vernunft enthalten, bedürfen keiner Kritik der menschlichen Vernunft überhaupt.*“ In dem vorliegenden Falle bedürfen sie ihrer im Gegentheil sehr, besonders da es nicht an Anzeichen dafür fehlt, dafs der „*viele Wind,*“ der, wie KANT einmal lehrt, „*gemeiniglich um hohe Thürme und die ihnen ähnlichen metaphysisch-grofsen Männer*“ ist (III, 153), bereits arge Verdrehungen in manchen Köpfen verursacht hat. Es handelt sich hier in der That darum, ob HELMHOLTZ' Aeufserung vom Jahre 1855 eine durchgreifende Wahrheit enthält: „*die Naturwissenschaften stehen noch jetzt fest auf denselben Grundsätzen, die sie zu* KANT's *Zeiten hatten,*“ *) oder ob man einen Ausnahmefall soll zu constatiren haben, da doch die Wissenschaft vom Raume — nicht seine Definition — den Naturwissenschaften jedenfalls näher angehört als der Philosophie.

Vernehmen wir nun weiter die Worte RIEMANN's:

„*I. Begriff einer nfach ausgedehnten Gröfse.*“

„*Indem ich nun von diesen Aufgaben zunächst die erste, die Entwicklung des Begriffs mehrfach ausgedehnter Gröfsen zu lösen versuche, glaube ich um so mehr auf eine nachsichtige Beurtheilung Anspruch machen zu dürfen, da ich in dergleichen Arbeiten philosophischer Natur, wo die Schwierigkeiten mehr in den Begriffen, als in der Construction liegen, wenig geübt bin und ich aufser einigen ganz kurzen Andeutungen, welche Herr Geheimer Hofrath* GAUSS *in der zweiten Abhandlung über die biquadratischen Reste, in den Göttingenschen gelehrten Anzeigen und in seiner Jubiläumsschrift*

*) Ueber das Sehen des Menschen. (p. 5.)

darüber gegeben hat, und einigen philosophischen Untersuchungen HERBART's, *durchaus keine Vorarbeiten benutzen konnte.*“

Gegen lectorem benevolum wäre es unhöflich, anders als in Kürze zu bemerken, dafs die hier unternommene Bekämpfung des Problems, welchem RIEMANN, HELMHOLTZ und deren Vorgänger nachgesonnen haben, nicht nur sehr wohl vereinbar sei mit gröfster Hochachtung vor der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Männer, sondern sogar nothwendig verbunden mit der Bewunderung, die jedes übermenschliche Beginnen dem gewöhnlichen Sterblichen abnöthigt, der vor titanischen Ausschreitungen eben durch das Mittelmafs seiner Kräfte bewahrt bleibt. Es ist das uralte und ewig neu erweckte Verlangen der Fauste aller Zeiten, „*die Duplicität der menschlichen Natur,*“ wie SCHILLER es nennt, zu überwinden; in der Opposition gegen „*das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen,*“ wodurch gleichfalls nach SCHILLER das Wesen Faust's charakterisirt wird, — in dieser Opposition gegen das Uebergeniale, sobald es andere Rechte beansprucht als poetische, kann nur Verblendung oder Servilität etwas Ungebührliches erblicken. Und auch darüber glaube ich nicht gründlich werden zu dürfen, dafs es viel anmafslicher wäre, gegen überlegene Intelligenzen Nachsicht üben zu wollen, als wenn man sich gegen ihre Irrthümer so offen und nachdrücklich als irgend möglich zur Wehr setzt; denn auch diese illegitimen Spröfslinge origineller Denker tragen meistens den Stempel ihres Ursprungs, der ihnen „Mark und Nachdruck“ giebt zu einer viel gröfseren Wirksamkeit, als ihren schwächer geborenen Mit-Irrthümern eigen ist. Nur in einer Rücksicht hat HEINE Recht, wenn er unter allen Umständen eine Dummheit darin findet, gegen einen grofsen Mann zu schreiben, — nämlich in äufserlich praktischer Rücksicht; denn es ist freilich das Gegentheil von Lebensklugheit, und für die Virtuosen der Lebensklugheit kann es freilich keinen cardinaleren Verstofs geben als den, dafs man die Rücksicht auf dies hohe Gut nicht unter allen Umständen zur souveränen Maxime des Verhaltens macht. Nun wohl: ohne Verzicht auf die Segnungen der Religion des äufseren Erfolges sollte man überhaupt nicht Philosophie treiben. Gerechte Götter haben es übrigens ausnahmsweise einmal nicht an Compensation für diesen Mangel fehlen lassen; denn wenn sich die Lebensklugheit von Fach gelegentlich philosophisch geberdet, so zeigt sie sich gar leicht unvortheilhaft altklug und legt bei solchem Anlasse noch deutlicher als sonst an den Tag, dafs sie ihre

wahre Heimath im Philisterium hat — doch davon später, bei Gelegenheit der Betrachtung der in Welt- und Staatsweisheit, also zwiefach ausgedehnten Gröfse LASKER's; hier haben wir zunächst noch auf RIEMANN zu hören, welcher also fortfährt:

„§ 1.“

„Gröfsenbegriffe sind nur da möglich, wo sich ein allgemeiner Begriff vorfindet, der verschiedene Bestimmungsweisen zuläfst. Je nachdem unter diesen Bestimmungsweisen von einer zu einer andern ein stetiger Uebergang stattfindet oder nicht, bilden sie eine stetige oder discrete Mannigfaltigkeit; die einzelnen Bestimmungsweisen heifsen im erstern Falle Punkte, im letztern Elemente dieser Mannigfaltigkeit.“

Es wird nicht gesagt, ob die Bestimmungsweisen empirischer oder nicht empirischer Art sind. Dem Plane der Untersuchung gemäfs dürfen wir zwar erwarten, zunächst an die empirischen Thatsachen gewiesen zu werden, um aus ihnen abstrahirte Bestimmungen zu erhalten, die zur Construction von Begriffen dienen können, welche von empirischer, also, nach RIEMANN, hypothetischer Natur frei sind. Dieser Läuterungsprocefs kann aber nur dann verständlich werden, wenn er uns auch immer die Möglichkeit bietet, den einzelnen Stadien seiner Entwicklung zu folgen. Nun wurden wir durch das Vorangeschickte darüber in's Klare gesetzt, dafs an der Bezeichnung ausgedehnte Gröfse kein Merkmal des räumlich Ausgedehnten als eines sinnlich Wahrnehmbaren haftet. Aus diesem Grunde, und weil eben der Ausdruck Bestimmungsweise ganz unbestimmt gelassen ist, weifs man hier nicht, ob das Wort Punkt eine rein begriffliche Bestimmungsweise für eine stetige Mannigfaltigkeit bezeichnen soll, so dafs z. B. auch der Zeitpunkt damit benannt werden könnte, oder ob der Ort in dem empirischen Raume damit gemeint ist. Die Zeit eine stetig ausgedehnte Mannigfaltigkeit von einer Dimension zu nennen, ist ganz nach der von RIEMANN gewählten und erklärten Terminologie, und wenn wir es nicht mit einer ad hoc creirten Sprachbedienung zu thun haben, so mufs die Auffassung der Zeit als einer Species der einfach ausgedehnten Mannigfaltigkeit durch dieselben Mittel ermöglicht werden, welche den Raum als ein Beispiel für eine dreifach ausgedehnte Mannigfaltigkeit erweisen.

Der folgende Satz belehrt uns nun allerdings, dafs die Bezeichnung Bestimmungsweisen einen empirischen Sinn haben soll, aber gleichzeitig functionirt auch die Benennung Begriffe für empirisches

Inventar; denn es werden „die Orte der Sinnengegenstände und die Farben“ einfache Begriffe genannt, und so wissen wir bis jetzt noch nicht, wie die Grenze zwischen den sinnlichen und den gedachten Vorstellungen gezogen wird, und welche von beiden Vorstellungsarten in jedem einzelnen Falle einem mathematisch geformten oder auch einem sprachlich allgemein gehaltenen Ausdrucke correspondiren soll. Erst durch das dann Folgende wird eine Information hierüber ertheilt:

„Begriffe, deren Bestimmungsweisen eine discrete Mannigfaltigkeit bilden, sind so häufig, dafs sich für beliebig gegebene Dinge wenigstens in den gebildeteren Sprachen immer ein Begriff auffinden läfst, unter welchem sie enthalten sind (und die Mathematiker konnten daher in der Lehre von den discreten Gröfsen unbedenklich von der Forderung ausgehen, gegebene Dinge als gleichartig zu betrachten), dagegen sind die Veranlassungen zur Bildung von Begriffen, deren Bestimmungsweisen eine stetige Mannigfaltigkeit bilden, im gemeinen Leben so selten, dafs die Orte der Sinnengegenstände und die Farben wohl die einzigen einfachen Begriffe sind, deren Bestimmungsweisen eine mehrfach ausgedehnte Mannigfaltigkeit bilden. Häufigere Veranlassung zur Erzeugung und Ausbildung dieser Begriffe findet sich erst in der höhern Mathematik.

„Bestimmte, durch ein Merkmal oder eine Grenze unterschiedene Theile einer Mannigfaltigkeit heifsen Quanta. Ihre Vergleichung der Quantität nach geschieht bei den discreten Gröfsen durch Zählung, bei den stetigen durch Messung. Das Messen besteht in einem Aufeinanderlegen der zu vergleichenden Gröfsen; zum Messen wird also ein Mittel erfordert, die eine Gröfse als Mafsstab für die andere fortzutragen.“

Die Ausdrücke „Aufeinanderlegen“ und „forttragen“ zeigen deutlich, dafs von einer empirisch räumlichen Bedingung für die stetige Mannigfaltigkeit die Rede ist. Hier also wird diese Bedingung zum ersten Male formulirt: ihre Erfüllung oder Nichterfüllung ist dafür entscheidend, ob der Gegenstand des Calculs eine sinnliche oder eine gedachte Vorstellung ist. Wir haben demnach als Merkmal des Anschaulichen: *„ein Mittel, die eine Gröfse als Mafsstab für die andere fortzutragen.“*

RIEMANN fährt fort: *„Fehlt dieses, so kann man zwei Gröfsen nur vergleichen, wenn die eine ein Theil der andern ist, und auch dann nur das Mehr oder Minder, nicht das Wieviel entscheiden. Die Untersuchungen, welche sich in diesem Falle über sie anstellen*

lassen, bilden einen allgemeinen von Maſsbestimmungen unabhängigen Theil der Gröſsenlehre, wo die Gröſsen nicht als unabhängig von der Lage existirend und nicht als durch eine Einheit ausdrückbar, sondern als Gebiete in einer Mannigfaltigkeit betrachtet werden.“

Welche Bedeutung hat nun hier das Wort Lage? Es drückt eine räumliche Beziehung aus, und dennoch kann hier nicht eine Beziehung gemeint sein, welche unserm Anschauungsraume zukommt; denn von diesem wird ja eben abstrahirt: nur er ist ja das Mittel, von dessen Fehlen hier Consequenzen angegeben werden — „*das Mittel, die eine Gröſse als Maſsstab für die andere fortzutragen.*“ Also bleibt nur übrig anzunehmen, daſs die Bezeichnung Lage hier auf etwas Räumliches hindeutet, welches nicht mehr zu der uns bekannten Anschauung gehört: es wird bereits ein Raum von mehr als drei Dimensionen damit angedeutet — eine Prolepsis, die durch das Folgende entschuldigt zu werden scheint, aber durch nichts Vorhergehendes gerechtfertigt ist.

„*Solche Untersuchungen,*“ heiſst es weiter, „*sind für mehrere Theile der Mathematik, namentlich für die Behandlung der mehrwerthigen analytischen Functionen ein Bedürfniſs geworden, und der Mangel derselben ist wohl eine Hauptursache, daſs der berühmte* ABEL'*sche Satz und die Leistungen von* LAGRANGE, PFAFF, JACOBI *für die allgemeine Theorie der Differentialgleichungen so lange unfruchtbar geblieben sind. Für den gegenwärtigen Zweck genügt es, aus diesem allgemeinen Theile der Lehre von den ausgedehnten Gröſsen, wo weiter nichts vorausgesetzt wird, als was in dem Begriffe derselben schon enthalten ist, zwei Punkte hervorzuheben, wovon der erste die Erzeugung des Begriffs einer mehrfach ausgedehnten Mannigfaltigkeit, der zweite die Zurückführung der Ortsbestimmungen in einer gegebenen Mannigfaltigkeit auf Quantitätsbestimmungen betrifft und das wesentliche Kennzeichen einer nfachen Ausdehnung deutlich machen wird.*“

Hier erhalten wir nun die Bestätigung für die oben gegebene Interpretation von RIEMANN's Klassificirung der geometrischen Urtheile: die Axiome der EUKLIDeischen Geometrie sind synthetisch und a posteriori; sie gehören aber nur als eine Species zu einem Genus von analytischen Urtheilen, welche anderen Geometrieen als der EUKLIDeischen zu Grunde liegen. Ohne diese Interpretation würden zwei von den mitgetheilten Aeuſserungen unseres Autors unvereinbar sein; denn während er uns zuletzt „*die Zurückführung der Ortsbestimmungen in einer gegebenen Mannigfaltigkeit auf Quantitätsbestimmungen*“ verheiſst, hatte er in dem „Plan der Untersuchung“ gesagt, „*daſs diejenigen Eigenschaften, durch welche sich der Raum von anderen denkbaren dreifach ausgedehnten Gröſsen unterscheidet, nur aus der Erfahrung entnommen werden können.*“

Und das specifische Merkmal, dessen Angabe wir oben vermiſst hatten, haben wir jetzt kennen gelernt: es ist „*das Mittel, die eine Gröſse als Maſsstab für die andere fortzutragen.*“ Dies Mittel gewährt nur die Erfahrung, und der Anschauungsraum entsteht also nach RIEMANN auf die Weise, daſs der ohne Anschauung gedachte Begriff einer dreifach ausgedehnten Gröſse mit dem empirischen Merkmal der „*Transportirbarkeit,*“ wie es ROSANES kurz bezeichnet, verbunden wird. Es folgt daraus unmittelbar, daſs alle Eigenschaften, welche aus dem Factum der Transportirbarkeit abzuleiten sind, als specifische Eigenthümlichkeiten unseres Anschauungsraumes gelten und weder für andere dreifach ausgedehnte noch für mehr als dreifach ausgedehnte Mannigfaltigkeiten vorhanden sind.

Da meine Opposition gegen die neue Raumlehre nur an die hier mitgetheilte Grundlegung anknüpft, so halte ich es von nun an nicht mehr für indicirt, die Arbeit RIEMANN's in ihren einzelnen Schritten noch weiter vorzuführen; der Leser ist durch das auslassungsfreie Citat in den Stand gesetzt, meine Interpretation quellenmäſsig zu prüfen.

Das Irrthümliche der RIEMANN'schen Deduction finde ich in der Auffassung und Verwendung des Merkmals der Transportirbarkeit. Durch dieſes ausschlieſslich empirische Merkmal läſst RIEMANN den Anschauungsraum als eine Species der dreifach ausgedehnten Mannigfaltigkeit entstehen: es wird als eine empirische Bestimmung hinzugethan zu den nicht empirischen Bestimmungen des abstracten Begriffs der dreifach ausgedehnten Mannigfaltigkeit. Die Frage, ob eine solche Synthesis möglich sei, wird nicht discutirt; es wird stillschweigend vorausgesetzt, daſs das Merkmal der Transportirbarkeit rein empirischer Natur sei, d. h., daſs es frei sei von allem a priori Begreifbaren, in specie frei von den Begriffsmerkmalen der dreifach ausgedehnten Mannigfaltigkeit. Hierin nun finde ich das Willkürliche der Deduction. Wir erfahren nicht, wie wir der Zumuthung genügen können, uns vorzustellen, daſs „*ein Mittel*“ da sei, „*die eine Gröſse als Maſsstab für die andere fortzutragen,*“ wenn nicht erstens „die Gröſse“ räumlich, sinnlich ausgedehnt vorgestellt wird, und wenn wir sie nicht zweitens, eben um

sie „fortzutragen“, umgeben sollen mit einem dreifach ausgedehnten Etwas, nämlich dem Anschauungsraume. Ebenso wenig ist unmittelbar vorher angegeben, welchen Sinn man zu verbinden habe mit dem „*Aufeinanderlegen der zu vergleichenden Gröfsen*“, wenn diese Gröfsen nicht bereits als räumlich ausgedehnte vorgestellt werden sollen, und wenn für das Aufeinanderlegen der dreifach ausgedehnte Anschauungsraum nicht gleichfalls bereits zur Verfügung ist, um die Bewegung zu ermöglichen, ohne welche ein Aufeinanderlegen für die Vorstellung unausführbar wird. Es übersteigt eben die Ausstattung mit menschlicher Beschaffenheit, auch nur zu reden, nachdem man die menschlichen Vorstellungsgrenzen angeblich verlassen hat, ohne entweder allen Sinn der Rede einzubüfsen oder durch die eigenen Worte die unerschütterte Festigkeit der Schranken selbst zu demonstriren, an denen man rütteln möchte. Und vergebens ist es, die Opposition gegen die hier erörterte Willkür damit entkräften zu wollen, dafs man, wie es in dem angeführten Aufsatze „Ueber die Phänomenalität des Raumes“ von LIEBMANN geschieht, an den Gebrauch der völlig legitimirten Gröfse $i = \sqrt{-1}$ als an ein Analogon des vorliegenden Falls erinnert. Diese Gröfse ist nur das Analogon für die n fach ausgedehnte Mannigfaltigkeit, aber eben nur für das rein Abstracte und Imaginäre dieses Gröfsenausdrucks, nicht für irgend eine Anwendung desselben auf eine Anschauung. Beide Gröfsenbegriffe sind imaginär, sie verlassen das Gebiet der vollständigen Abstraction nicht; denn, wie mehrmals erwähnt, bedeutet die n fach ausgedehnte Mannigfaltigkeit gar nichts Anzuschauendes, gar nichts Erfahrenes. Und so würde auch gegen die mathematische Durchführung der blofsen Begriffsconstruction in der RIEMANN-HELMHOLTZ'schen Untersuchung nicht das mindeste Bedenken mit logischer Berechtigung erhoben werden können. Aber bei der Begriffsconstruction bleibt es ja eben hier nicht, sondern, wie wir gesehen haben, wird die Sphäre der Gröfsenbegriffe auf willkürliche Weise vermengt mit der Sphäre der Anschauungen. Wer dies Beginnen gut heifst, trägt nur dazu bei, die Erkenntnifs von den Quellen unseres Wissens zu trüben und sodann im Trüben nach Monstrositäten suchen zu lassen. Statt gegen den „*ehrlichen banausischen Philister, genannt common sense*“ (s. LIEBM. l. c, p. 352) zu kämpfen, wird man vielmehr ein Secundant für Phantome, mit deren Schaustellung grade den sinnlosesten Gaffern das willkommenste Tableau bereitet wird. In einem Briefe vom 5. December 1794 richtet GŒTHE die Anfrage an

SCHILLER, ob ihm von einer dort näher bezeichneten „*gespenstermäfsigen Mystificationsgeschichte*“ Etwas bekannt sei, „*und ob vielleicht in irgend einem Journal das Mährchen schon gedruckt ist? Wäre das nicht,*“ fährt er fort, „*so lieferte ich sie noch und wir fingen so recht vom Unglaublichen an, welches uns sogleich ein unendliches Zutrauen erwerben würde.*“ Die Abdankung des common sense ist eben etwas zweideutiger Natur, in ihr allein liegt noch keine Garantie dafür, dafs man auf dem Wege zu einer sublimen Einsicht sei. Eine mehr als dreifach ausgedehnte Mannigfaltigkeit, welche noch Raum wäre, steht auf gleicher Stufe mit einer mehr als einfach ausgedehnten Mannigfaltigkeit, welche noch Zeit wäre — die Nicht-EUKLIDeische Geometrie könnte mit derselben scientifischen Befugnifs als eine Chronometrie für zeitlose oder vielmehr überzeitige Intellecte figuriren, — eine jedenfalls hienieden definitiv unzeitgemäfse Wissenschaft. Zu Unbegriffen dieser Art gelangen wir unter Anderem, wenn wir das Transscendentale nicht gehörig von dem Transscendenten unterscheiden, wie es auch bei LIEBMANN in jenem Aufsatze der Fall ist. Denn promiscue sagt er (p. 342), dafs KANT „*die transscendente Realität des Raumes*“ leugne, und (p. 346) dafs die optischen Phänomene nicht von „*transscendentaler Realität*“ seien; zwei Seiten später begegnen wir dann der Frage: „*Kommt diesem reinen Raum etwa transscendentale Realität zu?*“ Und ebenso wird (p. 356) „*eines Versuchs erwähnt, gegen* KANT *die absolute oder transscendente Realität des Raums von drei Dimensionen . . . . zu erweisen,*“ so dafs wir die Wiederholung des Fehlers auf p. 358 nicht mehr neu finden, sondern vielmehr freudig überrascht werden, wenn derselbe Autor in einem späteren Aufsatze „Ueber relative und absolute Bewegung“ (Philosophische Monatshefte, VIII. Band, 3. Heft) zu uns spricht (p. 117): „*Aber aus der transscendentalen Geltung folgt bekanntlich keineswegs transscendente Realität.*“ Sehr wahr; sie kann ebenso wenig daraus folgen wie ein Sideroxylon aus dem physikalischen Begriff Masse. Hören wir eine der vielen Bekräftigungen des LIEBMANN'schen letzten Satzes durch KANT. „*Mein Platz ist das fruchtbare Bathos der Erfahrung, und das Wort, transscendental, dessen so vielfältig von mir angezeigte Bedeutung vom Recensenten nicht einmal gefafst worden (so flüchtig hat er Alles angesehen), bedeutet nicht Etwas, das über alle Erfahrung hinausgeht, sondern, was vor ihr (a priori) zwar vorhergeht, aber doch zu nichts Mehrerem bestimmt ist, als lediglich Erfahrungs-*

erkenntnifs möglich zu machen. Wenn diese Begriffe die Erfahrung überschreiten, dann heifst ihr Gebrauch transscendent, welcher von dem immanenten, d. i. auf Erfahrung eingeschränkten Gebrauch unterschieden wird.“ (III, 153.)

Somit hat es nach KANT gar keinen Sinn, von einem transscendenten Raume von drei Dimensionen zu reden; denn der Begriff eines dreidimensionigen Raumes überschreitet die Erfahrung nicht; von KANT geleugnet und bekämpft wird eben deshalb auch niemals die transscendente, sondern immer die transscendentale Realität des Raumes, d. i. die Annahme, dafs die Bedingungen für ein dreifaches Nebeneinander auch ohne unsere Anschauungsart erfüllt werden. Und ebenso hat es nach KANT keinen Sinn, von einem Raume mit mehr als drei Dimensionen als von etwas Möglichem zu reden; denn dies wäre eben ein transscendenter, ein zu perhorrescirender Gebrauch des nur zum Erfahrungsgebrauche bestimmten transscendental-idealen Raumes.

Da die Folgen von der Adoptirung der besprochenen Willkür in dem Referate LIEBMANN's an einigen Stellen noch deutlicher als bei RIEMANN und HELMHOLTZ ersichtlich sind, so verweilen wir noch etwas bei dem Referenten. Die Vermischung von Denken und Anschauen ist bei ihm eine so innige, wie wir sie nur bei völlig naiven Naturalisten anzutreffen gewöhnt sind, von denen wir wohl gelegentlich zu hören bekommen, dafs sie „denken“, dort etwas Buntes oder etwas Sechseckiges zu sehen, während sie die Augen auf das Object ihrer Wahrnehmung richten. So spricht LIEBMANN ohne Weiteres davon (p. 350), dafs es *„durch Generalisation der eben entwickelten Begriffe klar“* sei, *„dafs erstens ein Raum gedacht werden kann, in welchem überall dasselbe Krümmungsmafs herrscht;“* wer nun hiezu Ja sagt, der ist bereits für alle kommenden Abenteuer gewonnen, vorausgesetzt nämlich, dafs er consequent bleibt. Denn freilich, wer sich aufreden läfst, dafs er etwas Räumliches „denken“ könne, der geht willig mit auf das Glatteis, ohne welches man in die Transscendenz nicht einbrechen kann. Für geübte Ignorirer sprachlicher Präcision liegt das Verführerische in der fehlerhaften Ausdrucksweise, welche in der Praxis des gemeinen Lebens nicht ohne Pedanterie zu urgiren sein mag, gegen die aber absolute Intoleranz geboten ist bei einem philosophischen Gegner des common sense, der uns in dieser Eigenschaft unter Umständen höchst preiswürdig sein kann, nicht aber als Streiter für Wahngebilde, weit leerer als ein raumerfülltes Vacuum. Etwas Räumliches denken

zu sollen, klingt beim ersten Anhören nur deshalb nicht wie eine sinnwidrige Zumuthung, weil Denken eine geistige Thätigkeit bezeichnet, und weil es sehr wohl möglich ist, durch ein inneres, psychisches Thun Etwas zu vergegenwärtigen, was räumlich ist. Diese Vergegenwärtigung ist eine Vorstellung, aber mit dieser Vorstellung zugleich gegeben ist das Sinnliche, das schlechterdings nur in Bezug auf unmittelbare Empfindungen Vorhandene, nichts Anderes. Nun kann man sich aber auch solche Vorstellungen vergegenwärtigen, welche keine unmittelbar zum Bewufstsein kommende Beziehung auf Empfindungen haben, z. B. die Vorstellungen Ursache, Gerechtigkeit, und Vorstellungen dieser Art allein heifsen gedachte Vorstellungen oder Begriffe, im Gegensatze zu jenen ersten, den anschaulichen Vorstellungen. Die Verwandlung einer dieser beiden Vorstellungsarten in die andere ist ebenso wenig möglich wie die Verwandlung einer Geruchsempfindung in eine Gesichtsempfindung: es sind eben wie diese zwei specifisch verschiedene Energieen, zwei Qualitäten des Vorstellungsvermögens. Daher ist es nicht richtig, dafs, wie LIEBMANN sagt, die analytische Geometrie *„in der Kunst besteht, räumliche Oerter und Gestalten durch algebraische Formeln auszudrücken“* (l. c. p. 351). Denn nicht die Oerter und Gestalten mit allen ihren Merkmalen, durch deren Gesammtheit sie eben Oerter und Gestalten sind, werden algebraisch ausgedrückt, sondern nur der Theil von den Merkmal-Complexen, durch welchen sie eine Relation zu Zahlengröfsen ermöglichen als zu gleichartigen Theilvorstellungen. LIEBMANN sagt (p. 351): *„Ein Punkt im Raum wird, wie bekannt, von der analytischen Geometrie vollkommen eindeutig durch drei Coordinaten bestimmt. Kennt man die Längen dreier Perpendikel x, y, z, welche von dem Punkt aus auf drei sich rechtwinklig schneidende Coordinatenebenen gefällt sind, so ist die Lage des Punkts im Raum vollständig determiniert.“* Keineswegs vollständig; vielmehr ist die Lage des Punktes nur in Bezug auf die drei Perpendikel determinirt, und deren Lage ist wiederum nur durch andere räumliche Relationen determinirbar; vollständig wird die Bestimmung der Lage in letzter Instanz immer erst durch die unmittelbar demonstrirte sinnliche Anschauung. Den Raum als eine dreifach ausgedehnte Mannigfaltigkeit zu definiren, ist unter allen Umständen berechtigt, das Wort „ausgedehnt“ mag dabei die ursprüngliche oder die übertragene Bedeutung haben. Im letzten Falle wird der mit der Definition gegebene Begriff generalisirbar; denn er enthält dann nichts Anschauliches mehr, und

die logische Denkbarkeit legitimirt ihn ebenso wie den Begriff $\sqrt[2]{-1}$; gegen die *„ganz gescheidten Leute“* also, von denen LIEBMANN sagt, daſs er sie kenne, und daſs sie *„sogar die logische Denkbarkeit“* der nfach ausgedehnten Mannigfaltigkeit *„bestreiten“*, — gegen diese verlangt die Logik das Bündniſs mit ihm; aber er fährt fort: *„um wie viel mehr die reale Möglichkeit eines solchen Raums,“* welche Möglichkeit jene nämlich bestreiten, während LIEBMANN sie einzusehen behauptet, und dazu muſs dann angemerkt werden, daſs der Zusatz „um wie viel mehr“ durch die Sache selbst nicht im Mindesten motivirt wird; denn eine mehr als dreifach ausgedehnte Mannigfaltigkeit ist eo ipso niemals Raum. LIEBMANN fährt fort (p. 353): *„Diesen Zweiflern gegenüber sei wiederholt hervorgehoben, daſs die rein analytische Untersuchungsweise, aus der dieser Begriff resultiert, gar nicht mehr an unsrer anschaulichen Vorstellungsweise haftet, obwohl sie zu ihren abstracten Begriffsentwickelungen nur unter Voraussetzung der Intuition gelangen kann; sie operiert, einmal von der Anschauung emancipiert, nur noch mit abstracten Gröſsenbegriffen und hat die Fesseln der concreten Lagenvorstellung von sich abgestreift.“*

Hienach könnte es den Anschein gewinnen, daſs die von der Opposition gleichfalls wiederholte Forderung, Begriff und Anschauung stets auseinander zu halten, auch für den nfach ausgedehnten Raum von seinen Fürsprechern erfüllt werde. Vielleicht ist also die Willkür, gegen welche wir uns auflehnen, auf unserer Seite, und zwar in der Caprice, daſs wir ein starrköpfiges Veto einlegen, wenn das Wort Raum in übertragener Bedeutung gebraucht werden soll, während wir, partiell aufgeklärt, Nichts dagegen haben, daſs das Wort „ausgedehnt“ nicht nur für anschauliche, sondern auch für abstract begriffliche Bestimmungen verwendet werde. Vielleicht also soll es nicht nur geschehen können, sondern vielleicht ist es auch bei der in Rede stehenden metamathematischen Production thatsächlich der Fall, daſs der Raum mit mehr als dreifacher Ausdehnung nur ebenso eine Mannigfaltigkeit in abstracto bezeichnet, wie „nfach ausgedehnt“ nur bedeutet: nfacher Continuität fähig, nfach stetig. Dann wäre freilich unsere Opposition eine miſsverständliche, der ganze Streit ein Wortstreit.

Aus folgendem Grunde ist dies zu verneinen.

Nachdem RIEMANN im ersten Theile seiner Arbeit den Begriff einer mehrfach ausgedehnten Mannigfaltigkeit definirt und im § 3 gezeigt hat, wodurch von ihm *„die Ortsbestimmung in der gegebenen Mannigfaltigkeit zurückgeführt wird auf eine Gröſsenbestimmung und auf eine Ortsbestimmung in einer minderfach ausgedehnten Mannigfaltigkeit“*; nachdem er ferner im zweiten Theile die *„Maſsverhältnisse“* untersucht hat, *„deren eine Mannigfaltigkeit von n Dimensionen fähig ist, unter der Voraussetzung, daſs die Linien unabhängig von der Lage eine Länge besitzen, also jede Linie durch jede meſsbar ist“*, so giebt er im dritten Theile die „Anwendung auf den Raum“. Der § 2 enthält die höchst scharfsinnige Consequenz, welche ich zu meinen Gunsten anführe, — denn, obgleich eine Frucht originellen Denkens, bleibt sie selbst doch nur ein Gelehrtenwitz ohne Fruchtbarkeit — und aus demselben Grunde wie vorhin theile ich diesen Paragraphen wiederum in extenso hier mit. Er lautet:

„Im Laufe der bisherigen Betrachtungen wurden zunächst die Ausdehnungs- oder Gebietsverhältnisse von den Maſsverhältnissen gesondert, und gefunden, daſs bei denselben Ausdehnungsverhältnissen verschiedene Maſsverhältnisse denkbar sind; es wurden dann die Systeme einfacher Maſsbestimmungen aufgesucht, durch welche die Maſsverhältnisse des Raumes völlig bestimmt sind und von welchen alle Sätze über dieselben eine nothwendige Folge sind; es bleibt nun die Frage zu erörtern, wie, in welchem Grade und in welchem Umfange diese Voraussetzungen durch die Erfahrung verbürgt werden. In dieser Beziehung findet zwischen den bloſsen Ausdehnungsverhältnissen und den Maſsverhältnissen eine wesentliche Verschiedenheit statt, insofern bei erstern, wo die möglichen Fälle eine discrete Mannigfaltigkeit bilden, die Aussagen der Erfahrung zwar nie völlig gewiſs, aber nicht ungenau sind, während bei letztern, wo die möglichen Fälle eine stetige Mannigfaltigkeit bilden, jede Bestimmung aus der Erfahrung immer ungenau bleibt — es mag die Wahrscheinlichkeit, daſs sie nahe richtig ist, noch so groſs sein. Dieser Umstand wird wichtig bei der Ausdehnung dieser empirischen Bestimmungen über die Grenzen der Beobachtung in's Unmeſsbargroſse und Unmeſsbarkleine; denn die letztern können offenbar jenseits der Grenzen der Beobachtung immer ungenauer werden, die ersteren aber nicht.

„Bei der Ausdehnung der Raumconstructionen in's Unmeſsbargroſse ist Unbegrenztheit und Unendlichkeit zu scheiden; jene gehört zu den Ausdehnungsverhältnissen, diese zu den Maſsverhältnissen. Daſs der Raum eine unbegrenzte dreifach ausgedehnte Mannigfal-

tigkeit sei, ist eine Voraussetzung, welche bei jeder Auffassung der Aufsenwelt angewandt wird, nach welcher in jedem Augenblicke das Gebiet der wirklichen Wahrnehmungen ergänzt und die möglichen Orte eines gesuchten Gegenstandes construirt werden und welche sich bei diesen Anwendungen fortwährend bestätigt. Die Unbegrenztheit des Raumes besitzt daher eine gröfsere empirische Gewifsheit, als irgend eine äufsere Erfahrung. Hieraus folgt aber die Unendlichkeit keineswegs; vielmehr würde der Raum, wenn man Unabhängigkeit der Körper vom Ort voraussetzt, ihm also ein constantes Krümmungsmafs zuschreibt, nothwendig endlich sein, so bald dieses Krümmungsmafs einen noch so kleinen positiven Werth hätte. Man würde, wenn man die in einem Flächenelement liegenden Anfangsrichtungen zu kürzesten Linien verlängert, eine unbegrenzte Fläche mit constantem positiven Krümmungsmafs, also eine Fläche erhalten, welche in einer ebenen dreifach ausgedehnten Mannigfaltigkeit die Gestalt einer Kugelfläche annehmen würde und welche folglich endlich ist."

In der „Uebersicht", welche der Arbeit beigefügt ist, wird dieser Paragraph durch folgende Frage bezeichnet: „*In wie weit ist die Gültigkeit dieser empirischen Bestimmungen wahrscheinlich jenseits der Grenzen der Beobachtung im Unmessbargrofsen?*"

Zur Erläuterung der Distinction zwischen Unbegrenztheit und Unendlichkeit ist die Vorstellung der Kugeloberfläche sehr dienlich, von welcher auch die Bearbeitung des ganzen Problems die wesentlichsten Anwendungen macht: mit jeder vorstellbaren Kugeloberfläche ist ebenso unmittelbar die räumliche Endlichkeit gegeben, wie es zu ihrem Wesen gehört, dafs sie in sich ohne Grenze ist. Diese beiden Eigenschaften werden nun von Riemann auf die dreifach ausgedehnte Mannigfaltigkeit des Anschauungsraumes übertragen; die Unbegrenztheit, eine ausschliefslich sinnliche Vorstellung, lediglich erworben durch Anschauungen, wie sie die Kugel oder der Umfang eines Kreises gewähren, wird zu einem rein begrifflichen Merkmal intellectuirt und einer ausschliefslich abstracten Vorstellung beigelegt. Die Consequenz davon ist, dafs die durch jede Erfahrung bestätigte Unbegrenztheit des Anschauungsraumes kein zuverlässiger Bürge mehr ist für seine Unendlichkeit. Die Unbegrenztheit ist nämlich die Bedingung für die empirische Transportirbarkeit jedes Körpers, oder, um mit Riemann's Worten zu reden, dafür, dafs man „*wie Euklid nicht blofs eine von der Lage unabhängige Existenz der Linien, sondern auch der Körper voraussetzt*", woraus dann folgt, „*dafs das Krümmungsmafs allenthalben constant ist, und es ist dann in allen Dreiecken die Winkelsumme bestimmt, wenn sie in einem bestimmt ist.*" (l. c. p. 14, 15.) Bleibt dies Krümmungsmafs constant = 0, so ist der Raum sowohl unbegrenzt als auch unendlich, wird aber das Krümmungsmafs constant gleich einer noch so kleinen positiven Gröfse, so ist der Raum nur unbegrenzt, aber endlich.

Die Unbegrenztheit hat nach Riemann keine andere als empirische Gewifsheit, als solche ist sie nach dem, was im „Plan der Untersuchung" darüber gesagt wird, nur eine Hypothese, keine Nothwendigkeit. Deshalb eben ist ja der Parallelensatz nur für unseren Erfahrungsraum giltig, folglich die Euklideische Geometrie eine Erfahrungswissenschaft. Demnach sollen wir es als ein Resultat der ganzen Untersuchung auffassen, dafs die Möglichkeit constatirt ist, den Anschauungsraum mit drei Dimensionen für eine endliche Gröfse zu halten.

Bis dahin ist die logische Consequenz von der Umschaffung der sinnlichen Vorstellung „Unbegrenztheit" in eine abstracte Vorstellung vollkommen. Die Erhebung in den Begriffstand aus dem niedrigen Sinnenstande bleibt freilich ein blos autoritatives Decret ohne alle Motivirung. Nun aber tritt ein neuer, bisher geheim gehaltener Machtspruch in Wirksamkeit: wir sollen den Anschauungsraum aufhören lassen, ohne jedoch die Welt, welche jenseits von ihm beginnt, mit den sinnlich-räumlichen Merkmalen zu behaften, die mit dem uns empirisch bekannten Raume überall da sind, und ohne doch auf alle Aussagen über jene andere Welt zu verzichten. Nun, wenn wir diesem Ansinnen sollen entsprechen können, so mufs uns gezeigt werden, dafs von den Merkmalen des dreidimensionigen Raumes mit dem constanten Krümmungsmafs = 0 alles Empirische zurückgelassen wird. Dies ist mit dem Merkmal der Unbegrenztheit in stummer Vergewaltigung geschehen, es ist ferner unter Angabe von denkgesetzmäfsigen Gründen geschehen mit der dreifachen Mannigfaltigkeit der stetigen Ausdehnung. Aber es ist nicht geschehen und unterbleibt bis zuletzt mit derjenigen Anschauungsvorstellung, welche durch den Ausdruck „Lage" bezeichnet wird, sowie durch alle Ausdrücke, deren Sinn ganz verloren geht, sobald sie nicht mehr für sinnlich-räumliche Relationen gelten sollen, während nämlich die Möglichkeit, dafs sie in poetischer Absicht gebraucht seien, durch die Natur des Gegenstandes ausgeschlossen ist. Im § 4 des zweiten Theils heifst es bei Riemann:

„Die Mannigfaltigkeiten, deren Krümmungsmafs überall = 0 ist, lassen sich betrachten als ein besonderer Fall derjenigen Mannigfaltigkeiten, deren Krümmungsmafs allenthalben constant ist. Der gemeinsame Charakter dieser Mannigfaltigkeiten, deren Krümmungsmafs constant ist, kann auch so ausgedrückt werden, dafs sich die Figuren in ihnen ohne Dehnung bewegen lassen. Denn offenbar würden die Figuren in ihnen nicht beliebig verschiebbar und drehbar sein können, wenn nicht in jedem Punkte in allen Richtungen das Krümmungsmafs dasselbe wäre.“

Die dreifach ausgedehnten Mannigfaltigkeiten, von denen der empirische Raum eine Species ist, haben demnach zum gemeinsamen Merkmal, dafs Figuren, die in ihnen vorkommen, unabhängig von der Lage sind: sie müssen sich ohne Dehnung bewegen lassen, sie müssen beliebig verschiebbar und drehbar sein; hierin besteht eben die besondere Uebereinstimmung mit der Kugeloberfläche, innerhalb welcher gleichfalls jedes beliebig begrenzte Stück transportirbar ist, ohne dafs Formveränderungen durch den Transport verursacht werden. Beginnt also am Ende der Welt, welche unserer Beobachtung zugänglich ist, eine andere dreifache Mannigfaltigkeit mit constantem Krümmungsmafs, so können wir auch diese Welt nicht „denken“, nach LIEBMANN's Terminologie, ohne zugleich Lagenverhältnisse mitzudenken, d. h. ohne ihr die sinnlich-räumliche Vorstellbarkeit zu vindiciren, sie ist und bleibt ein Anschauungsraum, wenn auch die zu seiner Perception erforderlichen Organismen eine andere Structur haben müfsten als die menschliche. Und wenn das mathematisch ausgeklügelte Jenseits eine drei- oder mehrfach ausgedehnte Mannigfaltigkeit mit einem nicht constanten Krümmungsmafse ist, so hat es nach der Vorschrift seiner Schöpfer gleichwohl eine Daseinsform, in welcher Figuren nicht mehr unabhängig sind von ihrer Lage, sondern die bei Bewegungsversuchen einem Schicksal unterworfen sind, analog demjenigen, das ein Stück von der Oberfläche eines Ellipsoids erfährt, wenn es auf einer Kugeloberfläche soll abgewickelt werden, bei welcher Operation complicirte Dehnungen und Formveränderungen anderer Art unvermeidlich sind. Die nfach ausgedehnte Mannigfaltigkeit ist also, sobald wir sie mit irgend welchem Krümmungsmafse ausstatten, definitiv nicht „von der Anschauung emancipiert“, sie hat nicht „die Fesseln der concreten Lagenvorstellung von sich abgestreift“. Wer einem Begriffe irgend ein Krümmungsmafs octroyiren will, ohne ihn seiner abstracten Natur dabei zu berauben, der unter-

nimmt damit die Beugung eines Rechts von naturgesetzlicher Sanction: das Anrecht der sinnlichen Natur des Menschen auf ihre eigene, ganz intransportable Heimath. Und somit behaupten wir nicht als Zweifler, sondern mit derselben Zuversicht, wie LIEBMANN sie für das Gegentheil an den Tag legt: es entbehrt thatsächlich der Begründung, dafs es andere Lagenvorstellungen geben könne als concrete; ein nicht anschaulicher Raum ist eben ein Un-Raum, ein sehr wenig fragwürdiges Unding, vorausgesetzt nämlich, dafs wir menschliche Zeit für ein zu kostbares Ding halten, um es bei der Verwerthung von Uebermenschlichkeiten für die Erweiterung menschlicher Erkenntnifs zu verbrauchen. *„Wir können,“* spricht KANT, (Krit. d. r. V., 1. Aufl. p. 27) *„von den Anschauungen anderer denkenden Wesen gar nicht urtheilen, ob sie an die nemlichen Bedingungen gebunden seyn, welche unsere Anschauung einschränken, und vor uns allgemein gültig seyn.“* Eben deshalb aber wollen wir auch nicht so thun, als könnten wir dennoch unsere eigene Anschauung zum Schwungbrett für einen Sprung in eine andere Welt als die unsrige gebrauchen; denn ein Schwungbrett mufs aus einem elastischen Körper gefertigt sein und nicht aus einer Substanz von so zäher Klebrigkeit, dafs sie unsere Schwungorgane an sich festhält und uns nur vergebliche Bewegungen ausführen, aber niemals fortspringen läfst, so lange wir die Berührung mit ihr noch irgend gewahr werden können.

Es liegt hier nahe, eines Mifsverständnisses zu gedenken, welches gegenüber dem KANTischen Ding an sich seit FR. H. JACOBI (1787) und G. E. SCHULZE (1792) immer wieder reproducirt ist, und zwar nicht nur von HARTMANN, sondern auch von vorsichtigeren Denkern wie z. B. SCHOPENHAUER, UEBERWEG, FR. A. LANGE. Der immer nur der Form nach variirte Einwand ist der, dafs KANT mit Hilfe des reinen Verstandesbegriffs Causalität das Dasein eines Dinges an sich jenseits der Erscheinungswelt behauptet, oder, wie Einige willkürlich sagen, „beweist“, während doch nach seiner Lehre die Causalität selbst als eine seiner Kategorieen nur für den Bereich möglicher Erfahrung, nämlich für unsere Erscheinungswelt und nicht darüber hinaus Geltung haben soll. Von diesem Einwande sagt UEBERWEG in seiner Schrift: „De priore et posteriore forma Kantianae critices rationis purae“ (Berolini, 1862): *„Exstat haec apud Kantium repugnantia, evertit ejus philosophiae fundamenta, tollit universum systema; sed aeque exstat in utraque libri illius editione.“* Und ebenso LANGE (Geschichte der Materialis-

mus, Iserlohn, 1866, p. 267): „*Gegen diesen Vorwurf ist keine directe Abwehr möglich. Er zerschmettert in der That den Panzer des Systems vollständig; an dem ist nichts mehr zu halten.*“

Ich meine nun, es könne Jemandem, der diesem Votum zustimmt, nahe liegen, eine Inconsequenz darin zu finden, wenn, wie es hier geschieht, ein ähnlich klingender Einwurf gegen RIEMANN und seinen Herold LIEBMANN erhoben wird, nachdem vorher die Annahme des KANTischen Dinges an sich als berechtigt zugestanden war. Ich bekenne daher zunächst, daſs ich in der That längere Zeit den angeführten Vorwurf gegen KANT plausibel gefunden habe, daſs ich aber der brieflichen Besprechung des Gegenstandes durch Herrn Dr. EMIL ARNOLDT in Königsberg i. Pr. den Dank für ein genaueres Verständniſs schuldig geworden bin. Die für meine Ueberzeugung entscheidenden Worte ARNOLDT's sind folgende:

„KANT *hat nach meiner Auffassung niemals das Dasein des Dinges an sich beweisen wollen.* KANT *beweist nur, daſs unsere Anschauungsgegenstände Erscheinungen sind, nicht Dinge an sich, d. h. bloſse Vorstellungen. Der Unterschied von Erscheinungen und Dingen an sich ist selbst unsere Vorstellung, also auch das Ding an sich unsere Vorstellung. Wir sind an den Unterschied von Ding an sich und Erscheinung, Sein und Denken gebunden. Ob dieser Unterschied ein realer sei, und, wenn ein solcher, was für einer der Wahrheit nach, können wir nicht wissen.*

„*Wir haben nur keinen Grund, zu behaupten, daſs unser Vorstellen und unser Sein, was identisch ist, die einzige Art sei, in welcher alle Wesen bei ihrem, so zu sagen, Sein und Vorstellen sich verhalten. Bei ihnen kann etwas durchaus Verschiedenes an die Stelle unseres Vorstellens und Seins getreten sein und treten. Wenn* KANT *nun von Dingen an sich redet, so will er, meine ich, damit ausdrücken: 1) nach der obigen Betrachtung hat Niemand Grund, das Dasein von Etwas auſserhalb unserer Vorstellungen zu leugnen; 2) ich nehme Dinge an sich an als suppositio relativa, nicht absoluta, blos um Etwas zu haben, was der Sinnlichkeit als Receptivität correspondirt; ein solches Correspondirende brauche ich wegen meiner Gebundenheit an den Unterschied zwischen Erscheinung und Etwas, das nicht Erscheinung ist. Es ist möglich, daſs diese Gebundenheit gar keine Bezeichnung, Charakterisirung eines realen Sachverhältnisses ist; 3) mein* (KANT's) *Idealismus ist ein anderer als der von* CARTESIUS *und* BERKELEY. *Ich will bei all meinem*

Idealismus Realist sein, d. h. gern einräumen, daſs es Dinge unabhängig von unserm Vorstellen geben mag. Wenn wir sie relativ annehmen, so haben wir einen unbekannten Grund, den wir setzen können als das, was nicht nach dem Gesetze der Causalität, sondern auf unerforschliche Weise in unserer Receptivität zum Erreger wird von einem Etwas, aus dem wir Empfindungen und Wahrnehmungen unserer Receptivitätsorganisation gemäſs bereiten. Also ist mein Idealismus „von ganz eigener Art.““

Ebenso richtig gedacht, wenn auch weniger gründlich entwickelt, ist folgende Interpretation desselben Begriffs, welche freilich von einem wenig zunftgemäſsen Philosophen herrührt: HEINE ist es, der im „Salon“ folgendermaſsen docirt:

. . . . . „*so hat* KANT *die Dinge, in so fern sie erscheinen, Phänomena, und die Dinge an und für sich: Noumena genannt. Nur von den Dingen als Phänomena können wir etwas wissen, nichts aber können wir von den Dingen wissen als Noumena. Letztere sind nur problematisch, wir können weder sagen, sie existiren, noch: sie existiren nicht. Ja, das Wort Noumen ist nur dem Wort Phänomen nebengesetzt, um von Dingen, in so weit sie uns erkennbar, sprechen zu können, ohne in unserm Urtheil die Dinge, die uns nicht erkennbar, zu berühren.*

„KANT *hat also nicht, wie manche Lehrer, die ich nicht nennen will, die Dinge unterschieden in Phänomena und Noumena, in Dinge, welche für uns existiren und in Dinge, welche für uns nicht existiren. Dieses wäre ein irländischer Bull in der Philosophie. Er hat nur einen Grenzbegriff geben wollen.*“

In diesem Sinne, welcher, wie ich nunmehr überzeugt bin, der KANTischen Auffassung allein gerecht wird, habe ich oben (p. 40) das Ding an sich eine Schranke menschlicher Erkenntniſs genannt, welche ebenso wenig zu übersteigen ist, als sie ignorirt werden kann; es ist eben ein bloſser „Grenzbegriff“, zugleich gegeben mit der Causalität als einer Existenzbedingung unseres Denkens und von keiner anderen Geltung für die Erkenntniſs des Absoluten als die Existenzbedingung selbst. Das Ding an sich, so wie es KANT charakterisirt, daſs wir nämlich Nichts von ihm erkennen können, sondern daſs wir nur sein Dasein als ein Jenseits der Erscheinungen denken können und müssen, — dieses Ding an sich gehört also nach KANT selbst gleichfalls zum Inventar unseres menschlichen Auffassungsvermögens und beansprucht die reale Zugehörigkeit zu einer anderen Welt als zu der des menschlichen Vorstellungsgebietes

nur in so weit, als die Welt der Erscheinungen durch sich selbst einen unvermeidlichen Hinweis ertheilt auf eine nicht erfahrbare Welt, welche ihr Correlat ist.

In der Kritik der reinen Vernunft sprechen besonders deutlich für die Richtigkeit dieser Auffassung die zwei letzten, hier durch gesperrten Druck markirten Sätze in folgender Stelle (1. Aufl. p. 108, 109):

„*Erscheinungen sind die einzigen Gegenstände, die uns unmittelbar gegeben werden können, und das, was sich darin unmittelbar auf den Gegenstand bezieht, heiſst Anschauung. Nun sind aber diese Erscheinungen nicht Dinge an sich selbst, sondern selbst nur Vorstellungen, die wiederum ihren Gegenstand haben, der also von uns nicht mehr angeschaut werden kan, und daher der nichtempirische, d. i. transscendentale Gegenstand = x genant werden mag.*

„*Der reine Begriff von diesem transscendentalen Gegenstande, (der wirklich bey allen unsern Erkentnissen immer einerley = x ist,) ist das, was in allen unsern empirischen Begriffen überhaupt Beziehung auf einen Gegenstand, d. i. obiective Realität verschaffen kan. D i e s e r B e g r i f f k a n n u n g a r k e i n e b e s t i m t e A n s c h a u u n g e n t h a l t e n, u n d w i r d a l s o n i c h t s a n d e r s, a l s d i e i e n i g e E i n h e i t b e t r e f f e n, d i e i n e i n e m M a n n i g f a l t i g e n d e r E r k e n t n i ſ s a n g e t r o f f e n w e r d e n m u ſ s, s o f e r n e s i n B e z i e h u n g a u f e i n e n G e g e n s t a n d s t e h t. D i e s e B e z i e h u n g a b e r i s t n i c h t s a n d e r s, a l s d i e n o t h w e n d i g e E i n h e i t d e s B e w u s t s e y n s, m i t h i n a u c h d e r S y n t h e s i s d e s M a n n i g f a l t i g e n d u r c h g e m e i n s c h a f t l i c h e F u n c t i o n d e s G e m ü t h s, e s i n e i n e r V o r s t e l l u n g z u v e r b i n d e n.*“

Von den transscendenten Undingen der mit Krümmungsmaſsen begabten Dreifaltigkeiten sowie von jeder anderen nfach ausgedehnten Mannigfaltigkeit mit und ohne Krümmungsmaſs unterscheidet sich daher das Ding an sich sehr wesentlich dadurch, daſs es ein durchaus l e e r e r Begriff ist und sein will, während jene krummen Begriffe n i c h t leer sein wollen, sondern auf Grund des ihnen mitgegebenen Signalements von allgemeinen und besonderen Merkmalen mit dem Anspruche auftreten, unsere Erkenntniſs „durch das reine Denken zu vermehren“, von welchem Anspruche wir die KANTische Philosophie in rühmender Weise durch HELMHOLTZ haben frei sprechen hören. Die Anerkennung dieses Vorzuges beruht auf derselben Einsicht wie der folgende, wohl aus der nämlichen Quelle geschöpfte und jedenfalls, wie bekannt, durch sie ge-

nährte Gedanke SCHILLER's: „*Die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will.*“

Im Jahre 1795, als diese Worte gschrieben wurden, fiel es vermuthlich Niemandem ein, daran zu denken, daſs eine solche Aeuſserung auch durch andere Wissenschaften könne veranlaſst werden als durch die Philosophie, vorausgesetzt natürlich, daſs der dogmatische Theil der Theologie sowie Astrologie und ähnliche Pseudo-Wissenschaften nicht auch zu den Erkenntniſsgebieten gezählt werden sollen. Und so mag wohl SCHILLER gleichfalls am Allerwenigsten an Mathematiker gedacht haben, als er (1796) schrieb: „*Nur die Philosophie kann das Philosophiren unschädlich machen; ohne sie führt es unausbleiblich zum Mysticism.*”

Aber unser Jahrhundert ist bekanntlich nfach mannigfaltig fortgeschritten, und es ist an der Zeit, zu den SCHILLER'schen Resolutionen das Amendement zu stellen: die Mathematik darf gleichfalls nicht versuchen, ohne Philosophie zu philosophiren, wie sie es bei der Behandlung der Raumfrage offen und explicite durch RIEMANN und in mehr implicirter Weise durch HELMHOLTZ thut. Und die Mathematik darf gleichfalls nicht aus eigenem Mittel das Wissen von irgend einem Jenseits der Erfahrungswelt erweitern wollen, ja, sie noch weniger als die Philosophie; denn ihr stehen für Absurditäten Vehikel zu Gebote, welche weniger dem Miſsbrauche ausgesetzt sind als die gewöhnliche Sprache, und die daher durch ihren gröſseren Schein von Solidität einen Vortheil voraus haben vor der mehr in's Gehör fallenden Abenteuerlichkeit verfehlter Philosophenspeculationen. Auch für die Mathematik „*est quaedam etiam nesciendi ars et scientia,*” nicht blos für die Fachgenossen von G. HERMANN.

Zur Erläuterung dessen, was nach KANT ein leerer Begriff sei, führe ich noch die folgenden Stellen aus der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft an. Sie geben zugleich die Motivirung dafür, daſs es kein Widerspruch ist, den leeren Begriff des Dinges an sich für berechtigt zu halten, während man den Begriff der nfach ausgedehnten Mannigfaltigkeit perhorrescirt, sobald er durch die Bereicherung mit dem eo ipso sinnlichen Merkmal eines Krümmungsmaſses aufgehört hat, Begriff zu sein. Die KANTischen Sätze lauten (Krit. d. r. V., 2. Aufl. 1787, p. 146 ff.):

§ 22.

„Die Categorie hat keinen andern Gebrauch zum Erkenntnisſe der Dinge, als ihre Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung.

Sich einen Gegenstand denken, und einen Gegenstand erkennen, ist also nicht einerley. Zum Erkenntniſse gehören nemlich zwey Stücke: erstlich der Begriff, dadurch überhaupt ein Gegenstand gedacht wird (die Categorie), und zweytens die Anschauung, dadurch er gegeben wird; denn, könnte dem Begriffe eine correspondirende Anschauung gar nicht gegeben werden, so wäre er ein Gedanke der Form nach, aber ohne allen Gegenstand, und durch ihn gar keine Erkenntniſs von irgend einem Dinge möglich; weil es, so viel ich wüſste, nichts gäbe, noch geben könnte, worauf mein Gedanke angewandt werden könne. Nun ist alle uns mögliche Anschauung sinnlich (Aesthetik), also kann das Denken eines Gegenstandes überhaupt durch einen reinen Verstandesbegriff bey uns nur Erkenntniſs werden, so fern dieser auf Gegenstände der Sinne bezogen wird. Sinnliche Anschauung ist entweder reine Anschauung (Raum und Zeit) oder empirische Anschauung desjenigen, was im Raum und der Zeit unmittelbar als wirklich, durch Empfindung, vorgestellt wird. Durch Bestimmung der ersteren können wir Erkenntnisse a priori von Gegenständen (in der Mathematik) bekommen, aber nur ihrer Form nach, als Erscheinungen; ob es Dinge geben könne, die in dieser Form angeschaut werden müssen, bleibt doch dabey noch unausgemacht. Folglich sind alle mathematische Begriffe für sich nicht Erkenntniſse; auſser, sofern man voraussetzt, daſs es Dinge giebt, die sich nur der Form jener reinen sinnlichen Anschauung gemäſs uns darstellen lassen. Dinge im Raum und der Zeit werden aber nur gegeben, so fern sie Wahrnehmungen (mit Empfindung begleitete Vorstellungen) sind, mithin durch empirische Vorstellung. Folglich verschaffen die reinen Verstandesbegriffe, selbst wenn sie auf Anschauungen a priori (wie in der Mathematik) angewandt werden, nur so fern Erkenntniſs, als diese, mithin auch die Verstandesbegriffe vermittelst ihrer, auf empirische Anschauungen angewandt werden können. Folglich liefern uns die Categorien vermittelst der Anschauung auch keine Erkenntniſs von Dingen, als nur durch ihre mögliche Anwendung auf empirische Anschauung, d. i. sie dienen nur zur Möglichkeit empirischer Erkenntniſs. Diese aber heiſst Erfahrung. Folglich haben die Categorien keinen anderen Gebrauch zum Erkenntnisse der Dinge, als nur so fern diese als Gegenstände möglicher Erfahrung angenommen werden.“

§ 23.

„Der obige Satz ist von der gröſsten Wichtigkeit; denn er bestimmt eben sowol die Grenzen des Gebrauchs der reinen Verstandesbegriffe in Ansehung der Gegenstände, als die transscendentale Aesthetik die Grenzen des Gebrauchs der reinen Form unserer sinnlichen Anschauung bestimmete. Raum und Zeit gelten, als Bedingungen der Möglichkeit, wie uns Gegenstände gegeben werden können, nicht weiter, als für Gegenstände der Sinne, mithin nur der Erfahrung. Ueber diese Grenzen hinaus stellen sie gar nichts vor; denn sie sind nur in den Sinnen und haben auſser ihnen keine Wirklichkeit. Die reinen Verstandesbegriffe sind von dieser Einschränkung frey, und erstrecken sich auf Gegenstände der Anschauung überhaupt, sie mag der unsrigen ähnlich seyn oder nicht, wenn sie nur sinnlich und nicht intellectuell ist. Diese weitere Ausdehnung der Begriffe über unsere sinnliche Anschauung hinaus, hilft uns aber zu nichts. Denn es sind alsdenn leere Begriffe von Objecten, von denen, ob sie nur einmal möglich sind oder nicht, wir durch jene gar nicht urtheilen können, bloſse Gedankenformen ohne objective Realität, weil wir keine Anschauung zur Hand haben, auf welche die synthetische Einheit der Apperception, die jene allein enthalten, angewandt werden, und sie so einen Gegenstand bestimmen könnten. Unsere sinnliche und empirische Anschauung kann ihnen allein Sinn und Bedeutung verschaffen.“

Die Zurückweisung jeder denkbar sein sollenden Nicht-Euklideischen Geometrie ist mit der Anerkennung des Dinges an sich nicht minder verträglich als mit der Anerkennung des zuerst besprochenen Dinges sui generis, der Psyche, für deren Uebereinstimmung mit der nfach ausgedehnten und gleichzeitig irgendwie krümmungsgemäſsen Mannigfaltigkeit man anführen könnte, daſs auch sie losgesprochen sei von den Bedingungen des Begreifbaren.

Aus einer Zusammenstellung aller drei Unergründlichkeiten wird sich ihre Charakteristik am Leichtesten gewinnen lassen. Für das Eigenthümliche der psychischen Erscheinungen, deren Gesammtheit wir eben mit dem Collectivum Psyche bezeichnen, haben wir ein positives und ein negatives Merkmal gefunden: der ganze Bewuſstseinsantheil dieser inneren Phänomene ist unser einziger Be-

richterstatter und Urtheilsprecher über Alles, wozu wir irgend Beziehung haben können: es giebt für uns nur diese eine Instanz in allen Angelegenheiten unseres Daseins; das Gebiet der ausschliefslich inneren Vorgänge bleibt daher die allerrealste, ja, die einzige durch sich selbst gewisse Existenz: das Fundament für jede uns denkbare Erscheinung und Auffassung eines irgendwie beschaffenen Nicht-Ich; denn mit jeder Vorstellung ist das Dasein eines vorstellenden Etwas zugleich gegeben als die thatsächliche Erfüllung für die nothwendige Bedingung des Vorstellens, und da das Vorstellende eben die Psyche ist, so ist ohne sie gar nichts Factisches, gar nichts Positives für uns vorhanden. Der Hyperpyrrhonismus kann nicht besser widerlegt werden als durch das erste Wort, mit dem er sich zu äufsern unternimmt; denn wenn der Sinn der Aeufserung der sein soll, dafs der Redende nicht wisse, ob er existire, so darf man ihm nur fragen, wer das erste Wort seiner verlautbarten schwindelhohen Skepsis gesprochen habe, — die Antwort mufs dann immer, insofern sie nicht ganz umgangen wird, auf eine mehr oder weniger gekünstelte Umschreibung des redenden, zweifelnden, also sich doch bereits als existirend annehmenden Ich hinauskommen. Die Psyche ist demnach das Allerpositivste und Thatsächlichste, von dessen Dasein der Mensch wissen kann; sie ist die einzige Basis von Allem, das für ihn Existenz hat, sein eigenes Ich miteingeschlossen. Alles Negative, das von dem Wesen der psychischen Erscheinungen ausgesagt wurde, kann als die Consequenz davon aufgefafst werden, dafs sie die einzigen unmittelbaren Erscheinungen sind, welche existiren. Von psychischer Natur ist eben an jeder möglichen Erscheinung der Rest, welcher übrig bleibt, wenn alles dasjenige von ihr abgezogen wird, was als ein Mittel aufzufassen ist, wodurch es für mehr als ein Ich als wahrnehmbar kann vorgestellt werden, und für diese Auffassung bleibt es gleichgiltig, ob die Art der Vermittelung empirisch realisirbar ist oder nicht. Könnten wir uns vorstellen, dafs zugleich mit der Wahrnehmung von molekularen Gehirnbewegungen das Bewufstsein des Wahrnehmenden in seiner Intensität gesteigert würde, so wäre der radicale empirische Monismus berechtigt; die physische Unmöglichkeit, eine solche Wahrnehmung herbeizuführen, wäre kein Grund gegen ihn. Seine Absurdität liegt nur in dem Postulat, die nur innerlich mögliche psychische Erscheinung in einer Bewegungsform äufserlich anzuschauen. Es sind allgemeine, unbestrittene Erfahrungen, welche zu dem Schlusse zwingen, dafs alles

äufserlich Erscheinende nur in der räumlich-zeitlichen Form möglich, und dafs diese Form stets dafür nothwendig ist, und die Gründe für diesen Schlufs beruhen wiederum auf Zeugnissen, welche durch unsere unmittelbarste Informationsquelle, durch das Bewufstsein, beglaubigt werden. Und so war es diese unsere alleinige und unbestreitbare Autorität, welche uns über sich belehrte, dafs sie selbst zu unterscheiden sei von ihren Attributen Raum und Zeit, durch welche sie fähig werde, einer Welt des Nicht-Ich, dem Dinge an sich, Einwirkungen auf sie zu ermöglichen, deren Resultat, die Wahrnehmungen, sie wieder mit anderen Attributen, den reinen Verstandesbegriffen (Kategorieen), verarbeiten und zu Erkenntnissen gestalten helfe.

Das Verhältnifs der Psyche zum Ding an sich ist daher so zu formuliren, dafs die Psyche ein Erstgegebenes, unmittelbar Bekanntes, nicht Erschlossenes ist, folglich auch nicht zurückzuführen auf ein noch Früheres, woraus sie könnte abgeleitet, d. h. erklärt werden, während das Ding an sich als eine Grenze der Psyche zu ihr selbst gehört, von ihr selbst aber mit keinem anderen Merkmale zu belegen ist als mit dem des Daseins, welches sie nicht fortzudenken vermag.

Die nfach ausgedehnte und mit Krümmungsmafs ausgestattete Mannigfaltigkeit aber gehört erstlich nicht zur Erscheinungswelt, wozu sie auch nicht gehören will, und sie gehört zweitens ebenso wenig zum Ding an sich; denn sie ist behaftet mit den Anschauungsschranken, denen sie vergebens zu entrinnen sucht; sie ist daher von jedem Bewufstsein, das sich seiner Existenzbedingungen nicht glaubt entschlagen zu können, solange es sein Dasein zu constatiren vermag, als ein Unding zu beurtheilen. Nur eine Möglichkeit ist vorhanden, um mit Ehren eine Lanze für sie einzulegen, und diese Möglichkeit ist bereits im Jahre 1846 wacker realisirt worden: FECHNER ist der Humorist, der unter seiner bekannten Maske „Dr. Mises“ in der erheiternden kleinen Schrift „Vier Paradoxa“ (Leipzig, 1846, Voss) unter anderen Thesen auch diese vertheidigt: „*Der Raum hat vier Dimensionen.*“

III.

Der Begriff Erfahrung.

Bisher ist nur die Darlegung der Gründe versucht worden, welche es rechtfertigen, daſs man die von RIEMANN construirte nfach ausgedehnte und mit Krümmungsmaſs begabte Mannigfaltigkeit als einen Unbegriff beurtheile. Aber aus dem Gesagten wird noch nicht ersichtlich, wie es zu den direct einander widersprechenden Auffassungen hat kommen können, welche wir über den RIEMANN'schen Raum von ROSANES und LIEBMANN vernommen haben. Beide referiren über die RIEMANN-HELMHOLTZ'schen Arbeiten, Beide geben die Interpretation des von ihnen gebilligten Resultats jener gleichgerichteten Bestrebungen als völlig zur Sache gehörig, nicht als ihre subjective Entscheidung; dennoch stimmen nach ROSANES die Ansichten von GAUSS, RIEMANN, HELMHOLTZ mit LOCKE überein, „*wonach man im Raume Nichts als einen von der Empirie abstrahirten Begriff zu sehen habe,*" während LIEBMANN in denselben Arbeiten von GAUSS, RIEMANN, HELMHOLTZ „*eine Verification zugleich und Restriction des berühmten philosophischen Paradoxons erkennt*" und es als ein nunmehr exact gewordenes Endergebniſs constatirt, daſs „*der sinnliche Anschauungsraum . . . . nichts absolut Reales*" ist, „*sondern ein von der Organisation unsrer intuitiven Intelligenz abhängiges, und in diesem Sinne subjectives, Phänomen innerhalb jedes uns gleichgearteten Bewuſstseins,*" ferner „*der reine Raum der gewöhnlichen Geometrie . . . zunächst auch nur ein intellectuelles Phänomen*" etc. Mit der Auffassung von ROSANES stimmt ZÖLLNER überein; denn nachdem er die Widersprüche entwickelt hat, auf welche man stets geführt werde, „*sobald man unter Voraussetzung der als fundamental betrachteten Eigenschaften der Materie die Quantität derselben im unendlichen Raume als unendlich annimmt*" (Ueber die Natur der Cometen, 2. Aufl., p. 304), so erklärt er sich dafür, daſs (p. 305) die „*Eigenschaften, welche wir dem Raume beilegen, . . . wesentlich empirischen*

Ursprunges" sind und findet schlieſslich (p. 311), „*daſs auch die von* OLBERS *angeregten Betrachtungen zur Annahme einer endlichen Quantität Materie in der Welt führen, eine Annahme, welche, wie oben gezeigt, ohne willkürliche Begrenzung der Causalreihe und unter Annahme der bis jetzt bekannten allgemeinen Eigenschaften der Materie nur unter Voraussetzung eines Nicht-*EUKLIDES*schen Raumes aufrecht erhalten werden kann.*"

Bei RIEMANN finde ich lediglich Bestätigungen dieser Auffassung seines Raumes, und ich bin daher überzeugt, daſs es seine Ansicht gewesen sei: unsere nur in drei Dimensionen zur Erscheinung gelangende Welt habe eben so, wie sie uns erscheint, auch auſserhalb unseres Ich wirkliche Existenz; es sei ferner möglich, daſs die beobachtbare Welt mit ihren wirklich vorhandenen drei Dimensionen in einer nicht absehbaren Entfernung von der Erde ein Ende erreiche, und daſs daselbst ein anderer Weltenraum beginne mit einem anderen Krümmungsmaſse und mit vielleicht mehr als drei Dimensionen, also für uns nicht erfahrbar, aber doch denkbar. Gerade so will KANT seinen transscendentalen Realisten haben; denn „*dieser . . . ist es eigentlich, welcher nachher den empirischen Idealisten spielt, und nachdem er fälschlich von Gegenständen der Sinne vorausgesezt hat, daſs, wenn sie äussere seyn sollen, sie an sich selbst auch ohne Sinne ihre Existenz haben müſsten, in diesem Gesichtspuncte alle unsere Vorstellungen der Sinne unzureichend findet, die Wirklichkeit derselben gewiſs zu machen*", (Krit. d. r. V. 1781, p. 369) — die Wirklichkeit, das ist in diesem Falle: die Unmöglichkeit eines mehr als dreifachen Nebeneinander in einem Raume, in welchem überdies die Figuren abhängig wären von ihrer Lage. In der Arbeit RIEMANN's ist Nichts dagegen, daſs der Autor dieser ganz prompte transscendentale Realist nach KANT's Vorschrift gewesen ist, und demnach muſs ich annehmen, daſs ZÖLLNER und ROSANES ihn richtig verstehen und LIEBMANN nicht. Würde also der Letzte nur von RIEMANN sprechen, so würde ich meinen, daſs die Objectivität seines Referats durch seine eigene Auffassung sei beeinfluſst worden. Irritirt finde ich allerdings diese Objectivität, aber nicht minder bei ROSANES als bei LIEBMANN, und für das Beiden gemeinsame Irritament scheint mir HELMHOLTZ der intellectuelle Urheber zu sein. Und zwar ist es seine Stellung zu KANT und speciell seine Behandlung des Begriffs Erfahrung, worin mir jener Widerspruch zu wurzeln scheint, welcher in ROSANES

und LIEBMANN fruchtbar geworden ist, und dessen weitere Propagation man demnächst zu gewärtigen hat.

In der Arbeit von RIEMANN haben wir es zwar auch als einen Mangel bemerkt, dafs der Begriff Erfahrung nicht näher definirt ist, obgleich er nicht weniger als elf Male theils unter dieser speciellen Bezeichnung figurirt, theils in der Form von Ausdrücken wie „*empirische Gewifsheit*“, „*empirische Bestimmungen*“, „*wirkliche Wahrnehmungen*“, „*empirische Begriffe*“. Aber trotz dieses Mangels kann man doch nicht zweifelhaft sein, welchen Sinn RIEMANN mit den Ausdrücken „Erfahrung“, „empirisch“ etc. verbunden hat. Man wird alle Stellen seiner Arbeit in Uebereinstimmung finden mit dem transscendentalen Realismus im Sinne KANT's: ganz unabhängig von allen vitalen, mit Erfahrungsorganen ausgestatteten Wesen existirt diese dreidimensionige Welt nicht blos als Erscheinung, sondern als ein Ding an sich und wird zu einem anderen Ding an sich, sobald das Krümmungsmafs irgendwo einen positiven Werth bekommt.

Welcher Irrthum dem transscendentalen Realismus zu Grunde liegt, und dafs dieser Irrthum selbst mit Hilfe von Consequenzen der exacten Forschung zu verdeutlichen sei und überdies auf Grund der Anerkennung grade ihrer Principien und ihrer Methode, dies zu zeigen, war der Zweck der bisherigen Ausführung. Auf diesem Irrthume fufst RIEMANN, und durch alle seine Aeufserungen werden wir nur darin bestärkt, dafs er auf dieser imaginären Grundlage verbleibt. Alle inneren Widersprüche in seiner Arbeit ergeben sich aus der cardinalen Willkür, Anschauungen in Begriffe verwandelbar zu finden, „die Erscheinungen zu intellectuiren“. Es bleibt daher bei RIEMANN die Vermuthung ganz ausgeschlossen, dafs zwischen seiner Erkenntnifstheorie und der KANTischen, welche mit der transscendentalen Idealität von Raum und Zeit steht und fällt, irgend welche Uebereinstimmung möglich sei. Im Gegentheil ist das Verhältnifs zwischen beiden das der vollendeten Unvereinbarkeit und so klar ausgeprägt, dafs für die Charakteristik, welche KANT von seinem Antagonisten giebt, kein zutreffenderes Paradigma kann gefunden werden als RIEMANN.

Diese Klarheit finde ich nun bei HELMHOLTZ wesentlich getrübt. Denn für das Verständnifs der HELMHOLTZ'schen Grundlage der Erkenntnifstheorie, von welcher doch die Definition des Raumes ein sehr wesentlicher Theil ist, hiefür genügt es nicht, dafs wir uns allein an die mit RIEMANN übereinkommende Bestrebung

halten, sondern wir müssen auch den Zusammenhang kennen lernen, welcher zwischen den Resultaten dieser metamathematischen Arbeit und den physiologischen Resultaten desselben Autors besteht; denn nach seiner eigenen Mittheilung waren es grade die letzten, welche den in Rede stehenden Calcul veranlafst haben. (S. Heidelberger Jahrbücher, 1868, No. 46, p. 733.)

Nun beginnt HELMHOLTZ in seiner physiologischen Optik den dritten Abschnitt, welcher die Lehre von den Gesichtswahrnehmungen behandelt, damit, dafs er zunächst „*das Bereich des psychologischen Theils der Physiologie der Sinne gegen die reine Psychologie abgrenzen*“ will (p. 427), in der Absicht, dafs der „*Boden sicherer Thatsachen und einer auf allgemein anerkannte und klare Principien gegründeten Methode*“ könne festgehalten werden. Diesem Vorhaben entspricht das (ebenda) „*ganz nach naturwissenschaftlichen Methoden*“ ausführbare Geschäft, „*wesentlich nur das Empfindungsmaterial, welches zur Bildung von Vorstellungen Veranlassung giebt, in denjenigen Beziehungen zu untersuchen, welche für die daraus hergeleiteten Wahrnehmungen wichtig sind.*“ Dabei könne es (p. 428) „*indessen nicht ganz vermieden werden, von den in den Sinneswahrnehmungen wirksamen Seelenthätigkeiten zu reden,*“ und deshalb soll im Anhange des Paragraphen (26) zur Verhütung von Mifsverständnissen auseinandergesetzt werden, was der Autor „*über die besagten Seelenthätigkeiten folgern zu dürfen*“ glaubt. Im unmittelbaren Anschlusse hieran lautet der Anfang des nächsten Satzes (p. 428): „*Da indessen, wie die Erfahrung lehrt, in so abstracten Folgerungen selten Uebereinstimmung zwischen den Menschen zu erzielen ist, und Denker vom gröfsten Scharfsinn, namentlich* KANT, *schon längst diese Verhältnisse richtig und in strengen Beweisen auseinandergesetzt haben, ohne dafs sie eine dauernde und allgemeine Uebereinstimmung der Gebildeten darüber zu Stande bringen konnten, so*“ . . . sollen die „*vielleicht für immer streitigen Punkte*“ von der Besprechung ausgeschlossen bleiben. Der Anfang dieses Satzes scheint zu dem Schlusse zu berechtigen, dafs HELMHOLTZ die in Frage kommenden Verhältnisse bei KANT„ richtig und in strengen Beweisen auseinander gesetzt“ finde. Es mufs daher zunächst interessiren, welche Verhältnisse H. speciell im Auge hat, von welchen anderen er absieht, und wie er die Auseinandersetzung durch KANT commentirt.

Einen directen Anhalt hiefür bietet folgende Stelle am Schlusse desselben Paragraphen (p. 456):

„KANT *hatte Raum und Zeit kurzweg als gegebene Formen*

aller Anschauung hingestellt, ohne weiter zu untersuchen, wie viel in der näheren Ausbildung der einzelnen räumlichen und zeitlichen Anschauungen aus der Erfahrung hergeleitet sein könnte. Diese Untersuchung lag auch aufserhalb seines Weges. So betrachtete er namentlich die geometrischen Axiome auch als ursprünglich in der Raumanschauung gegebene Sätze, eine Ansicht, über welche sich wohl noch streiten läfst." Sicherlich kann man diese Ansicht mit sehr triftigen Gründen bestreiten. Aber man wird auch nicht einen triftigen Grund dafür anführen können, dafs KANT diese Ansicht gehabt habe, oder auch nur, dafs sie vereinbar sei mit der niemals verlassenen Basis, auf welcher seine Erkenntnifstheorie ruht.

Die Kritik der reinen Vernunft bietet, und zwar in jeder ihrer Auflagen, eine grofse Auswahl von Belegen dafür, dafs KANT der räumlichen Anschauung ausdrücklich jede Fähigkeit abspricht, ohne Mitwirkung von Begriffen zu irgend einem Urtheile zu verhelfen. Was „*ursprünglich in der Raumanschauung gegeben*" ist, kann nach KANT niemals ein geometrisches Axiom sein; denn jedes Axiom ist ein Satz, ein Urtheil, und das Vermögen zu urtheilen will KANT als etwas nicht Sinnliches durchaus unterschieden wissen von dem Vermögen anzuschauen, welches stets sinnlicher Natur ist. Man wird keine Stelle der Vernunftkritik in Widerspruch finden mit den folgenden Stellen, welche ich für diese Ansicht als die allein KANT gemäfse anführe:

1. Aufl., p. 50: „*Anschauung und Begriffe machen also die Elemente aller unsrer Erkentnifs aus, so dafs weder Begriffe, ohne ihnen auf einige Art correspondirende Anschauung, noch Anschauung, ohne Begriffe, ein Erkentnifs abgeben kan.*"

p. 67: „*Der Verstand wurde oben blos negativ erklärt: durch ein nichtsinnliches Erkentnifsvermögen. Nun können wir, unabhängig von der Sinnlichkeit, keiner Anschauung theilhaftig werden. Also ist der Verstand kein Vermögen der Anschauung. Es giebt aber, ausser der Anschauung, keine andere Art zu erkennen, als durch Begriffe. Also ist die Erkentnifs eines ieden, wenigstens des menschlichen Verstandes, eine Erkentnifs durch Begriffe, nicht intuitiv, sondern discursiv. Alle Anschauungen, als sinnlich, beruhen auf Affectionen, die Begriffe also auf Functionen. Ich verstehe aber unter Function, die Einheit der Handlung, verschiedene Vorstellungen unter einer gemeinschaftlichen zu ordnen. Begriffe gründen sich also auf der Spontaneität des Denkens, wie sinnliche Anschauungen auf der Receptivität der Eindrücke. Von diesen Begriffen*

kan nun der Verstand keinen andern Gebrauch machen, als dafs er dadurch urtheilt. Da keine Vorstellung unmittelbar auf den Gegenstand geht, als blos die Anschauung, so wird ein Begriff niemals auf einen Gegenstand unmittelbar, sondern auf irgend eine andre Vorstellung von demselben, (sie sey Anschauung oder selbst schon Begriff), bezogen. Das Urtheil ist also die mittelbare Erkentnifs eines Gegenstandes, mithin die Vorstellung einer Vorstellung desselben. In iedem Urtheil ist ein Begriff, der vor viele gilt, und unter diesen Vielen auch eine gegebene Vorstellung begreift, welche leztere denn auf den Gegenstand unmittelbar bezogen wird."

p. 97: „*Wenn eine iede einzelne Vorstellung der andern ganz fremd, gleichsam isolirt, und von dieser getrent wäre, so würde niemals so etwas, als Erkentnifs ist, entspringen, welche ein Ganzes verglichener und verknüpfter Vorstellungen ist. Wenn ich also dem Sinne deswegen, weil er in seiner Anschauung Mannigfaltigkeit enthält, eine Synopsis beylege, so correspondirt dieser iederzeit eine Synthesis und die* R e c e p t i v i t ä t *kan nur mit* S p o n t a n e i t ä t *verbunden Erkentnisse möglich machen.*" Die Receptivität ist nämlich (p. 19) „*die Fähigkeit, Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen afficirt werden, zu bekommen*" und „*heifst Sinnlichkeit.*" Durch diese „*wird uns ein Gegenstand* g e g e b e n" (p. 50), durch die Spontaneität der Begriffe wird dieser sinnlich nur gegebene Gegenstand g e d a c h t. „*Beyde,*" die Receptivität der Eindrücke und die Spontaneität der Begriffe, „*sind entweder rein, oder empirisch.* E m p i r i s c h, *wenn Empfindung, (die die wirkliche Gegenwart des Gegenstandes voraussezt) darinn enthalten ist:* r e i n *aber, wenn der Vorstellung keine Empfindung beygemischt ist. Man kan die leztere die Materie der sinnlichen Erkentnifs nennen. Daher enthält reine Anschauung lediglich die Form, unter welcher etwas angeschaut wird, und reiner Begriff allein die Form des Denkens eines Gegenstandes überhaupt. Nur allein reine Anschauungen oder Begriffe sind a priori möglich, empirische nur a posteriori.*"

p. 106: „*Alles Erkentnifs erfordert einen Begriff, dieser mag nun so unvollkommen, oder so dunkel seyn, wie er wolle: dieser aber ist seiner Form nach iederzeit etwas Allgemeines, und was zur Regel dient.*" . . . . „*Eine Regel der Anschauungen kan er aber nur dadurch seyn: dafs er bey gegebenen Erscheinungen die nothwendige Reproduction des Mannigfaltigen derselben, mithin die synthetische Einheit in ihrem Bewustseyn, vorstellt.*"

Gegenüber dieser durchgehend constanten Auseinanderhaltung

von Anschauung und Begriff wird man es nicht als eine logische Inconsequenz rügen dürfen, wenn KANT zuweilen von Raum und Zeit als von Begriffen spricht; sondern diese Inconstanz der Terminologie, welche ich übrigens durchaus nicht vertheidigen will, erklärt sich wohl daraus, daſs KANT sich in seiner Ausdruckweise zuweilen noch an den Usus anschloſs, welchen er vorfand, und dessen Sinnwidrigkeit consequent behauptet und mit weittragenden Folgen geltend gemacht zu haben, wohl grade die monumentalste seiner Leistungen ist. Keinenfalls wird man aber auf diese Incorrectheit der Bezeichnung den Vorwurf einer Zweideutigkeit oder eines inneren Widerpruchs gründen können: mit dem Sinne all der Stellen, an welchen die Verwechselung geschieht, bleibt immer nur die Definition verträglich, welche hinreichend ausführlich von Raum und Zeit gegeben ist: es sind nicht Begriffe, sondern reine Formen der Anschauung a priori, also frei von allem Denk- und Begreifbaren, frei von Empfindung und jeder bedingenden Erfahrung: ausschlieſslich sinnlicher, ausschlieſslich subjectiver Natur und nothwendige Bedingung für jede mögliche Erfahrung, folglich für alle Art von Erkenntniſs und Beurtheilung der empirisch realen Erscheinungswelt. Beiläufig bemerkt: die hier erwähnte Incorrectheit der Terminologie ist die einzige, welche ich bei Gelegenheit der Anfertigung eines Index zur Kritik der reinen Vernunft in diesem Werke habe entdecken können. Die Schwierigkeit aber, welche es haben mag, Synonyme streng in dem Sinne festzuhalten, den man ihnen in einer philosophischen Besprechung zuerst beigelegt hat, wird daraus ersichtlich sein, daſs es einem so accuraten Autor wie HELMHOLTZ schon auf dem verhältniſsmäſsig kleinen Raume von zwei Paragraphen (§§ 26 und 33 der Optik) nicht geglückt ist, völlig concinn zu sein. Denn an einer Stelle wird der Name Anschauung beschränkt „*auf die von den bezüglichen sinnlichen Empfindungen begleitete Wahrnehmung*“ (p. 435); hieraus folgt also, daſs der Autor auch Wahrnehmungen annimmt, welche von sinnlichen Empfindungen nicht begleitet sind; an einer anderen Stelle heiſst es, daſs wir unsere Vorstellung von einem Körper Wahrnehmung nennen, „*so lange sie durch gegenwärtige Empfindungen unterstützt ist*“ (p. 798); was aus der vorigen Erklärung für den Begriff Wahrnehmung folgte, wird nach diesen Worten anwendbar für den Begriff Vorstellung; auch weiſs man jetzt nicht, wie Anschauung und Wahrnehmung unterschieden werden, da nun beide Worte diejenige Perception bezeichnen sollen, welche verbunden ist mit gegenwärtigen Empfindungen; ferner soll der Name Vorstellung nach p. 435 beschränkt sein „*auf das Erinnerungsbild von Gesichtsobjecten, welches von keinen gegenwärtigen sinnlichen Empfindungen begleitet ist;*“ auf's Neue vermiſst man eine Unterschiedsangabe für jene Wahrnehmungen, welche H. laut der Definition auf p. 435 annimmt, und Vorstellung; dann aber werden wieder Wahrnehmung und Erinnerungsbild subsumirt unter die generelle Bezeichnung Vorstellung als den „*Inbegriff aller dieser möglichen Empfindungen, in eine Gesammtvorstellung zusammengefaſst*“ (p. 798).

Auf Grund der gegebenen Belege dürfen wir es nun schon als irrthümlich bezeichnen, daſs KANT die geometrischen Axiome als ursprünglich in der Raumanschauung gegebene Sätze betrachtet habe. Die Definition aber, welche KANT von dem Begriff der geometrischen Axiome aufgestellt hat, enthält den Schwerpunkt seines Systems, und wer mit SCHILLER das Erhabene anderswo sucht als im Raume, wird nicht finden, daſs KANT übertreibt, wenn er grade seine Erklärung der Axiome dem Copernicanischen Gedanken vergleicht. (Vorrede zur 2. Aufl. der Krit. d. r. V., p. XVI.) Denn als „*die höchste Aufgabe der Transscendental-Philosophie*“ sieht KANT die Beantwortung der Frage an: „*wie ist Erfahrung möglich?*“ (Werke, I, 507), und der wichtigste Schritt zur Lösung dieser Aufgabe wurde mit der Frage gethan: „*Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?*“ Ja, KANT sagt sogar einmal, daſs in dieser Frage „*die eigentliche Aufgabe der reinen Vernunft enthalten*“ sei (Krit. d. r. V., 2. Aufl. p. 19). Eine Anmerkung in der 1. Auflage der Kritik der reinen Vernunft (p. 10) lautet: „*Wäre es einem von den Alten eingefallen, auch nur diese Frage aufzuwerfen, so würde diese allein allen Systemen der reinen Vernunft bis auf unsere Zeit mächtig widerstanden haben, und hätte so viele eitele Versuche erspahrt, die, ohne zu wissen, womit man eigentlich zu thun hat, blindlings unternommen worden.*“ Alle Axiome gehören nun nach KANT eben zu der genannten Art, es sind synthetische Urtheile a priori. Bevor wir aber darauf eingehen, wie sich KANT und HELMHOLTZ in der Auffassung des Gegenstandes von einander unterscheiden, müssen wir einen Unterschied der Benennung constatiren, nämlich den verschiedenen Gebrauch des Wortes Axiom. Gewöhnlich gilt diese Bezeichnung für alle Sätze „*von solcher unmittelbaren Evidenz, daſs man gar keinen Beweis für sie zu geben braucht*“, wie HELMHOLTZ definirt. (Populäre wissenschaftliche Vorträge, Heft 1, Braunschweig, 1865, Vieweg. p. 19.) Es ist daher auch dem allgemein recipirten

Sprachgebrauche gemäfs, dafs HELMHOLTZ die drei arithmetischen Sätze (s. oben, p. 46) Axiome nennt. (In demselben Sinne und mit einem Zusatze, der mir nicht überflüssig erscheint, habe ich Axiome als „*Wahrheiten*" definirt, welche „*dem Einfältigsten nicht brauchen bewiesen zu werden, und die von dem Weisesten nicht können bewiesen werden*". [Naturforschung und Humanität. Berlin, 1861, Asher. p. 22.]) Von dieser Terminologie weicht nun KANT darin ab, dafs er unmittelbar evidente Sätze nur dann Axiome nennt, wenn sie synthetisch und a priori sind. Die Sätze der reinen Mathematik läfst er daher nicht als Axiome gelten. „*Denn*" (Krit. d. r. V., 1. Aufl., 164) „*dafs gleiches zu gleichem hinzugethan, oder von diesem abgezogen, ein gleiches gebe, sind analytische Sätze, indem ich mir der Identität der einen Grössenerzeugung mit der andern unmittelbar bewust bin; Axiomen aber sollen synthetische Sätze a priori seyn. Dagegen sind die evidente Sätze der Zahlverhältnifs zwar allerdings synthetisch, aber nicht allgemein, wie die der Geometrie, und eben um deswillen auch nicht Axiomen, sondern können Zahlformeln genant werden. Dafs* $7+5=12$ *sey, ist kein analytischer Satz. Denn ich denke weder in der Vorstellung von 7, noch von 5, noch in der Vorstellung von der Zusammensetzung beyder die Zahl 12, (dafs ich diese in der Addition beyder denken solle, davon ist hier nicht die Rede; denn bey dem analytischen Satze ist nur die Frage, ob ich das Prädicat wirklich in der Vorstellung des Subiects denke). Ob er aber gleich synthetisch ist, so ist er doch nur ein einzelner Satz.*"

Da die Auffassung der KANTischen Definition für die vorliegende Erörterung entscheidend ist, und da sich grade an diesen Theil seiner Motivirung Bedenken geknüpft haben, die von ihm selbst bereits beseitigt sind, so führe ich aus der zweiten Auflage der Kritik die etwas anders geformte Darstellung desselben Gedankens an; denn sie ergänzt die frühere auf glükliche Weise (2. Aufl. p. 15): „*Man sollte anfänglich zwar denken: dafs der Satz* $7+5=12$ *ein blofs analytischer Satz sey, der aus dem Begriffe einer Summe von Sieben und Fünf nach dem Satze des Widerspruches erfolge. Allein, wenn man es näher betrachtet, so findet man, dafs der Begriff der Summe von 7 und 5 nichts weiter enthalte, als die Vereinigung beider Zahlen in eine einzige, wodurch ganz und gar nicht gedacht wird, welches diese einzige Zahl sey, die beide zusammenfafst. Der Begriff von Zwölf ist keinesweges dadurch schon gedacht, dafs ich mir blofs eine Vereinigung von Sieben und Fünf denke, und, ich*

mag meinen Begriff von einer solchen möglichen Summe noch so lange zergliedern, so werde ich doch darin die Zwölf nicht antreffen. Man mufs über diese Begriffe hinausgehen, indem man die Anschauung zu Hülfe nimmt, die einem von beiden correspondirt, etwa seine fünf Finger, oder (wie SEGNER *in seiner Arithmetik) fünf Punkte, und so nach und nach die Einheiten der in der Anschauung gegebenen Fünf zu dem Begriffe der Sieben hinzuthut. Denn ich nehme zuerst die Zahl 7, und, indem ich für den Begriff der 5 die Finger meiner Hand als Anschauung zu Hülfe nehme, so thue ich die Einheiten, die ich vorher zusammennahm, um die Zahl 5 auszumachen, nun an jenem meinem Bilde nach und nach zur Zahl 7, und sehe so die Zahl 12 entspringen. Dafs 7 zu 5 hinzugethan werden sollten, habe ich zwar in dem Begriff einer Summe* $=7+5$ *gedacht, aber nicht, dafs diese Summe der Zahl 12 gleich sey. Der arithmetische Satz ist also jederzeit synthetisch; welches man desto deutlicher inne wird, wenn man etwas gröfsere Zahlen nimmt, da es denn klar einleuchtet, dafs, wir möchten unsere Begriffe drehen und wenden, wie wir wollen, wir, ohne die Anschauung zu Hülfe zu nehmen, vermittelst der blofsen Zergliederung unserer Begriffe die Summe niemals finden könnten.*

„*Eben so wenig ist irgend ein Grundsatz der reinen Geometrie analytisch. Dafs die gerade Linie zwischen zweyen Puncten die kürzeste sey, ist ein synthetischer Satz. Denn mein Begriff vom Geraden enthält nichts von Gröfse, sondern nur eine Qualität. Der Begriff des Kürzesten kommt also gänzlich hinzu, und kann durch keine Zergliederung aus dem Begriffe der geraden Linie gezogen werden. Anschauung mufs also hier zu Hülfe genommen werden, vermittelst deren allein die Synthesis möglich ist.*"

Diesen Stellen schliefse ich nun noch die entscheidenden Erörterungen KANT's über die Axiome selbst an. Um die Entschuldigung wegen so vieler Citate glaube ich dabei auf Grund der Erwägung bitten zu dürfen, dafs es auch für den Leser ein geringeres Uebel sei, Geduld zu gewähren, als den stillschweigenden Appell an den guten Glauben hinzunehmen; denn in dem zweiten Falle wäre selbst die Möglichkeit zur mühelos unmittelbaren Beaufsichtigung der Argumentation weniger vorhanden als jetzt.

Ich citire daher zunächst aus der 1. Auflage der Kritik d. r. V. die von KANT festgehaltene Definition von Axiomen.

p. 732. „*2. Von den Axiomen. Diese sind synthetische Grundsätze a priori, so fern sie unmittelbar gewifs seyn. Nun läfst*

sich nicht ein Begriff mit einem anderen synthetisch und doch unmittelbar verbinden, weil, damit wir über einen Begriff hinausgehen können, ein drittes vermittelnde Erkentniſs nöthig ist. Da nun Philosophie, blos die Vernunfterkentniſs nach Begriffen ist, so wird in ihr kein Grundsatz anzutreffen seyn, der den Nahmen eines Axioms verdiene. Die Mathematik dagegen ist der Axiome fähig, weil sie vermittelst der Construction der Begriffe in der Anschauung des Gegenstandes die Prädicate desselben a priori und unmittelbar verknüpfen kan, Z. B. daſs drey Puncte iederzeit in einer Ebene liegen. Dagegen kan ein synthetischer Grundsatz blos aus Begriffen niemals unmittelbar gewiſs seyn, z. B. der Satz: alles was geschieht hat seine Ursache, da ich mich nach einem dritten herumsehen muſs, nemlich der Bedingung der Zeitbestimmung in einer Erfahrung und nicht direct unmittelbar aus den Begriffen allein einen solchen Grundsatz erkennen konte. Discursive Grundsätze sind also ganz etwas anderes, als intuitive, d. i. Axiomen. Jene erfodern iederzeit noch eine Deduction, deren die leztere ganz und gar entbehren können und, da diese eben um desselben Grundes wegen evident sind, welches die philosophische Grundsätze, bey aller ihrer Gewiſsheit, doch niemals vorgeben können, so fehlt unendlich viel daran: daſs irgend ein synthetischer Satz der reinen und transscendentalen Vernunft so augenscheinlich sey (wie man sich trotzig auszudrücken pflegt), als der Satz: daſs zweymal zwey vier geben. Ich habe zwar in der Analytik, bey der Tafel der Grundsätze des reinen Verstandes, auch gewisser Axiomen der Anschauung gedacht, allein der daselbst angeführte Grundsatz war selbst kein Axiom, sondern diente nur dazu, das Principium der Möglichkeit der Axiomen überhaupt anzugeben, und selbst nur ein Grundsatz aus Begriffen. Denn so gar die Möglichkeit der Mathematik muſs in der Transscendentalphilosophie gezeigt werden. Die Philosophie hat also keine Axiomen und darf niemals ihre Grundsätze a priori so schlechthin gebieten, sondern muſs sich dazu bequemen, ihre Befugniſs wegen derselben durch gründliche Deduction zu rechtfertigen.“

An die Stelle, auf welche KANT hier hinweist, darf noch am Ehesten erinnert werden, wenn man sich die Frage vorlegt, wo HELMHOLTZ wohl in KANT selbst Anlaſs könne gefunden haben, um über dessen wahre Meinung so irre geführt zu werden, und so setze ich auch hier von den eigenen Worten KANT's so viel her, als hinreichend erscheint, um seine Meinung mit der referirenden von HELMHOLTZ als unvereinbar darzuthun. In der zweiten Auflage der Kritik der r. V. ist der Anfang der Stelle ausführlicher gegeben als in der ersten und lautet dort (p. 202):

„Axiomen der Anschauung.

Das Princip derselben ist: Alle Anschauungen sind extensive Gröſsen.

Beweis.

Alle Erscheinungen enthalten, der Form nach, eine Anschauung im Raum und Zeit, welche ihnen insgesamt a priori zum Grunde liegt. Sie können also nicht anders apprehendirt, d. i. ins empirische Bewuſstseyn aufgenommen werden, als durch die Synthesis des Mannigfaltigen, wodurch die Vorstellungen eines bestimmten Raumes oder Zeit erzeugt werden, d. i. durch die Zusammensetzung des Gleichartigen und das Bewuſstseyn der synthetischen Einheit dieses Mannigfaltigen (Gleichartigen). Nun ist das Bewuſstseyn des mannigfaltigen Gleichartigen in der Anschauung überhaupt, so fern dadurch die Vorstellung eines Objects zuerst möglich wird, der Begriff einer Gröſse (Quanti). Also ist selbst die Wahrnehmung eines Objects, als Erscheinung, nur durch dieselbe synthetische Einheit des Mannigfaltigen der gegebenen sinnlichen Anschauung möglich, wodurch die Einheit der Zusammensetzung des mannigfaltigen Gleichartigen im Begriffe einer Gröſse gedacht wird; d. i. die Erscheinungen sind insgesamt Gröſsen, und zwar extensive Gröſsen, weil sie als Anschauungen im Raume oder der Zeit durch dieselbe Synthesis vorgestellt werden müssen, als wodurch Raum und Zeit überhaupt bestimmt werden.

Eine extensive Gröſse nenne ich diejenige, in welcher die Vorstellung der Theile die Vorstellung des Ganzen möglich macht, (und also nothwendig vor dieser vorhergeht). Ich kann mir keine Linie, so klein sie auch sey, vorstellen, ohne sie in Gedanken zu ziehen, d. i. von einem Puncte alle Theile nach und nach zu erzeugen, und dadurch allererst diese Anschauung zu verzeichnen. Eben so ist es auch mit jeder auch der kleinsten Zeit bewandt. Ich denke mir darin nur den successiven Fortgang von einem Augenblick zum andern, wo durch alle Zeittheile und deren Hinzuthun endlich eine bestimmte Zeitgröſse erzeugt wird. Da die bloſse Anschauung an allen Erscheinungen entweder der Raum, oder die Zeit ist, so ist jede Erscheinung als Anschauung eine extensive Gröſse, indem sie nur durch successive Synthesis (von Theil zu Theil) in der Apprehension erkannt werden kann. Alle Erscheinungen werden demnach schon als Aggregate (Menge vorhergegebener Theile) angeschaut,

welches eben nicht der Fall bey jeder Art Gröſsen, sondern nur derer ist, die uns extensiv als solche vorgestellt und apprehendirt werden.

Auf diese successive Synthesis der productiven Einbildungskraft, in der Erzeugung der Gestalten, gründet sich die Mathematik der Ausdehnung (Geometrie) mit ihren Axiomen, welche die Bedingungen der sinnlichen Anschauung a priori ausdrücken, unter denen allein das Schema eines reinen Begriffs der äuſseren Erscheinung zu Stande kommen kann; z. E. zwischen zwey Puncten ist nur eine gerade Linie möglich; zwey gerade Linien schlieſsen keinen Raum ein etc. Dies sind die Axiomen, welche eigentlich nur Gröſsen (quanta) als solche betreffen.“

Nach Vernehmung dieser klassischen Zeugenaussagen können wir es nun wohl für einen objectiven Thatbestand erklären, daſs KANT die geometrischen Axiome keineswegs, wie HELMHOLTZ angiebt, *„als ursprünglich in der Raumanschauung gegebene Sätze“* betrachtet habe. Vielmehr ist die Raumanschauung das Hilfsmittel, dessen sich der Verstand bedient, um geometrische Axiome zu bilden. Etwas Anderes aber ist der transscendental-ideale Raum als empfindungsfreie Anschauungsform a priori und etwas Anderes jeder bestimmte, begrenzte, durch Empfindungen wahrgenommene Raum. In einer Anmerkung der 2. Auflage der Krit. d. r. V. heiſst es (p. 160):

„Der Raum, als Gegenstand vorgestellt, (wie man es wirklich in der Geometrie bedarf,) enthält mehr, als bloſse Form der Anschauung, nemlich Zusammenfassung des Mannigfaltigen, nach der Form der Sinnlichkeit gegebenen, in eine anschauliche Vorstellung, so daſs die Form der Anschauung bloſs Mannigfaltiges, die formale Anschauung aber Einheit der Vorstellung giebt.“ Durch diese Einheit werden *„alle Begriffe von Raum und Zeit zuerst möglich,“* durch sie werden *„der Raum oder die Zeit als Anschauungen zuerst gegeben“* (ebenda): sie ist also die Bedingung für die Herstellung des Hilfsmittels, dessen der Verstand bedarf, um Erweiterungsurtheile a priori zu bilden und um Erfahrung zu ermöglichen, welche nämlich *„Erkenntniſs durch verknüpfte Wahrnehmungen ist“* (Kr. d. r. V., 2. Aufl., p. 161). HELMHOLTZ sagt nun ferner: *„wie viel in der näheren Ausbildung der einzelnen räumlichen und zeitlichen Anschauungen aus der Erfahrung hergeleitet sein könnte“*, dies zu untersuchen, habe auſserhalb des Weges von KANT gelegen. Dürften wir diese Worte in dem Sinne deu-

ten, daſs der Inhalt der Frage, ob der unbegrenzte Gesammtraum transscendental-ideal oder transscendental-real sei, daſs dieses Problem völlig verschieden sei von dem Inhalte der anderen Frage, wie wir specielle Sinneseindrücke in dem bereits vorhandenen Gesammtraume anordnen, mag dieser nun ein Ding an sich sein oder nicht, d. h. also, wie eine specielle räumliche Deutung auf Grund von Empfindungen ausgeführt werde, — dann wäre die Uebereinstimmung zwischen dem Sinne der HELMHOLTZ'schen Worte und der hier geltend gemachten Auffassung vollkommen, wie dies der nächste Abschnitt noch näher begründen soll. Aber die angegebene Auslegung ist nicht vereinbar damit, daſs HELMHOLTZ von der KANTischen Raum-Theorie nur die eine Seite berücksichtigt, nämlich nur das Merkmal der Apriorität, während der umfassendere Begriff der ausschlieſslichen Subjectivität ignorirt wird, so daſs der transscendentale Idealismus, in welchem allein KANT's Raum-Erklärung besteht, bei dieser Art der Behandlung gar nicht zur Geltung gelangt; nur so ist es ja auch für HELMHOLTZ möglich, eine innere, sachliche Verbindung zwischen JOH. MÜLLER's Nativismus und der Lehre KANT's zu finden. Deshalb erscheint die angegebene Deutung der HELMHOLTZ'schen Worte nicht zulässig, und ich kann diese nur so verstehen, daſs die Untersuchung der physiologischen Probleme für KANT von zu specieller Natur gewesen sei, um sie in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, — doch hiemit eben verhält es sich anders. „Auſserhalb des Weges“ haben die physiologischen Untersuchungen allerdings für KANT gelegen, aber in einem Sinne, den man nicht auf diese Weise auszudrücken pflegt. Denn man wird doch nicht leicht davon sprechen, daſs die Richtung von A nach B „auſserhalb des Weges“ liege für Jemand, dessen Standort B ist, und der nach A gelangen will. Nachdem KANT sich einmal dafür entschieden hat, die transscendentale Idealität von Raum und Zeit zum Ausgangspunkte seiner Wanderung zu machen, gelangt er nur dadurch zu der Möglichkeit der Erfahrung, daſs er die Raumanschauung als etwas gar nicht Erfahrbares festhält, er kann daher freilich niemals untersuchen wollen, wieviel er von der Raumanschauung aus der Erfahrung herleiten könne. Denn Alles, was in den „einzelnen räumlichen Anschauungen“ erfahrbar ist, gehört nach KANT den Empfindungen an, nicht der Raumanschauung: jene werden durch das Nicht-Ich in unserer Sinnlichkeit hervorgebracht, sie sind ein Product aus beiden Factoren, die Raumanschauung aber gehört ausschlieſs-

lich der Sinnlichkeit, dem subjectiven Element allein an, es ist „*die Art, wie wir von Gegenständen afficirt werden*" (Krit. d. r. V. 1. Aufl., p. 19). Raum und Zeit sind „*nur Formen der sinnlichen Anschauung, also nur Bedingungen der Existenz der Dinge als Erscheinungen*" (Vorrede zur zweiten Aufl. d. Krit. d. r. V., p. XXV); die stets nur empirischen Empfindungen, erregt durch das Ding an sich, werden zu Wahrnehmungen geformt durch die apriorischen, rein aus unserm Innern herstammenden Ordner des Empfundenen, und der nunmehr dem Bewufstsein von Objecten ermöglichte Besitz wird eben nur dadurch ein Element der Erfahrung, dafs er den ausschliefslich apriorischen und nicht sinnlichen Verstandesbegriffen, die ihn durch Verknüpfung seiner Theile bearbeiten, correspondirende Anschauungen liefert. Das Ergebnifs der Bearbeitung ist Erkenntnifs; diese ist daher nur möglich von Objecten sinnlicher Anschauung, d. i. von Erscheinungen, „*woraus denn freylich die Einschränkung aller nur möglichen speculativen Erkenntnifs der Vernunft auf blofse Gegenstände der Erfahrung folgt*" (Vorrede zur zweiten Aufl. der Krit. d. r. V., p. XXVI). In aller möglichen Erfahrung ist also nur der Theil unabhängig von der Natur des Ich, welcher nur denkbar, aber ewig unerkennbar bleibt: das Ding an sich. Nämlich (ebenda, p. XXVI, Anmerkung): „*Einen Gegenstand erkennen, dazu wird erfodert, dafs ich seine Möglichkeit (es sey nach dem Zeugnifs der Erfahrung aus seiner Wirklichkeit, oder a priori durch Vernunft) beweisen könne. Aber denken kann ich, was ich will, wenn ich mir nur nicht selbst widerspreche, d. i. wenn mein Begriff nur ein möglicher Gedanke ist, ob ich zwar dafür nicht stehen kann, ob im Inbegriffe aller Möglichkeiten diesem auch ein Object correspondire oder nicht.*"

Für die beiden grundverschiedenen Weltanschauungen, welche in der Philosophie aller Zeiten unter den mannigfaltigsten Bewaffnungsformen gegeneinander stehen, hat DROBISCH eine von ARISTOTELES dargebotene Metapher passend verwerthet. Die Frage, ob Seele und Leib Eins seien, ist nach ARISTOTELES ebenso verkehrt, wie die, ob es Wachs und Siegel sind: *διὸ καὶ οὐ δεῖ ζητεῖν εἰ ἓν ἡ ψυχὴ καὶ τὸ σῶμα, ὥσπερ οὐδὲ τὸν κηρὸν καὶ τὸ σχῆμα, οὐδ' ὅλως τὴν ἑκάστου ὕλην καὶ τὸ οὗ ὕλη.* (De an. II, 1. 412, b, 6. cf. ZELLER: die Philosophie der Griechen, 2. Aufl. 1862, 2. Theil, 2. Abth., p. 376, Anm. 3.) Diese Stelle ist es wohl, an welche DROBISCH die Bemerkung knüpft: „*im geraden Gegensatz zu* KANT, *wo die Seele in ihren angestammten Formen das Siegel zum Wachs der Empfindung hergiebt*" (Empirische Psychologie, Leipzig, 1842, Vofs, p. 299).

Das Wesen des KANTischen Idealismus ist damit in der That sehr plastisch dargestellt. Wir hatten es schon hervorzuheben, dafs der transscendentale Idealismus zum nothwendigen Correlat den empirischen Realismus hat. Nicht Schein ist nach KANT die Erfahrungswelt, sondern Erscheinung, das Product aus einem stets gleichbleibenden Factor X und aus bestimmten, gegebenen Factoren von empirisch realer Existenz, deren Geltungsbereich zu bestimmen, wir befähigt sind; die Anwendung dieser Fähigkeit nennen wir Vernunftkritik. Hält man nun die Leistung grade der KANTischen Vernunftkritik für so preisenswerth wie HELMHOLTZ, so mufs es um so unerwarteter sein, eben den Kern der gepriesenen Leistung so wenig untersucht zu finden.

Kurz vor der Stelle in HELMHOLTZ' Optik, durch welche die vorigen Bemerkungen veranlafst sind, lesen wir Folgendes (p. 456): „*Der wesentlichste Schritt, um die Frage auf den richtigen Standpunkt zu stellen, wurde von* KANT *in seiner Kritik der reinen Vernunft gethan, in der er allen reellen Inhalt des Wissens aus der Erfahrung ableitete, von diesem aber unterschied, was in der Form unserer Anschauungen und Vorstellungen durch die eigenthümlichen Fähigkeiten unseres Geistes bedingt ist.*"

Für den reellen Inhalt des Wissens ist aber nach KANT die Form unserer Anschauungen und Vorstellungen eine Vorbedingung; denn ohne dafs diese Formen a priori, d. h. „*unabhängig von der Erfahrung*" (Krit. d. r. V., 1. Aufl., p. 2) da sind, kann es zu der letzten gar nicht kommen, von welcher allein Erkenntnifs möglich ist; von dem Inhalte des Wissens sind daher diese Formen nur so zu unterscheiden wie etwa das Leben von der Gesundheit; von Unterscheidung im Sinne von Absonderung dieser Dinge von einander wird man aber doch nicht leicht sprechen, da man mit dem Worte Gesundheit das Leben schon mitbenennt. So giebt es nach KANT reellen Wissensinhalt nicht ohne den constituirenden Factor der reinen Anschauungsformen a priori; denn auf keine andere Weise kann empirisch reales Wissen entstehen als nur dadurch, dafs die transscendental-idealen Formen von Raum und Zeit dazu verhelfen: mit der Loslösung des Raumes von den Wahrnehmungen werden diese selbst zu Etwas, das nicht mehr Inhalt des reellen Wissens sein kann.

Die urgirten Bemerkungen von HELMHOLTZ sind in der That

in fundamentalem Gegensatze zur KANTischen Erkenntnißtheorie und nur dann zu verstehen, wenn den Ausdrücken „Erfahrung", „reeller Inhalt des Wissens", „Anschauungen" die strict Anti-KANTische, nämlich die transscendental-reale Bedeutung beigelegt wird. An einzelnen anderen Stellen der Optik kann es sich bei HELMHOLTZ auch nicht mehr um irgend welche Interpretation handeln, sondern sie sprechen den transscendentalen Realismus ganz präcis aus. So folgende Stelle (p. 445):

„Die einzige Beziehung, in welcher eine wirkliche Uebereinstimmung unserer Wahrnehmungen mit der Wirklichkeit stattfinden kann, ist die Zeitfolge der Ereignisse mit ihren verschiedenen Eigenthümlichkeiten. Die Gleichzeitigkeit, die Folge, die regelmäßige Wiederkehr der Gleichzeitigkeit oder Folge kann in den Empfindungen ebenso stattfinden, wie in den Ereignissen. Die äußeren Ereignisse, wie ihre Wahrnehmungen, gehen in der Zeit vor sich, also können auch die Zeitverhältnisse der letzteren das getreue Abbild der Zeitverhältnisse der ersteren sein." Ferner (ebenda, p. 445):

„Was die Abbildung der Raumverhältnisse betrifft, so geschieht eine solche allerdings an den peripherischen Nervenenden im Auge und an der tastenden Haut in einem gewissen Grade, aber doch nur in beschränkter Weise, da das Auge nur perspectivische Flächenabbildungen giebt, die Hand die objective Fläche an der ihr möglichst congruent gestalteten Körperoberfläche abbildet. Ein directes Bild einer nach drei Dimensionen ausgedehnten Raumgröße giebt weder das Auge noch die Hand. Erst durch die Vergleichung der Bilder beider Augen, oder durch Bewegung des Körpers, beziehlich der Hand, kommt die Vorstellung von Körpern zu Stande. Da nun unser Gehirn drei Dimensionen hat, so bleibt der Phantasie freilich ein weiter Spielraum, sich auszumalen, durch welchen Mechanismus etwa im Gehirn körperlich ausgedehnte Abbilder der äußeren körperlichen Gegenstände entstehen."

Mit dieser Auffassung der in transscendental-realer Zeitform erscheinenden Außenwelt, welche in unserm gleichfalls transscendental-real in drei Dimensionen existirenden Gehirne Eindrücke verursacht, die freilich nicht Nachbildungen der Außenwelt sind, sondern nur Zeichen, Symbole, deren Deutung wir erlernen, — mit dieser wesentlich LOCKE'schen Auffassung ist auch in vollkommenem Einklange die geistige Genossenschaft zwischen HELMHOLTZ und RIEMANN, bei welchem wir den Gegensatz gegen KANT sehr consequent und typisch durchgeführt fanden. Aber gar nicht in Uebereinstimmung mit RIEMANN ist der folgende Satz, welcher sich dem oben mitgetheilten („*der wesentlichste Schritt*" — „*bedingt ist*") unmittelbar anschließt (p. 456): *„Das reine Denken a priori kann nur formal richtige Sätze ergeben, die als nothwendige Gesetze des Denkens und Vorstellens allerdings absolut zwingend erscheinen, aber keine reale Bedeutung für die Wirklichkeit haben, also auch niemals irgend eine Folgerung über Thatsachen einer möglichen Erfahrung zulassen können."*

Dies ist ein durchaus KANTischer Gedanke. Z. B. heißt es in der 1. Aufl. der Krit. d. r. V. p. 95:

„Daß ein Begriff völlig a priori erzeugt werden, und sich auf einen Gegenstand beziehen solle, obgleich er weder selbst in den Begriff möglicher Erfahrung gehöret, noch aus Elementen einer möglichen Erfahrung besteht, ist gänzlich widersprechend und unmöglich."

Aber darum eben, weil dies ein ganz KANTischer Gedanke ist, so bleibt er auch ganz unvereinbar mit jenem Denken, aus welchem die RIEMANN-HELMHOLTZ'sche nfach ausgedehnte Mannigfaltigkeit, versehen mit Krümmungsmaß, entsprungen ist. Denn diese Art von Mannigfaltigkeit beansprucht grade, ohne alle Erfahrung entstanden zu sein, sie behauptet eine Ableitung aus reinen, anschauungslosen, abstracten Begriffen; aber trotz dieses Ursprungs aus einer Quelle, die angeblich durch kein sinnliches Ingrediens irgend welcher Art getrübt war, soll uns der conceptus immaculatus zu Folgerungen verhelfen über Thatsachen, welche sich auf unsere Erfahrungswelt beziehen: das reine Denken a priori belehrte uns, daß es noch andere Räume geben könne als den Anschauungsraum, daß die stets wahrzunehmende Unabhängigkeit der Figuren von der Lage die Folge sei von dem Nullwerth des Krümmungsmaßes im EUKLIDeischen Raume, daß aber diese Unabhängigkeit irgendwo ein Ende haben könne, und daß da, wo dieser Fall eintrete, eine andere als dreidimensionige, obgleich immer noch räumliche Welt von uns eingeräumt werden müsse.

„KANT's *Philosophie beabsichtigte nicht, die Zahl unserer Kenntnisse durch das reine Denken zu vermehren,*" — so rühmt HELMHOLTZ von KANT. Nun, so ist es denn allerdings nicht im Interesse einer maior gloria, daß von HELMHOLTZ und RIEMANN ein sehr energischer Gegenschein erweckt ist, welcher bereits von einer mit mathematisch-homogenem Brütapparat entwickelten Nachkommenschaft weiter genährt wird, — der Schein, als wäre die Zahl unserer Kenntnisse trotz alledem durch das reine Denken zu vermehren.

Erhält man doch bereits Mittheilungen (durch SCHERING) über die Schwere im Nicht-EUKLIDeischen Raume![*])

Der Widerspruch aber beschränkt sich bei HELMHOLTZ nicht etwa auf die zuletzt citirte Stelle der Optik, und noch weniger würde ich es einen inneren Widerspruch nennen, wenn der Autor im Jahre 1868 gegen das Princip handelt, welchem er 1855 und selbst noch 1867 gehuldigt hatte; denn ich vertrete keineswegs das Dogma von der Pflicht, Ueberzeugungen, zumal wissenschaftliche, unverändert zu conserviren. Sondern die contradictio in se bei HELMHOLTZ liegt in seinen Bemerkungen über den Raum, wie sie in einem und demselben Paragraphen der Optik vorkommen; es ist dieselbe ungelöste Disharmonie, von welcher wir in den Referaten von LIEBMANN und ROSANES die constituirenden Klänge in aller Grellheit vernommen haben.

Denn ebenso unvereinbar mit KANT wie die aus dem § 26 der Optik citirten Stellen sind, ganz ebenso wohl vereinbar mit denselben Theilen der KANTischen Lehre sind folgende andere Stellen aus demselben Paragraphen.

p. 449: „*Diese Urtheile, durch welche wir von unseren Sinnesempfindungen auf die Existenz einer äufseren Ursache derselben hinübergehen, können wir also auf dem gewöhnlichen Zustande unseres Bewufstseins gar nicht einmal in die Form bewufster Urtheile erheben. Das Urtheil, dafs links von mir ein helles Object sei, weil die rechts in meiner Netzhaut endenden Nervenfasern sich in Erregungszustand befinden, kann Jemand, der von der inneren Beschaffenheit des Auges nichts weifs, nur so aussprechen: „Links ist etwas Helles, weil ich es dort sehe.“ Und demgemäfs kann auch die Erfahrung, dafs, wenn ich das Auge rechts drücke, die dort endenden Nervenfasern erregt werden, vom Standpunkte der täglichen Erfahrung gar nicht anders ausgesprochen werden, als so: „Wenn ich das Auge rechts drücke, sehe ich links einen hellen Schein.“ Es fehlt jedes Mittel, die Empfindung anders zu beschreiben und mit andern früher gehabten Empfindungen zu identificiren, als dadurch, dafs man den Ort des scheinbar entsprechenden äufseren Objects bezeichnet. Deshalb haben also diese Fälle der Erfahrung das Eigenthümliche, dafs man die Beziehung der Empfindung auf ein äufseres Object gar nicht einmal aussprechen kann, ohne sie schon in der*

[*]) Den oben (pp. 50, 51, Anm.) angegebenen Arbeiten füge ich hier die folgende hinzu, welche ich während des Druckes dieser Zeilen angezeigt sehe: G. FRESDORF: über die Geometrie und die Potentialfunction im Gaussschen und Riemannschen Raume. Inauguraldissertation. Göttingen.

Bezeichnung der Empfindung vorauszuschicken, und ohne das schon vorauszusetzen, von dem man erst noch reden will.“

Wie trefflich stimmt diese Ausführung zu dem ersten von KANT's Argumenten für die transscendentale Idealität des Raumes! Dieses lautet (Krit. d. r. V., 1. Aufl., p. 23):

„*Der Raum ist kein empirischer Begriff, der von äusseren Erfahrungen abgezogen worden. Denn damit gewisse Empfindungen auf etwas ausser mich bezogen werden, (d. i. auf etwas in einem andern Orte des Raumes, als darinnen ich mich befinde,) imgleichen damit ich sie als ausser einander, mithin nicht blos verschieden, sondern als in verschiedenen Orten vorstellen könne, dazu mufs die Vorstellung des Raumes schon zum Grunde liegen. Demnach kan die Vorstellung des Raumes nicht aus den Verhältnissen der äussern Erscheinung durch Erfahrung erborgt seyn, sondern diese äussere Erfahrung ist selbst nur durch gedachte Vorstellung allererst möglich.*”

Ferner, p. 442 in § 26 der Optik sagt HELMHOLTZ:

„*Ich habe oben die Sinnesempfindungen nur als Symbole für die Verhältnisse der Aufsenwelt bezeichnet und ihnen jede Art der Aehnlichkeit oder Gleichheit mit dem, was sie bezeichnen, abgesprochen. Wir rühren damit an die viel bestrittene Frage, wie weit unsere Vorstellungen überhaupt mit ihren Objecten übereinstimmen, ob sie, wie man es ausdrückte, wahr oder falsch seien.*”

Nachdem dieser Gedanke weiter entwickelt ist, heifst es p. 446:

„*Man mufs sich bei dieser Ansicht von der Sache nur nicht die Behauptung unterschieben lassen, dafs hiernach alle unsere Vorstellungen von den Dingen falsch seien, weil sie den Dingen nicht gleich sind, und dafs wir demnach von dem wahren Wesen der Dinge nichts wissen könnten. Dafs sie den Dingen nicht gleich sein können, liegt in der Natur des Wissens. Die Vorstellungen sollen doch nur Abbilder der Dinge sein, und jedes Bild ist das Bild eines Dinges nur für denjenigen, der es zu lesen weifs, der sich mit Hülfe des Bildes eine Vorstellung vom Dinge machen kann. Jedes Bild ist seinem Gegenstande in einer Beziehung ähnlich, in allen andern unähnlich, sei es nun ein Gemälde, eine Statue, die musikalische oder dramatische Darstellung einer Gemüthsstimmung u. s. w. So sind die Vorstellungen von der Aufsenwelt Bilder der gesetzmäfsigen Zeitfolge der Naturereignisse, und wenn sie nach den Gesetzen unseres Denkens richtig gebildet sind, und wir sie durch unsere Handlungen richtig in die Wirklichkeit wieder zurückzuübersetzen vermögen, sind die Vorstellungen, welche wir haben, auch für*

unser Denkvermögen die e i n z i g w a h r e n*; alle andere würden falsch sein.*"

Diese Stelle kann ganz im Sinne des empirischen Realismus gedeutet werden, welcher nach KANT nothwendig mit dem transscendentalen Idealismus verbunden ist, — der Protest KANT's gegen die Verwechselung von Erscheinung mit Schein, seine Opposition gegen den Idealismus von BERKELEY ist in vollkommener Uebereinstimmung mit der Tendenz dieser Stelle, — im Einzelnen könnte man freilich den Ausdruck *„Bilder der gesetzmäfsigen Zeitfolge der Naturereignisse"* nicht genau finden, aber man wird es Niemandem verübeln, der aus dieser Stelle, namentlich zusammen mit der anderen von p. 449 und ohne Berücksichtigung der vorher angeführten Sätze, zu dem Schlusse kommt, dafs HELMHOLTZ für die Grundlage der KANTischen Erkenntnifstheorie plaidire. Und da H. in einem anderen wichtigen Punkte in der That constanter Anhänger KANT's ist, nämlich in der Auffassung der Causalität als eines a priori gegebenen Begriffs, so kann man freilich, überdies bestärkt durch die wiederholte Anerkennung der Leistungen KANT's, und bei dem Mangel an direct ausgesprochener Opposition gegen den transscendentalen Idealismus, den Widerstreit übersehen, welcher dennoch zwischen der Erkenntnifstheorie des Naturforschers und der des Philosophen unleugbar besteht. Die Möglichkeit aber für den in der That inneren Widerspruch, welcher aus den mitgetheilten Stellen der Optik ersichtlich ist, finde ich nur dadurch erklärbar, dafs HELMHOLTZ ebenso wenig wie RIEMANN erörtert, was unter Erfahrung soll verstanden werden; und da weder LIEBMANN noch ROSANES diese Erörterung vermifst haben, so hat jeder von Beiden die Interpretation in seinem eignen Sinne gemacht und ist zu der entgegengesetzten Auffassung gelangt wie der Andere.

An diesem Sachverhalt wird Nichts dadurch geändert, dafs LIEBMANN für die Authenticität seiner Darstellung verba ipsissima von HELMHOLTZ besitzt, des Inhalts, *„dafs aufserhalb unsres Bewufstseins vielleicht eine Welt von mehr als drei Dimensionen existiere"*, und dafs HELMHOLTZ *„den ebenen Raum von drei Dimensionen für eine subjective Form unsrer Anschauung"* erklärt habe.

Denn in den hergehörigen Publicationen hat HELMHOLTZ nirgend seine subjective Anschauung des Raumes näher definirt. Soll diese Bezeichnung vereinbar sein mit der nfach ausgedehnten Mannigfaltigkeit, versehen mit positivem Krümmungsmafs, so kann man

unter der Subjectivität nur die für menschliche Anschauung factische Unmöglichkeit verstehen, einen anderen Raum innerlich oder äusserlich, und zwar unsymbolisch, zur Vorstellung zu bringen, als den EUKLIDeischen; dabei soll aber die Unmöglichkeit, mehr als drei Dimensionen anzuschauen, nicht auch die andere Unmöglichkeit impliciren, dafs dergleichen Ueberräume irgendwo für sich Existenz haben, im Gegentheil: die Möglichkeit dieser Existenz wird grade behauptet und angeblich bewiesen, folglich ist es nur ein subjectiver Mangel, dafs wir die Anschauung von mehr als drei Dimensionen nicht erlangen können, analog dem Mangel an einem Organe zur unmittelbaren Wahrnehmung der Wärmefarben, auf deren Dasein wir allgemeinen Beobachtungen zufolge logisch schliefsen können und müssen, für die wir aber ein solches Organ nicht besitzen, wie es das Auge für die Farben des Lichtes ist. Das wäre also die Subjectivität des empirischen Idealismus, welcher das Correlat des transscendentalen Realismus ist. Mit dieser Auffassung sind dann die für KANT lautenden Stellen definitiv unverträglich.

Soll aber die *„subjective Form unsrer Anschauung"* nach HELMHOLTZ eine solche sein, dafs sie mit den zuletzt citirten Stellen der Optik und zugleich mit KANT harmonirt, dann wäre die a u s s c h l i e f s l i c h subjective Form unserer Anschauung gemeint, welche unabhängig von aller Erfahrung existirt, — in diesem Falle aber ist die Welt von mehr als drei Dimensionen aufserhalb unseres Bewufstseins als eine ganz phraseologische zu verabschieden; denn sie simulirt, ein Ding an sich zu sein und verschmäht doch nicht den Schein des begrifflich Erkennbaren, sie kündigt sich an unter der phantastischen Hülle eines Jenseits mit partieller Verdiesseitigung, welche letzte Seite ihres Wesens, nämlich die Begreifbarkeit, sich bei näherer Betrachtung als das erweist, was KANT von ihr und ihres Gleichen prognosticirt hat: es sind *„nur Chikanen einer falsch belehrten Vernunft, die irriger Weise die Gegenstände der Sinne von der formalen Bedingung unserer Sinnlichkeit loszumachen gedenkt, und sie, obgleich sie blos Erscheinungen sind, als Gegenstände an sich selbst, dem Verstande gegeben, vorstellt, in welchem Falle freilich von ihnen a priori gar nichts, mithin auch nicht durch reine Begriffe vom Raume, synthetisch erkant werden könte und die Wissenschaft, die diese bestimt, nemlich die Geometrie selbst nicht möglich seyn würde."* (Kritik d. r. V., 1. Aufl., p. 166.)

Weniger doppeldeutig als Helmholtz und ebenso festgesiedelt in dem transscendentalen Realismus wie Riemann zeigt sich Gauss in den obigen widersprechend klingenden, in Wahrheit aber der harmonischen Auflösung vollkommen fähigen Aeufserungen. Da er gegen Kant die Erfahrbarkeit des Raumes behauptet, so leugnet er consequenter Weise die Nothwendigkeit, alles Ausgedehnte auf höchstens drei Dimensionen zu beschränken. Unser Anschauungsraum existirt auch ohne jedes Ich, er ist transscendental-real; ergo ist sein Vertheidiger empirischer Idealist und erklärt Jedermann für einen Böotier, wenn er nicht zugeben will, dafs dieser objective Aufsenraum irgendwo in einen mehr als dreidimensionigen Raum übergehen könne, ein Ding, für dessen Vorstellung unsere Gehirne nur just nicht eingerichtet seien; in dieser Beschränktheit bestehe eben die Subjectivität unserer Vorstellung.

Man würde nun aber Helmholtz Unrecht thun, wenn man dieselbe Unzweideutigkeit des Irrthums wie bei Gauss und Riemann auch noch an anderen Stellen seiner Publicationen vermissen wollte als an den besprochenen. Vielmehr ist zu constatiren, dafs mit der Ausscheidung dieser Stellen aller objective Halt für den inneren Widerspruch beseitigt wäre, der sich namentlich bei Liebmann als so verschlagsam erwiesen hat. Denn nicht nur in den sonstigen Ausführungen der Optik, sondern auch in den Aufsätzen über „die neueren Fortschritte in der Theorie des Sehens“*) spricht Alles dafür, dafs Helmholtz in der That der Gefährte Riemann's ist. Mit Recht beruft sich daher auch Rosanes auf die empiristische Theorie von Helmholtz als in voller Uebereinstimmung befindlich mit der Arbeit „Ueber die Thatsachen, welche der Geometrie zu Grunde liegen,“ und die Confusion, in welcher Liebmann durch die „*ipsissima verba*“ von Helmholtz noch bestärkt ward, wäre zu vermeiden gewesen, wenn der Referent auch nur die eine Bemerkung gründlich würde beachtet haben, welche gegen den Schlufs jener populären Aufsätze vorkommt. Daselbst ist nämlich zu lesen (Heft 2, p. 98):

„*Nur die Beziehungen der Zeit, des Raums, der Gleichheit, und die davon abgeleiteten der Zahl, der Gröfse, der Gesetzlichkeit, kurz das Mathematische, sind der äufseren und inneren Welt gemeinsam, und in diesen kann in der That eine volle Uebereinstimmung der Vorstellungen mit den abgebildeten Dingen erstrebt werden.*“

*) Zuerst erschienen im 21. Bande der Preufsischen Jahrbücher, 1868, dann im 2. Hefte der „populären wissenschaftlichen Vorträge,“ Braunschweig, 1871, Vieweg.

Freilich ist hier wieder in anderer Rücksicht die mit Riemann übereinkommende Arbeit auf den Kopf gestellt; denn während in dieser der Raum aus Gröfsenbegriffen abgeleitet wird*), hören wir hier das Umgekehrte als Factum behaupten. Aber die philosophische Cardinalentscheidung über den Raum wird hier mit derselben Präcision gegeben wie nur irgendwo bei Gauss und Riemann: der Raum ist eben nicht ausschliefslich subjectiv, sondern er ist nur auch subjectiv. Damit aber ist die Stellung zur Kantischen Erkenntnifstheorie in nuce völlig determinirt: es ist schlechthin die Verneinung von Kant; und da nun die Behauptung der nfach ausgedehnten Mannigfaltigkeit mit Krümmungsmafs eine wirkliche Consequenz dieses Widerspiels zum transscendentalen Idealismus ist, so weifs man nicht, wen Liebmann eigentlich in höherem Grade mag mifsverstanden haben, ob das philosophische Paradoxon oder das Riemann-Helmholtz'sche Phantom. Denn statt aus seiner Uebereinstimmung mit den Mathematikern die Gauss'sche Ueberzeugung zu schöpfen, dafs der transscendentale Idealismus ein gründlicher Irrthum und nunmehr gründlich und exact widerlegt sei, „*erkennt*“ Liebmann in dem Gegenstande seines Referats „*eine Verification zugleich und Restriction des berühmten philosophischen Paradoxons.*“ Das Liebmann'sche Halbdunkel ist so gleichmäfsig auf alle Partieen der Darstellung vertheilt, dafs die Philosophie in demselben Mafse wie die höhere Exactheit dadurch colorirt wird, und so wenden wir uns lieber zu den Original-Elementen dieser Composition, bei denen denn doch selbst da, wo auch der Irrthum etwas im Unklaren gehalten ist, die Orientirung besser gelingt.

Denn es bleibt allerdings auch bei Helmholtz noch eine Un-

*) Vgl. z. B. folgende Bemerkung: „*Da wir nämlich nur solche Raumverhältnisse uns anschaulich vorstellen können, welche im wirklichen Raume möglicher Weise darstellbar sind, so verführt uns diese Anschaulichkeit leicht dazu etwas als selbstverständlich vorauszusetzen, was in Wahrheit eine besondere, und nicht selbstverständliche Eigenthümlichkeit der uns vorliegenden Aufsenwelt ist.*

„*Dieser Schwierigkeit überhebt uns die analytische Geometrie, welche mit reinen Gröfsenbegriffen rechnet, und zu ihren Beweisen keine Anschauung braucht. Es konnte also zur Entscheidung der erwähnten Frage der Weg betreten werden, nachzusuchen, welche analytischen Eigenschaften des Raumes und der Raumgrössen für die analytische Geometrie vorausgesetzt werden müfsten, um deren Sätze vollständig von Anfang her zu begründen.*“ (Heidelberger Jahrbücher, No. 46, 1868, p. 733: „Ueber die thatsächlichen Grundlagen der Geometrie,“ Vortrag von Helmholtz, 22. Mai 1866.)

klarheit zurück, selbst wenn man von allem bisher Besprochenen absieht: ich meine die philosophische Bestimmung des Unterschiedes zwischen Empirismus und Nativismus als den zwei miteinander streitenden Auffassungen von der Entstehung räumlicher Wahrnehmungen durch das Auge.

IV.

Empirismus und Nativismus.

Das Wesentliche des zuletzt bezeichneten Unterschiedes besteht darin, daſs die nativistische Theorie behauptet, die Netzhaut des Auges sei durch ihre Beschaffenheit befähigt, von jeder Erregung eines Theils ihrer Oberfläche dem Bewuſstsein eine Empfindung zu überliefern, mit welcher räumliche Vorstellung unmittelbar verbunden ist. In dieser von Johannes Müller zuerst aufgestellten Theorie figurirt also die Raumanschauung als etwas Angeborenes, sie ist untrennbar vereinigt mit der lebendigen Thätigkeit des Organs: sie ist a priori, obwohl keineswegs transscendental-ideal.

Der Empirismus hingegegen läſst die Raumanschauung durch Empfindungen vermittelt werden. Zwar: „*Einen Unterschied zwischen den Empfindungen verschiedener Netzhautstellen, der von der örtlichen Verschiedenheit derselben herrührt, muſs natürlich auch die empiristische Theorie anerkennen. Wenn ein solcher nicht vorhanden wäre, würde es überhaupt unmöglich sein, örtliche Unterschiede im Gesichtsfelde zu machen.*“ (Helmh., Vorträge, 2. Heft, p. 66.) Aber es wird über jenen primären Unterschied zwischen den Empfindungen nichts Näheres bestimmt, es wird ihm besonders der räumliche Charakter nicht zugesprochen. Die Unterschiede, welche z. B. dieselbe Farbe nur dadurch bewirkt, daſs sie verschiedene einander sehr benachbarte Theile der Retina afficirt, in welchen die Farbenempfindungen völlig gleich sind, solche Unterschiede werden zwar Localzeichen genannt, aber dieser von Lotze eingeführte, einen physischen Nervenproceſs bezeichnende Ausdruck*) besagt hier nichts speciell Räumliches, er ist vielmehr nur ein Hinweis auf die Ursache des Unterschiedes zwischen den Empfindungen, und diese Ursache wird freilich dadurch als eine räumliche im transscendental-realen Sinne charakterisirt, aber der Unterschied selbst bleibt seiner Art nach ganz ohne Kennzeichen: „*Dabei ist es also auch nicht nöthig, irgend welche Art von Uebereinstimmung zwischen den Localzeichen und den ihnen entsprechenden äuſseren Raumunterschieden vorauszusetzen.*“ (Helmh. l. c. p. 67.) Sondern wir müssen die Verschiedenheiten der Empfindung deuten lernen, und diesen Unterricht ertheilt uns die Erfahrung, welche den Stoff, die Empfindung, liefert, zusammen mit den von der Erfahrung unabhängigen, uns angeborenen geistigen Functionen, welche auch unbewuſst die Empfindungen bearbeiten nach den psychischen Gesetzen der Association der Vorstellungen und der Causalität. Dies unbewuſste Bearbeiten der Empfindungen nennt Helmholtz „*unbewuſst vollführte Inductionsschlüsse*“ (Optik, p. 449). Die Deutung der Empfindungen auf Raumverhältnisse ist also hienach das Product aus zwei Factoren, dem physischen Material und seiner psychischen Verwerthung für das Vorstellen. Das Material besteht erstlich in Lichteindrücken und zweitens in den Empfindungen, welche durch die Innervation der Augenmuskeln verursacht werden; denn die Thätigkeit dieser Muskeln bewirkt die für den Erfolg der Wahrnehmung nothwendige Bewegung und Einstellung des Augapfels. Die nach unbewuſsten Associationen und Causalitätsschlüssen operirende Psyche combinirt nun die verschiedenartigen Elemente sowohl untereinander als mit dem objectiven Erfolg, welcher dem handelnden Menschen auf Grund der subjectiven Antriebe zu Theil wird, und so entsteht die Orientirung im Raume mit gröſserer oder geringerer Betheiligung des Bewuſstseins, nachdem die Vorstellung von ihm als einem jedesmal nur durch Grenzen wahrnehmbar werdenden Theile eines Unendlichen auf ursprünglich unbewuſste Weise zu einem Erwerb durch Erfahrung geworden ist. Wie sich im Einzelnen die empiristischen Physiologen voneinander unterscheiden, jenachdem sie mit Wundt den Muskelgefühlen eine gröſsere Dignität „*für die Abmessung der räumlichen Verhältnisse des Sehfeldes*“ (Helmh. Optik,

---

*) Vgl. die „Mittheilung Lotze's“ hierüber in dem Buche von Stumpf: Ueber den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung, Leipzig, 1873, p. 320.

p. 819) beilegen, oder mit HELMHOLTZ *„die hauptsächlichsten Abmessungen des Sehfeldes aus der Deckung verschiedener Bilder mit denselben Netzhauttheilen“* herleiten (ebend.), — das ist für die gegenwärtige Erörterung ohne Einfluſs. Hier kommt es nur darauf an, festzustellen, daſs dem möglichst strengen Empirismus zufolge weder Localzeichen, noch Lichtempfindungen, noch Muskelgefühle irgend Etwas von determinirter Raumvorstellung unmittelbar mit sich führen. (Den Zusatz „möglichst streng“ zu „Empirismus“ werde ich am Schlusse dieses Abschnittes zu motiviren haben.)

„Die nativistische Theorie dagegen“, sagt HELMHOLTZ (Vorträge, 2. Heft, p. 67), *„setzt voraus, daſs die Localzeichen nichts anderes seien als unmittelbare Anschauungen der Raumunterschiede als solcher, sowohl ihrer Art, als ihrer Gröſse nach. Der Leser“* — so fährt HELMHOLTZ fort — *„wird hieran erkennen, daſs der durchgreifende Gegensatz der verschiedenen philosophischen Systeme, welche bald eine prästabilirte Harmonie zwischen den Gesetzen des Denkens und Vorstellens mit denen der äuſseren Welt voraussetzen, bald alle Uebereinstimmung der inneren und äuſseren Welt aus der Erfahrung herzuleiten suchen, auch in das uns vorliegende Gebiet eingreift.“* In dieser Bemerkung von HELMHOLTZ über den *„durchgreifenden Gegensatz der verschiedenen philosophischen Systeme,“* zusammen mit einer anderen in der Optik öfters wiederholten Bemerkung über die nativistische Theorie, hierin finde ich die zu besprechende Unklarheit. HELMHOLTZ sagt nämlich, JOHANNES MÜLLER habe die den Sensualisten des vorigen Jahrhunderts entgegengesetzte Ansicht von der Raumanschauung aufgestellt *„unter dem Einfluſs der* KANT'*schen Lehre, daſs der Raum eine angeborene Form unserer Anschauung sei“* (Optik, p. 594) — eine Thatsache, deren historische Richtigkeit nicht im Mindesten anfechtbar sein mag. JOHANNES MÜLLER wäre vielleicht auch zu der Epoche machenden Theorie von den specifischen Sinnesenergieen nicht gekommen, wenn sein philosophischer Geist nicht aus KANT die schlieſslich entscheidende Anregung geschöpft hätte, für deren folgenreiche Wirkung übrigens seine freie und groſssinnige Auffassung PLATO's und anderer Philosophen eine sicherlich nicht gleichgiltige Vorbedingung war.

Aber wenn auch die nativistische Theorie von JOH. MÜLLER durch die KANTische Lehre erst erweckt sein mag, so ist doch über den Grad ihrer inneren Verwandtschaft mit der letzten noch Nichts dadurch festgestellt. Man wird im Gegentheil nach der Analogie

anderer Kundgebungen origineller Geister erwarten dürfen, daſs die bereitwillig aufgenommene Saat eine um so selbständigere Entwickelung werde genommen haben, je eigenartiger die Bedingungen waren, unter denen die Keimung erfolgte. Oder nach dem treffenderen Gleichnisse, das von SOKRATES herrührt: wir werden um so mehr erwarten, in KANT den Geburtshelfer der JOH. MÜLLER'schen Idee und nicht ihren Vater zu finden, je mehr wir die Genialität des Ideen zeugenden Naturforschers anerkennen. LIEBMANN sagt von MÜLLER's Hypothese *„eines der Retina angeborenen, ursprünglichen Raumgefühls:“ „Dies war eine physiologische Paraphrase der* KANT*ischen Apriorität des Raumes.“* Mit dieser Schnellfertigkeit äuſsert sich HELMHOLTZ freilich nicht, aber es besteht doch eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen der LIEBMANN'schen Bemerkung und den folgenden von HELMHOLTZ. Auf p. 208 der Optik lesen wir: *„Das* MÜLLER'*sche Gesetz von den specifischen Energien war ein Fortschritt von der auſserordentlichsten Wichtigkeit für die ganze Lehre von den Sinneswahrnehmungen, ist seitdem das wissenschaftliche Fundament dieser Lehre geworden, und ist in gewissem Sinne die empirische Ausführung der theoretischen Darstellung* KANT's *von der Natur des menschlichen Erkenntniſsvermögens.“* Deutlicher noch heiſst es ebenda p. 456:

„In dieser“ — der KANTischen — *„Auffassung ist die Wahrnehmung anerkannt als eine Wirkung, welche das wahrgenommene Object auf unsere Sinnlichkeit hat, welche Wirkung in ihren näheren Bestimmungen ebenso gut abhängt von dem Wirkenden wie von der Natur dessen, auf welches gewirkt wird. Auf die empirischen Verhältnisse wurde dieser Standpunkt namentlich von* JOH. MÜLLER *übertragen in seiner Lehre von den specifischen Energien der Sinne.“* Endlich p. 805: *„Diese Ansicht“* — die nativistische von JOH. MÜLLER — *„erweitert daher die von* KANT *aufgestellte Ansicht, daſs Raum und Zeit ursprünglich gegebene Formen unserer Anschauungen seien, dahin, daſs auch die specielle Localisation jedes Eindrucks durch die unmittelbare Anschauung gegeben sei.“*

Aus diesen Stellen nun kann, namentlich bei dem vollständigen Mangel an einschränkenden und correctiven Bemerkungen, leicht der Anschein entstehen, als sei die nativistische Theorie, und zwar so wie sie von JOH. MÜLLER und seiner Schule vertreten wird, nicht blos wohlvereinbar mit der Erkenntniſstheorie KANT's, sondern als sei die Anerkennung jener Theorie auch gleichbedeutend mit der Vertretung der KANTischen Auffassung von Raum und

Erfahrung, und als handle es sich auch in dem noch immer ungeschlichteten Streite zwischen Empiristen und Nativisten gleichzeitig um Gegensätze zwischen KANT und anderen Philosophen. Das aber ist in der That nicht der Fall, so sehr auch die HELMHOLTZ'sche Auffassung die gegenwärtig allgemeine zu sein scheint. So sagt auch WUNDT in seinen „Grundzügen der physiologischen Psychologie“ (Leipzig, 1874, Engelmann, p. 353): „*Die philosophische Grundlage der heutigen Naturwissenschaften überhaupt und ganz besonders der Sinneslehre ruht auf* KANT. *Die Lehre von den specifischen Energieen ist ein physiologischer Reflex des* KANT'*schen Versuchs, die subjectiven Bedingungen der Erkenntniſs zu ermitteln, wie dies bei dem hervorragendsten Vertreter jener Lehre, bei* J. MÜLLER, *besonders deutlich hervortritt.*“ Es ist aber vielmehr das sehr deutlich, daſs die Theorieen von MÜLLER und KANT einander gar nicht tangiren.

Nicht minder als die philosophirende Physiologie finden wir auch die physiologisch gebildete Philosophie der nämlichen Verwechselung der Begriffe unterworfen. In der so vortrefflichen „Geschichte des Materialismus“ (Iserlohn, 1866, Baedeker) schreibt der sowohl mathematisch als auch naturwissenschaftlich wohlbewanderte Autor FR. A. LANGE Folgendes (p. 482): „*Die Physiologie der Sinnesorgane ist der entwickelte oder der berichtigte Kantianismus und* KANTS *System kann gleichsam als ein Programm zu den neueren Entdeckungen auf diesem Gebiete betrachtet werden.*“ Desgleichen findet STUMPF („Ueber den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung,“ Leipzig, 1873, Hirzel), daſs STEINBUCH's „„*Muskelideen*““ durch JOH. MÜLLER und TOURTUAL „*vom* KANT'*schen Standpunct aus*“ seien bekämpft worden (p. 37, Anm. 1), und daſs (p. 310, Anm.) „JOH. MÜLLER *glaubte der* KANT'*schen Lehre von der Subjectivität des Raumes einen anschaulich-concreten Ausdruck zu verleihen, indem er sagte: die Netzhaut empfinde nur sich selbst in ihrer räumlichen Ausdehnung, wenn sie räumliche Vorstellungen habe.*“

Jener von HELMHOLTZ erwähnte „*durchgreifende Gegensatz der verschiedenen philosophischen Systeme,*“ welcher auch in das Gebiet der Physiologie „*eingreift*“, ist der Gegensatz zwischen LEIBNIZ und den Sensualisten, aber KANT steht ganz auſserhalb dieses Gefechts. Denn für LEIBNIZ nicht minder als für LOCKE und ebenso auch für JOH. MÜLLER bis auf HERING und UEBERWEG (als Erfinder einer nativistischen Theorie des Sehens) sowie für STEINBUCH bis auf HELMHOLTZ — also den streitenden Philosophen untereinander in gleicher Weise wie den Physiologen ist doch gemeinsam die Ueberzeugung, daſs auſserhalb des Bewuſstseins eine räumlich ausgedehnte Welt existirt. JOH. MÜLLER sowie die modernsten Forscher haben zum Ausgangspunkt ihrer Erkenntniſs die Voraussetzung, daſs die Netzhäute der Augen wirkliche, nämlich transscendental-reale Gebilde seien in einem dreifach ausgedehnten Raume von derselben Wirklichkeit, wie sie ihnen selbst eigen ist, und die Lichtwellen des Aethers kommen danach grade so auf den Netzhautflächen an, wie es die Schlüsse aus empirischen Beobachtungen lehren. Die physiologischen Schulen streiten eben gar nicht um den unbegrenzten Auſsenraum, sondern nur um die Entstehung der Vorstellung von den räumlichen Verhältnissen. Daſs HELMHOLTZ durch die hergehörigen Arbeiten dazu geführt worden ist, theoretische Untersuchungen über das Wesen des Auſsenraumes anzustellen, ist psychologisch natürlich nicht zufällig, aber die Verbindung beider Untersuchungen ist durch die Subjectivität des Forschers begründet, nicht durch die Objecte nothwendig bedingt.

Wie ganz getrennt die Angelegenheiten sind, welche die Discussionen, hier über KANT's Raumerklärung und dort über Nativismus und Empirismus, zur Basis haben, das wird am Besten ersichtlich, wenn man sich die Frage vorlegt, ob etwa KANT auf Grund seines Systems zu einer bestimmten Parteistellung in dem Kampfe der Physiologen untereinander wäre verbunden gewesen. Diese Frage ist zu verneinen. Je mehr Consequenz man bei einem Vertheidiger des transscendentalen Idealismus voraussetzt, um so weniger ist man berechtigt, seiner Parteinahme in dem physiologischen Streite zu präjudiciren. Nur für den Boden, auf welchem der Ausgangspunkt der Controverse liegt, ist der Kantianer im Voraus entschieden: er kann das Beobachtungsmaterial, nämlich das Auge und sämmtliche Apparate für Versuche nicht für Dinge an sich halten, sondern sie sowie sein eigener Körper bleiben für ihn nur Erscheinungen. Daſs alle diese Dinge für die bisher in dem Streite aufgetretenen Anhänger des Empirismus nicht Erscheinungen sind, sondern Dinge an sich, hat andere Gründe, als in der Natur des Streitobjects liegen. Denn für den Kantianer nicht minder als für den physiologischen Empiristen, mag er es mit LOCKE oder mit einem anderen Philosophen halten, haben jene Dinge als Erscheinungen Realität, und die Bearbeitung dieser Realitäten ist ganz unabhängig davon, ob sie nur als empirische Realitäten aufgefaſst werden wie von dem Kantianer, oder als transscendentale Realitä-

ten wie von dem Sensualisten. Alles, was aus den Erscheinungen mit Hilfe der Logik zu folgern ist, hat die Qualität von Erfahrungs-Wissen; dieses ist abhängig von Wahrnehmungen und von deren Verbindung durch die Stammbegriffe des Verstandes; es beansprucht, nur solche Begriffe zu bilden und zu verwerthen, für welche correspondirende Gegenstände der Anschauung können gegeben werden. Dafs die Richtigkeit dieser Begriffe, d. h. ihre Allgemeingiltigkeit davon abhängig ist, ob ihre Entstehung erstlich einem möglichst vollständigen Material darf zugeschrieben werden, und ob sie zweitens frei gehalten war von Fehlern der sinnlichen Wahrnehmung oder der Subsumtion; dafs also bei der Erwerbung des hier in Frage kommenden Wissens als eines auf empirisch realen Thatsachen ruhenden die Möglichkeit des Irrthums vorhanden ist und folglich die Möglichkeit von Meinungsdifferenzen, deren Ausgleichung zu erwarten bleibt von der weiter zu führenden Ansammlung neuer und der Verificirung alter Beobachtungen sowie von der logischen Bearbeitung des zu immer gröfserer Allgemeingiltigkeit zu bringenden empirischen Materials — all dies integrirt dem Wesen empirischer Erkenntnifs, es liegt in dem Begriffe jeder Erfahrungswissenschaft. Für die nativistische Theorie mag es daher zutreffen, wenn Helmholtz von ihr sagt, ihre Annahme sei *„eigentlich eine Verzichtleistung auf jede Erklärung der Localisationsphänomene"* (Optik, p. 805), aber für die Kantische Theorie trifft es nicht zu. Denn nicht auf Grund des transscendentalen Idealismus würde der Kantianer auf jene Erklärung verzichten, sondern erst auf Grund seiner Entscheidung für den Nativismus; nur dieser und sein Gegner, der physiologische Empirismus, nur sie haben es mit Localisationsphänomenen als Untersuchungsobjecten zu thun. Dies sind bereits geformte, räumlich angeordnete Empfindungen, es sind Erfahrungen, nicht Bedingungen für die Möglichkeit der Erfahrung: discutirt wird bei ihnen immer nur die Frage, ob eine schon geschehene Anordnung im Raume unmittelbar oder mittelbar von unserm Vorstellen ist ausgeführt worden; diese Frage ist rein empirisch, rein naturwissenschaftlich: es handelt sich um ein Geschehen in der Zeit, es soll festgestellt werden, ob die Direction und Placirung von Lichtempfindungen gleichzeitig erfolgt mit ihrer ersten Anmeldung im Bewufstsein, oder später, nachdem das Bewufstsein die Direction und Anordnung hatte erlernen können. Die philosophische, die von Kant beantwortete Frage hat einen völlig verschiedenen Inhalt. Sie betrifft gar nicht die Art

einer bestimmten Formgebung in verschiedenen Zeiten und verschiedenen Dimensionen und Theilen des Raumes, sondern die Kantische Frage hat den Inhalt: wie ist eine Formgebung möglich? Nicht Zeiten und Räume, sondern Zeit und Raum sind der Untersuchungsgegenstand des hergehörigen Theils der Kantischen Philosophie. Ueber das Verhältnifs der einzelnen empirisch-realen Wahrnehmungen ist nicht das Mindeste dadurch entschieden, dafs behauptet wird: sie sind nur möglich auf Grund transscendental-idealer Anschauungsformen a priori. Pflichten wir also auch Rosanes bei, wenn er eine innere Uebereinstimmung findet zwischen der mathematischen Raumtheorie von Helmholtz und seiner physiologisch-empiristischen Stellung, so folgt daraus für uns nicht, dafs diese Uebereinstimmung eine sachlich nothwendige ist, vielmehr bleibt sie persönlich und subjectiv, selbst wenn unter allen Physiologen kein einziger Kantianer zu finden wäre. Denn nicht die Anerkennung des apriorischen Charakters der Raumvorstellung ist Kantisch, sondern des ausschliefslich apriorischen Charakters; die Ausführungen im gegentheiligen Sinne, z. B. durch Classen, sind radical mifsverständlich.

Es ist nicht meine Absicht, hier näher auf den Krieg einzugehen, welcher vor einiger Zeit zwischen Trendelenburg und Kuno Fischer geführt wurde, und in dessen Manifestation von philosophischer Würde man wohl nicht den Grund finden wird, wenn nicht noch weitere Kreise zur aufmerksamen Antheilnahme angeregt wurden. Der casus belli zwischen den Philosophen hat zur Voraussetzung, dafs den von Kant gegebenen Beweisen für die Apriorität von Raum und Zeit Zustimmung ertheilt wird. Ich habe bereits bekannt, dafs mir diese Zustimmung nicht möglich ist, und ich würde daher schon aus diesem Grunde keine Veranlassung finden, den Gegenstand des Streites hier zu berühren. Aber unter den Physiologen sind einige der entgegengesetzten Ansicht hierin: sie erklären sich, wie z. B. Classen*) völlig damit einverstanden, dafs Kant die Subjectivität und Apriorität der Raumvorstellung bewiesen habe, aber sie finden gleichzeitig Trendelenburg's Ausführungen plausibel, welche die Ausschliefslichkeit zu

*) „Ueber die räumliche Form der Gesichtsempfindung" (Virchow's Archiv, XXXVIII, 1 und 4, und „Gesammelte Abhandlungen über physiologische Optik", Berlin 1868, Hirschwald): ferner von demselben: „Durch welche Hülfsmittel orientiren wir uns über den Ort der gesehenen Dinge?" (v. Græfe's Archiv für Ophthalmologie, 1873, Bd. XIX, 3. Abtheilg.)

bestreiten suchen, die KANT für das Subjective der Anschauungsformen a priori behauptet. Wegen des Interesse also, welches diese Controverse fortfährt zu beanspruchen, erwähne ich noch den zweiten Grund, aus welchem ich mich ihrer Besprechung für überhoben halte. Es ist der, daſs ich überzeugt bin, die streitige Angelegenheit müsse für jeden Unbefangenen, für welchen die Voraussetzung zutrifft, welcher ich nicht entspreche, nämlich die Anerkennung der KANTischen Beweise für die Apriorität von Raum und Zeit, mithin für alle bisherigen Anhänger von TRENDELENBURG sowohl als auch für die von KUNO FISCHER müsse das entscheidende Wort gesprochen sein durch eine Arbeit von EMIL ARNOLDT, welche den Titel hat: „KANT's transscendentale Idealität des Raumes und der Zeit. Für KANT gegen TRENDELENBURG." Der gröſsere Theil dieser Arbeit ist noch während des Lebens von TRENDELENBURG erschienen (1870 und '71), — leider, gleich ihren Schluſstheilen, in der „Altpreuſsischen Monatsschrift" (Bd. VII und VIII), also etwas stark dem Schicksale der Verscharrung Preis gegeben und jedenfalls recht sehr heterotopisch für eine Angelegenheit von nicht provinziellem Charakter. Aber die Abhandlung ist doch immerhin publicirt, ja sie ist trotz ihres zurückgezogenen Daseins doch sogar zu der verständniſsvollen Perception des Englischen Referenten der Londoner „Academy", Mr. EDWARD CAIRD (No. 15, December 15, 1870), gelangt, und ich darf mich daher auf die Leistung berufen als auf eine in der That Abschluſs gebende „für KANT gegen TRENDELENBURG."

Für die Behauptung von der Vereinbarkeit der transscendentalen Idealität nach KANT sowohl mit dem Nativismus als mit dem Empirismus der Physiologie wird es zweckmäſsig sein, die bisher abstract gehaltene Motivirung an einem concreten Beispiele zu prüfen. Ist jene Behauptung richtig, so muſs sich an jedem hergehörigen Falle nachweisen lassen, daſs weder der Nativismus noch der Empirismus durch irgend eine ihrer Consequenzen für oder gegen KANT engagirt werden.

Vorher aber wenden wir uns an das für die physiologischen Parteien gemeinsame Grund-Theorem, an die JOH. MÜLLER'sche Lehre von den specifischen Sinnesenergieen. Für diese Lehre muſs gleichfalls das Gesagte zutreffen.

In analoger Weise wie KANT (I, 493, zu vgl. mit Krit. d. r. V., 1. Aufl., p. 761) „*drei Stadien*" unterscheidet, „*welche die Philosophie zum Behuf der Metaphysik durchzugehen hatte*", nämlich die Stadien des Dogmatismus, des Skepticismus und des Kriticismus der reinen Vernunft, so theilt auch JOH. MÜLLER („Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere" etc. Leipzig, 1826, Cnobloch), „*die Geschichte der physiologischen Lehren über die Sinnesthätigkeit*" (Vorwort, p. VI), sowie auch „*aller anderen Gebiete der Naturforschung*" (l. c. XVII) in „*drei Erkenntniſsstufen*":

„*Die dogmatische, ohne empirische Gewähr, in ihrer höchsten Steigerung zur Mythe führend.*

„*Die empirische, ohne philosophische Grundlage, zur vorläufigen Hypothese führend.*

„*Die theoretische Erkenntniſsstufe, philosophisch und empirisch zugleich, in wechselseitiger Durchdringung, die wahre Theorie aus sich entwickelnd.*" (l. c. XVIII.)

Und ebenso wenig, wie man KANT, ohne ungerecht zu sein, der Selbstüberschätzung beschuldigen kann, wenn er den Beginn des Kriticismus als einer jedenfalls neuen Epoche von da an datirt, wo durch ihn zuerst die Frage aufgeworfen und beantwortet wurde: „*Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?*" — ganz ebenso motivirt, wenn schon nicht unangefochten, bleibt wohl für alle Zeit das Anerkenntniſs, daſs JOH. MÜLLER's Lehre von den specifischen Sinnesenergieen in der That als die Erhebung auf eine neue Erkenntniſsstufe zu beurtheilen ist. JOH. MÜLLER selbst rechnet zwar zu den Männern, welchen der Beginn des dritten Zeitraums, des „physiologischen oder theoretischen", zu danken sei, auch die Arbeiten von GOETHE, HIMLY, TROXLER, STEINBUCH, PURKINJE (l. c. XV). Aber unstreitig ist er es, der, ein Erster in jedem Sinne, der wahrhaft aufklärenden Idee das selbstbewuſste Dasein gegeben hat, und diese wissenschaftliche That höchsten Ranges soll durch ein Aber, das gegen unkritische Interpreten gerichtet ist, ebenso wenig verkleinert werden, wie es aus dem Animus herabsetzender Beurtheilung geschieht, wenn man dem Hinweis auf die unvergängliche Leistung KANT's hinzufügt: aber sie will, kann und soll unser empirisches Wissen niemals bereichern. Derartige Zusätze sind leider in unseren Tagen ganz besonders zeitgemäſs; denn die Gelehrten sind nicht vereinzelt, welche vor distinguirtem Publico sowie nicht minder vor allem Volke das Geschäft des Verwischens von Grenzen zwischen heterogenen Gebieten betreiben. Und so ist es nicht JOH. MÜLLER, durch welchen das folgende Aber motivirt wird, sondern es sind die unfreiwilligen Verdüsterer seines Lichtes,

denen gesagt werden muſs: die durch Joh. Müller uns erreichbar gewordene Erkenntniſsstufe ist eine physiologische und im Sinne des Lehrers eine solche, die empirisch und philosophisch zugleich ist, aber philosophisch im engeren Sinne, d. h. transscendental-philosophisch ist sie nicht; das soll sie auch nach dem Willen des Entdeckers ebenso wenig sein, wie nach Kant's Willen der durch ihn ermöglichte Fortschritt für einen empirisch-philosophischen gelten soll. Wir kommen später auf Joh. Müller's Auffassung von dem Verhältniſs der Physiologie zur Philosophie zurück. Hier handelt es sich nur um die Abgrenzung seiner speciellen Lehre gegen Kant, und zwar zuvörderst desjenigen Theils der Lehre, welcher im Allgemeinen von physiologischen Nativisten und Empiristen gleichmäſsig sanctionirt wird.

Dieser Theil ist formulirt, wenn man sagt: der Sehnerv ist nur einer einzigen Art von unmittelbar bewuſst werdender Gegenwirkung fähig auf jede mögliche Art von Erregung. Nicht nur diejenigen Aetherwellen, welche das Licht im objectiven Sinne sind, bewirken die Lichtempfindung durch ihre Berührung mit der Retina, sondern mechanischer Druck, elektrischer Reiz, pathologischer oder traumatischer Eingriff, respective durch Entzündung oder durch Zerrung und Schnitt, kurz alle möglichen Formen von Erregung werden immer nur beantwortet in e i n e r Qualität der Empfindung: selbst die Durchschneidung des Opticus erzeugt nicht Schmerz, sondern das Phänomen des Blitzes.

Wer die Auffindung dieser höchst fruchtbaren Wahrheit für den bloſsen Erfolg von Erfahrungen hält — und es fehlt nicht an dieser Gattung von „forschenden" Kritikern, — der irrt ganz gewaltig; ihm fehlt es grade an dem Requisit, wodurch an erster Stelle die Entdeckung möglich war: an philosophischem Sinne, an der Befähigung für Ideen, — an erster, wichtigster Stelle und nicht an zweiter; denn die Verwerthung der Erfahrungen ist wichtiger und entscheidender für die innere Bereicherung als die Gröſse des Vorraths an Erfahrungen. Die genannte Theorie war in ihrer Entstehung in weitaus überwiegendem Maſse abhängig von dem Genie Joh. Müller's, nicht ebenso von den Erfahrungen, welche Tausenden vor ihm in weit gröſserer Anzahl mochten bekannt gewesen sein. Doch das betrifft eben die Entstehung der Lehre. Die Anerkennung ihrer bloſsen Richtigkeit hat ganz anderen, ganz flach gelegenen Boden: wir erklären den Inhalt der Theorie nicht deshalb für wahr, weil der erhabene Genius eines Plato eine Art

von Neuschöpfung in fruchtbarer und ewig frischer Nachwirkung damit vollzogen hat, sondern sehr einfach und nüchtern deshalb, weil alle bisherigen Beobachtungen lediglich Bestätigungen dafür geliefert haben, und zwar nicht nur für den speciell das Sehen betreffenden Theil der Lehre, sondern für die ganze, auch die übrigen Empfindungsnerven umfassende Theorie von den specifischen Energieen. Denn auch für die specifische Energie des Gehörnerven ist es kein zwingender Widerspruch, was wir neuerdings von den Brüdern Nussbaumer aus Wien vernehmen.*) Nach den Aussagen derselben liegt bei Beiden gleichmäſsig der merkwürdige Fall vor, daſs objective Klänge auſser der subjectiven Erregung des Gehörs gleichzeitig auch Farbenempfindungen erzeugen, und zwar in der Art, daſs jedem Partialton eines Klanges eine besondere Farbe entspricht, und daſs auſser Weiſs, Schwarz und Roth alle Farben erregt werden können. Dieser Fall ist noch wegen einer anderen, später zu erwähnenden Angabe, welche damit in Zusammenhang steht, sehr interessant; aber um auf Grund dieser wohl singulären oder genauer dualen Erfahrung sogleich Zweifeln an der Wahrheit der Müller'schen Theorie Raum zu geben, dazu gehört doch mindestens ein sanguinisches Temperament von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. Denn es ist ganz gegen alle, nicht nur bewährte, sondern durch das Causalitätsgesetz unserm Geiste sogar unvermeidlich auferlegte Naturbetrachtung, wenn wir es unterlassen, jedes logische und mit der Empirie verträgliche Mittel anzuwenden, wodurch wir befähigt werden, den abnormen einzelnen Fall unter bekannte Gesetze zu subsumiren. Dies Mittel wird uns aber in diesem Falle von der anatomischen Erfahrung ganz nahe gelegt. Es ist durchaus nicht selten, daſs Verbindungen zwischen Organen vorkommen, welche normal unverbunden sind, und wenn auch Commissuren zwischen Opticus und Acusticus ganz besonders ungewöhnlich und schwer vorstellbar sein mögen, so hat doch die hiefür geforderte Annahme sehr viele Analogieen für sich, während eine Abweichung von dem Gesetze der specifischen Energieen ohne Analogie wäre, — vorausgesetzt freilich, daſs man nicht die v. Hartmann'sche Erklärung unterschreiben will: *„die Grunderscheinungen des Mesmerismus oder thierischen Magnetismus sind nachgerade als von der Wissen-*

*) „Ueber subjektive F a r b e n empfindungen, die durch objektive G e h ö r - empfindungen erzeugt werden. Eine Mittheilung nach Beobachtungen an sich selbst: von J. A. Nussbaumer. Stud. phil. in Wien." Wiener Medizinische Wochenschrift, Nr. 1, 2, 3, 1873.

schaft anerkannt zu betrachten" (Philos. des Unbew. 2. Aufl., 1870, p. 140; 5. Aufl., 1873, p. 151), und vorausgesetzt ferner, daſs man zu diesen Grunderscheinungen keinenfalls das Lesen mit Hilfe der Magengegend und dergleichen rechnet. Herr NUSSBAUMER würde daher wohl gethan haben, an dem festzuhalten, was er in folgendem Satze ausspricht:

„*Aus dem Gesagten ist also ersichtlich, daſs die Empfindung eines Tones, eines Klanges, kurz eine jede Gehörempfindung bei mir von einer Lichtempfindung — ich will hier nur sagen — begleitet ist.*"

Nicht nur hier, sondern überall war diese vorsichtige Ausdrucksweise die allein richtige; aber kurz vorher heiſst es von dem besprochenen Sachverhalt, daſs er „*den bisherigen Erfahrungen von der Spezifizität der Sinnesorgane geradezu widerspricht;*" nun, dies ist eben irrthümlich, und ebenso bedarf die folgende Behauptung von Herrn NUSSBAUMER der Einschränkung, wenn sie nicht zu viel sagen soll. Die Stelle lautet:

„*Andererseits steht auch fest, daſs es für jedes Sinnesorgan nur ein demselben adäquates Reizmittel, d. h. nur ein Reizmittel gebe, welches durch diese Organe auf die mit denselben in Verbindung stehenden Nervenfasern Empfindung erregend einzuwirken fähig ist.*"

Die für den Begriff „adäquat" hier gegebene Erklärung ist nicht durchweg zutreffend. Erstens würden danach Elektricität und mechanischer Insult sowie Entzündung auch zu den adäquaten Reizmitteln des Opticus gehören, und zweitens stehen die Aetherschwingungen des objectiven Lichts als „adäquates Reizmittel" des Auges sogar in Bezug auf den Sehnerven selbst den allgemeinen Nerven-Reizmitteln an Wirkungsfähigkeit nach; denn HELMHOLTZ zufolge (Optik, 209) läſst es sich nachweisen, „*daſs die Nervenfasern des Sehnerven innerhalb des Stammes dieses Nerven und innerhalb der Netzhaut von ihnen*" — den Aetherschwingungen des objectiven Lichts — „*ebenso wenig wie die motorischen und sensiblen Nervenfäden der übrigen Nerven erregt werden.*"

Der NUSSBAUMER'sche Fall erinnert beiläufig an eine von GŒTHE erwähnte, in einer Abhandlung von JOH. ANDR. SCHMIDT vorkommende Notiz folgenden Inhalts: „STURM *führt ein Exempel an, daſs ein Blinder die verschiedenen Farben riechen konnte.*" (GŒTHE, Werke in 40 Bänden, 1840. Bd. 39: Geschichte der Farbenlehre, p. 355.) Diese Erfahrung wäre der durch die Brüder

NUSSBAUMER constatirten analog, wenn man die Stelle so verstehen dürfte, daſs der Blinde subjective Farbenempfindung durch den Geruch gehabt habe, aber es sind wohl nicht die Spectralfarben gemeint, welche die Empfindungsdifferenzen erzeugt haben, sondern Pigmentfarben, und ich verstehe die Nachricht so, daſs der Blinde durch besonders gut entwickelte Geruchsnerven befähigt war, chemische Unterschiede zwischen den verschiedenen Pigmentkörpern zu percipiren; hieraus würde nun nicht einmal die Empfänglichkeit seiner Geruchsschleimhaut für Farbenunterschiede folgen, und selbst wenn eine solche Empfänglichkeit dennoch sollte stattgefunden haben, so würde sie erst dann gegen die specifische Energie jener individuellen Olfactorii Etwas aussagen, wenn ausdrücklich constatirt wäre, es seien dem Blinden mittels seiner Nase nicht nur Geruchsempfindungen durch verschiedene Farben erregt worden, sondern ebenso direct wirkliche Lichtempfindungen. Bei dem Fehlen dieser Angaben sind wir berechtigt anzunehmen, daſs auch diese bevorzugte Nase die „Farben", nämlich ihre Träger, nur gerochen, nicht aber gesehen habe. Demnach wird man hoffentlich überzeugt bleiben, daſs der NUSSBAUMER'sche Fall erstens ohne verbürgte Analogie sei, da authentische Merkwürdigkeiten dieser Art in neuer Zeit nicht leicht verborgen geblieben wären, und daſs er zweitens gegen die MÜLLER'sche Lehre direct noch Nichts beweise. Erst dann würde ein Zweifel an dieser Lehre auf Grund der NUSSBAUMER'schen Erfahrung anfangen, motivirt zu sein, wenn dermaleinst ein auf sorgfältigste Untersuchung gestützter Nachweis vorliegen würde, daſs die Annahme einer abnormen Commissur schlechterdings abzuweisen sei. Zu der Möglichkeit eines solchen Nachweises würde freilich auch die Erfüllung der Vorbedingung gehören, daſs die centrale Endigung des Hörnerven ebenso vollständig bekannt wäre, wie sie zur Zeit noch unbekannt ist. Bis dahin bleibt die Theorie von JOH. MÜLLER eine — auch von WUNDT — nicht widerlegte Wahrheit.

Denn in der That, auch der neu erhobene Angriff ändert an der Vollgiltigkeit der MÜLLER'schen Theorie Nichts. In der Hauptsache ist gegen den von WUNDT entwickelten Gedanken besonders dies zu sagen, daſs der Autor ihn für eine „*Widerlegung der Lehre von der specifischen Energie der Sinnesnerven*" hält (s. Grundzüge der physiol. Psychol., Ueberschrift der Seiten 347—353), und daſs er der Ansicht ist, „*die Hypothese von den specifischen Sinnesenergieen*" könne „*nicht mehr gehalten werden*" (ebenda, Vortwort V),

während diese Lehre vielmehr nach wie vor bestehen bleibt und durch die Wundt'sche Auffassung nur eine ganz einleuchtende Erläuterung erhält, von welcher das Wesentliche, wie es einer Erläuterung zukommt, schon in dem Begriffe des zu Erläuternden enthalten ist. Wundt selbst weist darauf hin, dafs er die verbesserte Form der Müller'schen Theorie bereits vorgefunden habe. Er sagt (p. 346): „*Bei den vier Specialsinnen scheint aber die specifische Reizbarkeit nicht sowohl auf einer specifischen Eigenthümlichkeit der Nerven zu beruhen als darauf, dafs jedem der letzteren besondere Endgebilde beigegeben sind, welche die Uebertragung bestimmter Formen der Reizbewegung auf die Nervenenden vermitteln. So hat man denn auch die Lehre in ihrer ursprünglichen Form aufgegeben und, indem man sie durch den Satz von der functionellen Indifferenz der Nerven verbesserte, die specifische Form der Sinnesleistung ausschliefslich auf die Endgebilde in den Sinnesorganen und im Gehirn zurückgeführt.*" Wundt macht es nun sehr wahrscheinlich (p. 349): „*dafs die Schallreizung nur eine besondere Form der intermittirenden Nervenreizung sei, und dafs speciell die Tonempfindung auf einem regelmäfsig periodischen Verlauf der Reizungsvorgänge in den Acusticusfasern selber beruhe.*" . . . . . .

p. 350: „*Was die übrigen Sinnesnerven betrifft, so scheint hier die gröfste Wahrscheinlichkeit dafür obzuwalten, dafs der Erregungsvorgang in ihnen kein periodischer und nicht einmal ein intermittirender sei. Hierfür spricht namentlich die bei denselben vorhandene Nachdauer der Empfindung, welche auf bleibende und allmälig sich ausgleichende Veränderungen durch die Reizung hindeutet.*" . . .
. . . .

p. 350: „*Es lassen sich nämlich zweierlei Arten denken, nach denen sich der Vorgang der Reizung im Nerven ändert. Entweder können die Moleculorvorgänge in ihrer Beschaffenheit ungeändert bleiben, während die periodische Aufeinanderfolge ihrer Zu- und Abnahme wechselt: dies ist der Fall, den wir bei der Schallreizung voraussetzen. Oder es können die Unterschiede des Verlaufs verschwinden, während in der Natur der Molecularvorgänge je nach der Art der Reizung Veränderungen eintreten: dies ist der Fall, den wir bei den chemischen Sinnen vermuthen. Nichts steht dann aber im Wege anzunehmen, dafs in beiden Fällen der Molecularvorgang in der ihm von Anfang an zukommenden Beschaffenheit durch die ganze Nervenfaser bis zum Gehirn sich fortpflanzt, so dafs die schliefslich in den centralen Zellen ausgelösten Processe*

eben nur deshalb verschieden sind und als verschiedene Empfindungen zum Bewufstsein kommen, weil die Molecularvorgänge, die von den Nerven aus in ihnen anlangen, entweder in ihrem periodischen Verlauf, wie bei den Klangempfindungen, oder in ihrer sonstigen Natur, wie bei den Erregungsweisen der chemischen Sinne, sich unterscheiden."

Diese Darstellung lehrt demnach, wie wir uns die äufseren Bedingungen für die specifischen Unterschiede der Empfindungsqualitäten in einer genaueren Detaillirung vorstellen können als bisher, und sicherlich ist diese Belehrung sehr dankenswerth und eine wirkliche Bereicherung unserer hypothetischen Einsicht in den äufseren Mechanismus des ganzen Vorgangs. Aber nur eben in dem Detail des letzten liegt das Neue, nicht etwa in einer vorher unbekannt gewesenen generellen Beurtheilung. Denn dafs die Empfindungs-Unterschiede Functionen seien von der Thätigkeit verschieden geformter Apparate, und dafs man sich unter dieser Thätigkeit nicht etwas Anderes vorzustellen habe als Molecularbewegungen, das mufste wohl für alle diejenigen die zunächst liegende Annahme sein, welche unter dem Eindrucke der bereits allgemein eingebürgerten Lehre standen, dafs die reformirte Anschauung von dem Wesen der verschiedenen Naturkräfte grade in der Zurückführung aller qualitativ verschiedenen Erscheinungen auf Bewegungsunterschiede bestehe. (Die von Mach gegen diese Vorstellung neuerdings erhobene Opposition, welche allerdings eine Stelle aus J. R. Mayer's erster Abhandlung von 1842 für sich hat [s. Mach: die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit. Prag, 1872, Calve], — diese Contre-Revolution ist zu neuen Datums, um an der eben ausgesprochenen Behauptung schon gegenwärtig Etwas ändern zu können, und überdies beruht die Skepsis von Mach nach meinem Ermessen ganz auf der Vermengung empirischer Vorstellungen mit Consequenzen des empirischen Idealismus.)

Die von Wundt aufgestellte Theorie betrifft daher nur den Modus der bereits vor ihm als factisch vorausgesetzten äufseren Bewegungsvorgänge; in diesen konnte seit der Entdeckung des Aequivalenzgesetzes überhaupt nicht die specifische Ursache für die Existenz der verschiedenen Sinnesenergieen gesucht werden, sondern als specifisch, als wirklich qualitativ verschieden konnte man nur die subjectiven Erfolge, nämlich die Empfindungen der verschiedenen Sinne beurtheilen, und über diese Qualitäts-Unterschiede

wird man durch WUNDT's Theorie in noch geringerer Weise aufgeklärt, als es auch seiner eigenen Auffassung nach nur der Fall ist. Die Worte des Autors lauten (p. 553.):

„Doch ist es selbstverständlich, dafs die allgemeine Frage über den Zusammenhang der äufseren Reizform mit der Empfindung durch diese Aenderung des theoretischen Standpunktes nicht berührt wird. Die Empfindung ist zwar, dies läfst sich nicht verkennen, dem äufseren Reiz gewissermafsen näher gerückt, sie steht nicht mehr als eine unbegriffene Energie bestimmter Nervengebiete dem Reiz völlig unabhängig, unberührt von der besonderen Beschaffenheit desselben, gegenüber, sondern sie richtet sich wesentlich nach der letzteren, indem die Qualität der Empfindung ursprünglich nur aus der Einwirkung einer bestimmten Reizform auf die Nervensubstanz hervorgeht. Aber trotzdem wird die Empfindung nicht mit dem äufseren Reiz identisch, sondern sie bleibt die rein subjective Form, in der unser Bewufstsein auf bestimmte Nervenprocesse reagirt. Der wesentliche Unterschied von der Hypothese der specifischen Energie besteht darin, dafs diese die Empfindung lediglich von den Theilen bestimmt sein liefs, in welchen der Reizungsvorgang ablief, während wir in der Form dieses Vorgangs den nächsten Grund für die Form der Empfindung erkennen. Es braucht aber kaum darauf hingewiesen zu werden, dafs diese Anschauung auch die psychologisch begreiflichere ist. Wir können uns sehr wohl vorstellen, dafs unser Bewufstsein qualitativ bestimmt ist durch die Beschaffenheit der Processe, welche in den Organen, die seine Träger sind, ablaufen; es wird uns aber schwer zu denken, wie dieses qualitative Sein nur mit den örtlichen Verschiedenheiten jener Processe veränderlich sein soll. Man müfste mindestens neben den örtlichen noch andere innere Verschiedenheiten annehmen. Dann ist man aber von selbst bei unserer Anschauung angelangt, denn dafs nebenbei die einzelnen Provinzen des Nervensystems in die verschiedenen Functionen sich theilen, leugnen wir keineswegs. Nur haben diese örtlichen Verschiedenheiten für unser Bewufstsein, das sich den Raum und alle räumlichen Beziehungen erst construiren mufs, schwerlich einen ursprünglichen Werth und am allerwenigsten einen solchen, der sich in rein qualitativen Bestimmungen ausdrückt.“

Gegenüber diesen Bemerkungen müssen wir nun eben hervorheben, dafs es durchaus unmotivirt ist, zu meinen, für unser Verständnifs sei die Empfindung durch die Aenderung des theoretischen Standpunktes *„dem äufseren Reiz gewissermafsen näher gerückt“*.

Viel eher gerechtfertigt wäre es, zu sagen: die völlige Unüberbrückbarkeit der Kluft zwischen den beiden Gebieten des Subjectiven und des Objectiven tritt durch die detaillirtere Anschauung der äufseren Vorgänge mit erneuter Klarheit an's Licht. Denn wir haben jetzt ein Mittel, uns die sämmtlichen Bewegungsvorgänge in den Nerven mit bestimmten Merkmalen zu versinnlichen; unserm allgemeinen Begriffe, „Orts- und Lagen-Veränderung der Molecüle,“ sind nun gewisse correspondirende Vorstellungen gegeben, wir können uns nun den continuirlichen Uebergang eines molecularen Vorgangs in einen andern durch ein physisches Geschehen versinnlichen. Trotzdem sind wir nach wie vor ganz unfähig, eine analoge Vermittelung für zwei qualitative Empfindungsunterschiede, wie z. B. zwischen hell und warm, herzustellen, ganz ebenso unfähig, wie wir hiezu waren, nachdem wir gelernt hatten, dafs äufseres Licht und äufsere Wärme nur als Modificationen desselben Vorgangs, nämlich der mechanischen Bewegung, aufzufassen seien. Die blos quantitativen Differenzen zwischen vielen Phänomen-Ursachen in der umgebenden Natur lernen wir mit Hilfe von WUNDT's Theorie auch auf die physischen Vorgänge in den Nerven selbst übertragen, und gleichwohl müssen wir eingestehen, dafs die differenten psychischen Erscheinungen ihren discontinuirlichen Charakter mit gleicher Entschiedenheit behaupten wie vorher. Die Unbegreiflichkeit der Empfindungsphänomene ist also eher gesteigert als vermindert; es hat die Aussichtslosigkeit zugenommen, eine Uebereinstimmung oder ein ableitbares Verhältnifs aufzufinden zwischen specifischen Unterschieden der Empfindung und nicht specifischen Unterschieden von Bewegungsformen. Wenn WUNDT sagt: *„Es braucht aber kaum darauf hingewiesen zu werden, dafs diese Anschauung auch die psychologisch begreiflichere ist. Wir können uns sehr wohl vorstellen, dafs unser Bewufstsein qualitativ bestimmt ist durch die Beschaffenheit der Processe, welche in den Organen, die seine Träger sind, ablaufen,“* so wäre dies nur dann richtig, wenn man an gleichfalls qualitativ verschiedene Processe in den Organen denken dürfte. Da dies nicht der Fall ist, so ist die Anschauung psychologisch nicht begreiflicher geworden, sondern im Gegentheil, ihre Unbegreiflichkeit ist neu befestigt. Auch ist es nicht richtig, dafs man „nur“ die örtlichen Verschiedenheiten für Ursachen der qualitativ verschiedenen Empfindungen gehalten habe. Die causa proxima des Empfindens als eines vitalen Processes ist vielmehr nur denkbar als eine Thätigkeit; die Form dieser Thätigkeit wird und

wurde erst ihrerseits als abhängig gedacht von der Form des Theils oder seiner „örtlichen Verschiedenheit“, und man hat allerdings auch vor Wundt als ganz selbstverständlich „neben den örtlichen noch andere innere Verschiedenheiten“ angenommen. Hiefür giebt merkwürdiger Weise Wundt selbst an einer anderen Stelle seines Werkes einen sehr kräftigen Beleg, und zwar in der Anmerkung auf p. 332, woselbst er anführt, dafs Thomas Young bereits 1807 bei seiner Hypothese über die Gesichtsempfindungen „*von der Vorstellung ausging, das Licht bringe in der Netzhaut eine vibrirende Bewegung hervor, deren Geschwindigkeit von der Beschaffenheit der vibrirenden Theilchen abhänge.*“ Wenn sich auch Wundt gegen das Detail dieser Hypothese erklärt, so beweist doch ihre blofse Existenz seit dem Jahre 1807, dafs man eben schon seit langer Zeit das causal Wesentliche der Leistung sensibler Nerven in der Thätigkeit der percipirenden Elemente gesucht hat und nicht blos in ihren „örtlichen Verschiedenheiten“. Und diese Anschauung gerieth nicht etwa nach Young in Vergessenheit, sondern sie ist im Gegentheil die geläufige geblieben. Z. B. sagt Aubert (Physiologie der Netzhaut, Breslau, 1865, Morgenstern, p. 5): „*es ist nicht zu bezweifeln, dafs die Bewegungen des Lichtäthers, insofern sie eine Empfindung erregen, nur bis zu der Stäbchenschicht der Netzhaut dringen, von da an aber eine andere, den Nerven eigenthümliche, uns nicht weiter bekannte Art der Bewegung oder Leitung eintritt.*“ Aber obgleich es hienach für Aubert ganz selbstverständlich ist, die Lichtempfindung von einer besonderen Bewegungsform abhängig zu denken, nicht blos von einer besonderen „örtlichen Verschiedenheit“, so ist doch für ihn der Zusammenhang zwischen Bewegung und Empfindung nicht im Mindesten damit aufgeklärt; denn (§ 54, p. 106): „*Die Farbenempfindung ist ebenso wie die Lichtempfindung ein Vorgang sui generis. Worauf derselbe beruht, wissen wir nicht; denn dafs die von der Physik angenommenen Lichtwellen verschiedene Form und Länge haben, demnach also wohl geeignet sein können, verschiedene Einwirkungen auf unser Gesichtsorgan hervorzubringen, ist nur die eine Seite des ganzen Prozesses; die andere Seite, dafs unser Empfindungsorgan auf diese verschiedenen Einwirkungen in einer besonderen Weise reagirt, bleibt unerklärlich.*“ Die gleichfalls hergehörigen Ermittelungen von Dewar und Mc Kendrick, durch welche es wahrscheinlich gemacht wird, dafs „*die specifische Wirkung des Lichts auf das Auge darin besteht, die elektromotorische Kraft der Netz-*

haut und des Sehnerven zu verändern“ — werden im fünften Abschnitte dieser Schrift noch näher erwähnt werden. Diese Arbeiten geben der hypothetischen Vorstellung von Wundt und Anderen über die in den Nerven stattfindende Molecularbewegung eine experimentelle Bestätigung, lassen aber natürlich gleichfalls die Theorie von den specifischen Energieen ganz unberührt. Dasselbe würde auch für die Versuchsresultate gelten, welche Philipeaux und Vulpian früher veröffentlicht haben, und auf die sich Wundt besonders beruft. (Grundzüge der physiol. Psych., p. 227.) Doch hier hat sich die Sache seitdem noch ungünstiger für Wundt gestellt; denn selbst die Möglichkeit für seine Deutung ist in Bezug auf einen der Hauptversuche von Vulpian selbst beseitigt worden. Wundt findet (l. c. p. 226), „*dafs die Experimentalphysiologie der Lehre von der specifischen Energie selbst in jener einfacheren Form, in der ihr innere Unwahrscheinlichkeit nicht vorgeworfen werden kann, den Boden entzogen hat*“. Die einfachere Form ist nämlich die, (ebenda) „*dafs jeder Nerv entweder motorisch oder sensibel sei und im letztern Fall in einer der fünf Sinnesqualitäten (Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl) auf Reize reagire*“. Dafs nun auch zwischen motorischen und sensiblen Nerven „*die Verschiedenheit ihrer Leistung lediglich in den Stätten ihrer peripherischen und centralen Endigung, nicht aber in specifischen Eigenschaften der Nerven selbst ihren Grund habe*“, — das wurde bestätigt (l. c. p. 227) „*durch Versuche, in denen man die Durchschnittsenden verschiedenartiger Nerven mit einander verheilte, und wo es nun gelang durch Reizung eines sensiblen Nerven directe Muskelzuckung, durch Reizung eines motorischen Empfindung hervorzubringen.*“ Dies sind nun eben die Versuche von Philipeaux und Vulpian, und für einen der wichtigsten dieser Versuche hat Vulpian vor Kurzem festgestellt, dafs die Deutung des Ergebnisses auf einer Täuschung beruht habe. Er und Philipeaux hatten das centrale Ende des Lingualis und das peripherische des Hypoglossus zusammengeheilt und hierauf Bewegungen der Zunge durch Reizung des Lingualis erzielt. Durch Vulpian's neuere Untersuchung hat sich aber herausgestellt, dafs dieser Erfolg dem Umstande mufs zugeschrieben werden, dafs Fasern der Chorda tympani, die sich mit dem Lingualis vereinigen, undurchschnitten geblieben waren. Achte man bei dem Versuche darauf, dafs diese motorischen Chorda-Fasern vollständig mitdurchtrennt werden, so erhalte man durch Reizung des Lingualis keine

wurde erst ihrerseits als abhängig gedacht von der Form des Theils oder seiner „örtlichen Verschiedenheit“, und man hat allerdings auch vor WUNDT als ganz selbstverständlich „neben den örtlichen noch andere innere Verschiedenheiten“ angenommen. Hiefür giebt merkwürdiger Weise WUNDT selbst an einer anderen Stelle seines Werkes einen sehr kräftigen Beleg, und zwar in der Anmerkung auf p. 332, woselbst er anführt, daſs THOMAS YOUNG bereits 1807 bei seiner Hypothese über die Gesichtsempfindungen „*von der Vorstellung ausging, das Licht bringe in der Netzhaut eine vibrirende Bewegung hervor, deren Geschwindigkeit von der Beschaffenheit der vibrirenden Theilchen abhänge.*“ Wenn sich auch WUNDT gegen das Detail dieser Hypothese erklärt, so beweist doch ihre bloſse Existenz seit dem Jahre 1807, daſs man eben schon seit langer Zeit das causal Wesentliche der Leistung sensibler Nerven in der Thätigkeit der percipirenden Elemente gesucht hat und nicht blos in ihren „örtlichen Verschiedenheiten“. Und diese Anschauung gerieth nicht etwa nach YOUNG in Vergessenheit, sondern sie ist im Gegentheil die geläufige geblieben. Z. B. sagt AUBERT (Physiologie der Netzhaut, Breslau, 1865, Morgenstern, p. 5): „*es ist nicht zu bezweifeln, daſs die Bewegungen des Lichtäthers, insofern sie eine Empfindung erregen, nur bis zu der Stäbchenschicht der Netzhaut dringen, von da an aber eine andere, den Nerven eigenthümliche, uns nicht weiter bekannte Art der Bewegung oder Leitung eintritt.*“ Aber obgleich es hienach für AUBERT ganz selbstverständlich ist, die Lichtempfindung von einer besonderen Bewegungsform abhängig zu denken, nicht blos von einer besonderen „örtlichen Verschiedenheit“, so ist doch für ihn der Zusammenhang zwischen Bewegung und Empfindung nicht im Mindesten damit aufgeklärt; denn (§ 54, p. 106): „*Die Farbenempfindung ist ebenso wie die Lichtempfindung ein Vorgang sui generis. Worauf derselbe beruht, wissen wir nicht; denn daſs die von der Physik angenommenen Lichtwellen verschiedene Form und Länge haben, demnach also wohl geeignet sein können, verschiedene Einwirkungen auf unser Gesichtsorgan hervorzubringen, ist nur die eine Seite des ganzen Prozesses; die andere Seite, daſs unser Empfindungsorgan auf diese verschiedenen Einwirkungen in einer besonderen Weise reagirt, bleibt unerklärlich.*“ Die gleichfalls hergehörigen Ermittelungen von DEWAR und MC KENDRICK, durch welche es wahrscheinlich gemacht wird, daſs „*die specifische Wirkung des Lichts auf das Auge darin besteht, die elektromotorische Kraft der Netzhaut und des Sehnerven zu verändern*“ — werden im fünften Abschnitte dieser Schrift noch näher erwähnt werden. Diese Arbeiten geben der hypothetischen Vorstellung von WUNDT und Anderen über die in den Nerven stattfindende Molecularbewegung eine experimentelle Bestätigung, lassen aber natürlich gleichfalls die Theorie von den specifischen Energieen ganz unberührt. Dasselbe würde auch für die Versuchsresultate gelten, welche PHILIPEAUX und VULPIAN früher veröffentlicht haben, und auf die sich WUNDT besonders beruft. (Grundzüge der physiol. Psych., p. 227.) Doch hier hat sich die Sache seitdem noch ungünstiger für WUNDT gestellt; denn selbst die Möglichkeit für seine Deutung ist in Bezug auf einen der Hauptversuche von VULPIAN selbst beseitigt worden. WUNDT findet (l. c. p. 226), „*daſs die Experimentalphysiologie der Lehre von der specifischen Energie selbst in jener einfacheren Form, in der ihr innere Unwahrscheinlichkeit nicht vorgeworfen werden kann, den Boden entzogen hat*“. Die einfachere Form ist nämlich die, (ebenda) „*daſs jeder Nerv entweder motorisch oder sensibel sei und im letztern Fall in einer der fünf Sinnesqualitäten (Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl) auf Reize reagire*“. Daſs nun auch zwischen motorischen und sensiblen Nerven „*die Verschiedenheit ihrer Leistung lediglich in den Stätten ihrer peripherischen und centralen Endigung, nicht aber in specifischen Eigenschaften der Nerven selbst ihren Grund habe*“, — das wurde bestätigt (l. c. p. 227) „*durch Versuche, in denen man die Durchschnittsenden verschiedenartiger Nerven mit einander verheilte, und wo es nun gelang durch Reizung eines sensiblen Nerven directe Muskelzuckung, durch Reizung eines motorischen Empfindung hervorzubringen.*“ Dies sind nun eben die Versuche von PHILIPEAUX und VULPIAN, und für einen der wichtigsten dieser Versuche hat VULPIAN vor Kurzem festgestellt, daſs die Deutung des Ergebnisses auf einer Täuschung beruht habe. Er und PHILIPEAUX hatten das centrale Ende des Lingualis und das peripherische des Hypoglossus zusammengeheilt und hierauf Bewegungen der Zunge durch Reizung des Lingualis erzielt. Durch VULPIAN's neuere Untersuchung hat sich aber herausgestellt, daſs dieser Erfolg dem Umstande muſs zugeschrieben werden, daſs Fasern der Chorda tympani, die sich mit dem Lingualis vereinigen, undurchschnitten geblieben waren. Achte man bei dem Versuche darauf, daſs diese motorischen Chorda-Fasern vollständig mitdurchtrennt werden, so erhalte man durch Reizung des Lingualis keine

Zungenbewegung. (VULPIAN: Note sur de nouvelles expériences rélatives à la réunion bout à bout du nerf lingual et du nerf hypoglosse. Archives de physiologie etc. Paris, 1873. 597—602. Compt. rend. 1874. No. 4. 250—254. — Centralblatt für die medicinischen Wissenschaften. No. 19, d. 18. April, 1874.)

Aus dem Irrthume WUNDT's über die bisherige Auffassung von den Bedingungen für das Zustandekommen der specifischen Energieen erklärt sich auch eine andere Unrichtigkeit in seinen Behauptungen. Nachdem er darauf aufmerksam gemacht hat, dafs gewisse Erfahrungen sich nach seiner Hypothese „*unmittelbar aus der Anpassungsfähigkeit der Nervensubstanz*“ erklären, sagt er, die bisherige Lehre von der specifischen Energie (p. 352) „*mufs annehmen, jedes Sinneselement bewahre seine eigenthümliche Function unverändert durch alle Zeiten der Entwicklung. Denn sollte sich etwa die eine Form der Function aus der andern hervorgebildet haben, so wäre sie eben keine specifische mehr. Sollten also die Fähigkeiten des Hörens, Sehens, überhaupt die höheren Sinnesverrichtungen irgend einmal im Thierreich entstanden sein, so wäre dies nur auf dem Weg einer vollständigen Neuschöpfung der betreffenden Nervenelemente möglich, nie aber auf dem der Entwicklung aus niedereren Sinnesformen. Hierdurch setzt sich die Lehre von der specifischen Energie in directen Widerspruch mit der Annahme einer Entwicklung der organischen Wesen, während die Hypothese der Anpassung der Reizvorgänge an den Reiz nur als die besondere Form erscheint, welche die Entwicklungstheorie in Bezug auf die Entwicklung der Sinne nothwendig gewinnen mufs.*“ Dafs die Annahme „einer vollständigen Neuschöpfung der betreffenden Nervenelemente“ bereits vor WUNDT vermieden ist, lehrt folgende Stelle aus DARWIN's Werk „On the origin of Species“ (London, 1860). Daselbst sagt DARWIN (p. 187):

. . . . . „*but J may remark that several facts make me suspect that any sensitive nerve may be rendered sensitive to light, and likewise to those coarser vibrations of the air which produce sound.*“*) Also auch ohne alle detaillirte Anschauung von den Molecularvorgängen war es möglich, an der Entwicklungscontinuität in der

. . . . *) ich möchte aber bemerken, dafs verschiedene Thatsachen mich vermuthen lassen, es könne jeder sensible Nerv für Licht empfindlich werden und ebenso auch für jene gröberen Schwingungen der Luft, welche Schall erzeugen.

vorliegenden Frage festzuhalten. Diese Continuität aber bezieht sich selbstverständlich auf das Schicksal von Nervengebilden in einer Kette von Organismen, welche sich über geologische Zeiträume hin erstreckt, nicht auf einen individuellen Nerven in einem fertigen Organismus, und für das Einzelwesen wird damit Nichts ausgesagt, was gegen die alte MÜLLER'sche Lehre spräche. Diese bleibt, was sie sein will: eine Wahrheit, welche nur für das individuelle Leben Geltung hat. Trotz dieser beschränkten Sphäre aber ist sie gleichzeitig eine Wahrheit, deren Bedeutung nicht lediglich reducirt ist auf das Gebiet der niederen Empirie, das heifst: auf das Gebiet unverbundener Einzelerscheinungen, sondern sie ist eine Wahrheit von empirisch-philosophischem Werthe; denn sie befähigt zu Gedanken über das Wesen des Lebens, der Organisation, der lebendigen Natur. Diese Wahrheit ist also nicht nur empirisch: sie ist verwerthbar für etwas viel Höheres, als es die sinnliche Welt ist, nämlich für unsere Auffassung von den Principien, welche in dem Wahrnehmbaren ausgewirkt sind; aber dieselbe Wahrheit ist empirisch: ein Theil ihres Ursprungs, nicht der edlere, aber ein unentbehrlicher Theil und vollends ihre Anerkennung ganz und gar ist gebunden an die sinnlich wahrnehmbare Welt; es ist folglich nicht eine transscendentale Wahrheit, sie hat den Charakter apodiktischer Nothwendigkeit und Allgemeinheit nicht. Es ist eine Wahrheit, welche an Sicherheit höchstens dem Satze gleichkommt, dafs alle Menschen sterben müssen.

An die empirische Natur dieses Satzes knüpft HELMHOLTZ sehr instructive Bemerkungen, solche, die den fundamentalen Unterschied der hier zur Geltung kommenden Auffassungen gut beleuchten, und ich theile deshalb die Stelle in extenso mit. Sie lautet (Optik, p. 451):

„*Es giebt vielleicht kein Ergebnifs blofser Beobachtung, welches sich so ausschliefslich richtig erwiesen hat, als der vorher als Beispiel gebrauchte allgemeine Satz, dafs alle Menschen, ehe sie ein gewisses Alter überschritten haben, sterben. Es ist unter vielen Millionen von Menschen kein Ausnahmsfall vorgekommen. Wäre einer vorgekommen, so würden wir annehmen dürfen, dafs wir Nachricht davon hätten. Unter den Verstorbenen befinden sich Individuen, die in den verschiedensten Klimaten, von den verschiedensten Nahrungsmitteln gelebt und die verschiedensten Beschäftigungen gehabt haben. Dessen ungeachtet kann man nicht sagen, dafs die Behauptung, alle Menschen müssen sterben, denselben Grad von*

Sicherheit habe, wie irgend ein Satz aus der Physik, dessen Consequenzen mit der Erfahrung in vielfachen Modificationen genau experimentell verglichen sind. Für das Sterben der Menschen kenne ich den Causalnexus nicht. Ich weiſs nicht die Ursachen anzugeben, welche die Alterschwäche unabweichlich herbeiführen, wenn keine gröbere äuſsere Schädlichkeit dem Leben früher ein Ende gemacht hat. Ich habe mich nicht durch Experimente überzeugen können, daſs, wenn ich jene Ursachen wirken lasse, Altersschwäche unausbleiblich eintritt, und daſs sie nicht eintritt, wenn ich jene Ursachen ihres Eintritts beseitige. Ich kann Jemandem, der gegen mich behauptet, daſs unter Anwendung gewisser Mittel das Leben des Menschen unbestimmt lange erhalten bleiben würde, zwar den äuſsersten Grad der Ungläubigkeit entgegensetzen, aber keinen absoluten Widerspruch, wenn ich nicht weiſs, daſs wirklich Individuen unter den von ihm bezeichneten Umständen gelebt haben und schlieſslich doch gestorben sind. Wenn ich dagegen behaupte, daſs alles flüssige Quecksilber, wenn es ungehindert ist, durch Wärme sich ausdehnt, so weiſs ich, daſs höhere Temperatur und Ausdehnung des Quecksilbers, so oft ich sie zusammen beobachtet habe, nicht blos auf der Wirkung einer unbekannten gemeinsamen dritten Ursache beruht haben, wie ich im Falle bloſser Beobachtungen glauben könnte, sondern ich weiſs durch den Versuch, daſs die Wärme für sich hinreichte, auch die Ausdehnung hervorzubringen. Ich habe Quecksilber öfters erwärmt, zu verschiedenen Zeiten. Ich habe mir dabei nach eigenem Willen die Augenblicke gewählt, wo ich den Versuch beginnen wollte. Wenn also dabei das Quecksilber sich ausdehnte, so muſste die Ausdehnung bedingt sein durch diejenigen Umstände, welche ich durch meinen Versuch herbeigeführt hatte. Ich weiſs dadurch, daſs die Erwärmung an sich ausreichender Grund für die Ausdehnung war, und daſs keine anderen verborgenen Einflüsse weiter nöthig waren, um sie hervorzubringen. Durch verhältniſsmäſsig wenige, gut angestellte Versuche bin ich im Stande, die ursächlichen Bedingungen eines Ereignisses mit gröſserer Sicherheit festzustellen, als durch millionenfache Beobachtung, bei welcher ich die Bedingungen nicht habe beliebig verändern können. Wenn ich z. B. die Ausdehnung des Quecksilbers nur gesehen hätte an einem mir unzugänglichen Thermometer in einem Orte, dessen Luft bei jeder Temperatur mit Feuchtigkeit gesättigt blieb, so hätte ich fragen müssen, dehnt sich das Quecksilber durch die Wärme aus, oder durch die Feuchtigkeit. Erst der Versuch, ob bei gleichbleibender Wärme Veränderung der Feuchtigkeit, ob bei gleichbleibender Feuchtigkeit Veränderung der Wärme das Volumen des Quecksilbers verändere, konnte Aufschluſs geben.

„Dieselbe groſse Bedeutung nun, welche das Experiment für die Sicherheit unserer wissenschaftlichen Ueberzeugungen hat, hat es auch für die unbewuſsten Inductionen unserer sinnlichen Wahrnehmungen. Erst indem wir unsere Sinnesorgane nach eigenem Willen in verschiedene Beziehungen zu den Objecten bringen, lernen wir sicher urtheilen über die Ursachen unserer Sinnesempfindungen, und solches Experimentiren geschieht von frühester Jugend an ohne Unterbrechung das ganze Leben hindurch“.

Gegen diese Darlegung ist mir folgender Einwand unabweislich. Wenn ich mich zwei Vorstellungen gegenüber prüfe, welche sich auf die von Helmholtz gewählten Beispiele beziehen, so kann ich es nicht bestätigen, daſs jedem durch Experimente festgestellten Urtheile ein höherer Grad von Sicherheit zukomme als jedem nicht experimentellen Erfahrungssatze. Die Nachricht von der Existenz eines auch nur dreihundert Jahre alten lebenden Menschen würde ich mit einem weit höheren Grade von Ungläubigkeit aufnehmen als die Nachricht von einem Quantum Quecksilber, welches sich durch Wärme nicht ausdehnen lieſse. Und zwar würde meine gröſsere Skepsis für den ersten Fall, ganz abgesehen von allen anderen Gründen, schon darauf allein beruhen, daſs ich die Vorstellung von einem über zweihundert Jahre lebenden Menschen noch weniger realisirbar finde als die Vorstellung eines abnormen Quecksilbers. Die Association zwischen der Vorstellung Mensch und dem Begriffe Sterbenmüssen vor dem Ablaufe von dreihundert Jahren ist für mich unlöslicher als die Verbindung zwischen dem vorgestellten Quecksilber und dem Begriffe Abhängigkeit des Volumens von der Intensität der Wärme. Gleichwohl erkenne ich an, daſs mir das normale Verhalten des Quecksilbers viel begreiflicher ist als die Thatsache der Sterblichkeit. Die thermischen Erscheinungen am Quecksilber sind nur specielle Manifestationen von Gesetzen, deren Wirksamkeit so weit über alles Körperliche verbreitet ist, daſs Ausnahmen, wie sie z. B. an Wasser, Wismuth, Kautschuk und geschmolzenem Glase constatirt sind, eine analoge Interpretation schon a priori für sich haben wie die vorhin bei dem Nussbaumer'schen Falle geltend gemachte: man bleibt überzeugt, daſs diese und ähnliche Ausnahmen nur scheinbare seien, und daſs eine vollständige Kenntniſs aller concurrirenden Bedingun-

gen dahin führen müsse, die allgemeinen Wärme-Gesetze auch mit den anscheinend widergesetzlichen Phänomenen in Uebereinstimmung zu finden. Der Causalnexus für die gewöhnlichen Erfahrungen am Quecksilber hat einen weitaus reichhaltigeren und dabei einheitlich verbundenen Boden von Thatsachen als das Factum der Sterblichkeit, für welches man vergebens nach einem sonst wirksamen Naturprincip sucht. Trotzdem ist mir die Sicherheit, d. h. die Ueberzeugung von der Constanz des unverständlicheren Erfahrungssatzes nicht nur nicht geringer, sondern sogar gröfser als die Sicherheit einer dem Experimente und einer sehr entwickelten Theorie zugänglichen Thatsache.

Man darf daher meines Erachtens nicht behaupten, dafs Begreiflichkeit und Sicherheit in grader Proportion zueinander stehen, sondern jene hängt ab von der Zurückführbarkeit auf bekannte einfachere Thatsachen von gröfserer Allgemeingiltigkeit, diese von der Vertrautheit mit dem Phänomen, wie sie durch die Häufigkeit des Vorkommens entsteht, besonders wenn das subjective, praktische Interesse dafür es bewirkt hat, dafs wir die Association mit anderen Vorstellungen sehr oft erneuen und uns auf diese Weise die Gewifsheit von der Richtigkeit stark einprägen. Denn obgleich wir, um bei dem Beispiele zu bleiben, die Wahrnehmung des unter dem Wärmeeinflusse stehenden Quecksilbers viel häufiger machen als die unmittelbare Wahrnehmung des Sterbens, so ist doch schon die vermittelte Erfahrung über die Sterblichkeit in so viel näherer Beziehung zu lebhaften Interessen, dafs wir viel öfter Veranlassung haben, mit der Wahrnehmung des Lebens die Vorstellung des Sterbens eindruckvoll zu verbinden als mit der Vorstellung Quecksilber den Wärmeeinflufs. Wäre es wirklich der Fall, dafs stets die gröfsere Sicherheit mit der gröfseren Einsicht verbunden wäre, so müfste z. B. der Astronom unserer Zeit für die Dauer seines Lebens von der Unveränderlichkeit des Wechsels von Tag und Nacht sehr viel lebhafter überzeugt sein als der Nomade; denn der Vorgang ist ihm verständlicher, er weifs allgemeinere Ursachen dafür anzugeben. Es erscheint aber doch wohl empirisch-unpsychologisch, dies und vieles Aehnliche wirklich anzunehmen. Denn mit Unrecht würde man dagegen anführen, dafs es in der That die Ununterrichteten sind, welche z. B. das Stillstehen der Sonne auf das Geheifs von Josua für historisch halten; eine gröfsere Kenntnifs der Naturgesetze kann den Wunderglauben zwar sehr erschweren, unmöglich machen kann sie ihn aber nicht,

und wir finden daher unter exacten Naturforschern nicht nur in England, sondern auch anderswo Bibelgläubige, Anhänger des Spiritismus und des Od etc. etc., sowie andrerseits auch unter ganz ungeschulten Menschen vollkommen Bibel-Ungläubige und Spötter über allen Mysticismus angetroffen werden; entscheidend sind hier viel eher Anlagen der Phantasie und des Gemüths als des Intellects, insofern specifisch psychologische Unterschiede dem differenten Urtheilen zu Grunde liegen. Doch giebt es auch eine Sorte von Hyperexactheit, welche ganz ohne Betheiligung von Gemüth und Phantasie ähnlicher Excesse fähig ist, wie wir sie sonst nur vom Mysticismus erwarten. Dahin gehört z. B. die stille Hoffnung mancher unbedingten Darwinianer, der Mensch werde es im Dauerlaufe der Zeit doch wohl noch zu einer Durchschnittzahl von circa 10,000, wenn nicht zu unendlich viel Lebensjahren pro Kopf bringen. Mit diesen Biologen, die übrigens, wie mir bekannt ist, gelegentlich die Rolle eines deutschen Professors tragiren, läfst sich ganz ebenso wenig streiten wie mit den frommen Leugnern des Systems von COPERNICUS, und ich gestehe, dafs ich durch meine Worte nur mit solchen Lesern Rapport suche, welche gleich mir durch jene gloriosen Consequenzen des Darwinismus lediglich zur Heiterkeit gestimmt werden. An den „Paracelsi redivivi", von welchen LOBECK in einer seiner Reden spricht, wird es eben voraussichtlich nie fehlen. „*Quid jam*", sagt LOBECK, „*de arte medica loquar, quam Theophrastus Paracelsus bellissimis fabulis instruxit et Paracelsi redivivi sic exornare pergunt, ut mythologorum mendacissimos longe post se relinquant.*" (Auswahl aus LOBECK's akademischen Reden. Berlin, 1865, Weidmann, p. 170.)

Freilich war es selbst dem hohen Geiste LOBECK's nicht immer gegeben, mit Gelassenheit zu sehen, wie „*die antisokratische Kunst alles zu wissen und zu erklären*" geübt wurde. Denn nachdem er 1826 der frohen Hoffnung Raum gegeben hatte, es werde diese Kunst durch HERMANN's „*lichtvolle, überzeugende Darstellung ihrer Schwäche auf längere Zeit in ihrem Fluge gehemmt sein*" (Mittheilungen aus LOBECK's Briefwechsel, herausgegeben von L. FRIEDLÄNDER. Leipzig, 1861, TEUBNER, p. 89), so vernehmen wir doch 18 Jahre später die in feierlicher Stunde ausgesprochene Klage über das gleiche Uebel aus demselben Munde. In der Festrede beim dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Königsberg (30. August 1844) sagt LOBECK (Mitthl., p. 223):

„Und mit diesen Antipathien verbindet sich ein drittes, gleich mächtiges, gleich feindliches Element. Das ist der Pharisäismus der Wissenschaft, die Heuchelei genialer Erleuchtung, welche den Resultaten ernster Forschung das Gaukelwerk spielender Kombinazionen entgegen stellt, und statt des wissenschaftlich Erkennbaren die ewigen Räthsel der Natur, die verblichenen Hieroglyphen der Vorwelt, die Tiefen des Geisterreichs zu ergründen strebt.“

Für die Betrachtung der philosophischen Dignität, welche wir der Theorie von den specifischen Sinnesenergieen beizumessen haben, ergiebt sich nun aus dem vorhin Gesagten, mögen wir die in der Theorie ausgesprochene Thatsache für ein Ergebniſs bloſser Beobachtung ansehen, oder mögen wir sie für einen experimentell zu stützenden Satz erklären, dieses: sie bleibt in jedem Falle eine auf empirischer Grundlage ruhende Erkenntniſs, an Sicherheit jeder experimentellen gleich, an Verständlichkeit nur quantitativ unterschieden von den best fundirten experimentellen Thatsachen der Physik. Denn, angenommen, die letzten werden einmal sämmtlich eine so vollendete Behandlung mit rein mathematischer Methode ermöglichen, wie man es gegenwärtig bereits von den mechanischen Thatsachen rühmt, dergestalt, daſs für die Zukunft nur die deductive, von neuen Beobachtungen unabhängige Bearbeitung der Probleme übrig bliebe: dennoch wäre nach wie vor die Basis für alle auf Erscheinungen der Natur angewandte Thätigkeit der Mathematik ein nicht ohne sinnliche Beobachtung erlangter, ein empirischer Besitz, und homogen der Basis bleibt auch der kühnste Bau, den sie zu tragen hat: die Sphäre des Empirischen kann er nie überragen. Das Princip des Experimentirens spricht Helmholtz (Optik, p. 452) so aus: *„Wir verändern einen Theil der Bedingungen, unter denen das Object wahrgenommen wird, aus eigenem Antrieb und eigener Machtvollkommenheit.“* Mag es nun also theoretisch auch denkbar sein, daſs die gesammte Physik eines Tages zu dem hohen Standpunkte gelangte, daſs die Veränderungen für die Bedingungen objectiven Wahrnehmens erschöpft wären, so daſs aller fernere Fortschritt allein der sicheren Führung der Mathematik anheimgestellt bliebe: es wäre dennoch Nichts daran geändert, daſs alle physikalisch-mathematische Erkenntniſs ein Product ist, dessen einer Factor die ursprünglich sinnliche Beobachtung, die Empirie bleibt. Halten wir also daran fest, daſs die für Nativisten und Empiristen gemeinsame Grundlage, die Müller'sche Theorie von den specifischen Sinnesenergieen, eine

empirische Thatsache ausspricht, so werden sich auch die folgenden beiden Punkte an jedem hergehörigen speciellen Discussionsobjecte wiederfinden lassen:

1) Aus der empirischen Natur der zu Grunde liegenden Theorie folgt nicht, daſs die von ihr abhängigen Sätze eine geringere Sicherheit haben müssen, als sie den Folgerungen auf irgend einem anderen Gebiete der Naturwissenschaft, exclusive der Geometrie und Stereometrie, zukommt.

2) Wenn es demnach auch möglich ist, daſs Nativisten sowohl als Empiristen zu gleicher Sicherheit gelangen können wie andere exacte Forscher, so ist es doch unmöglich, daſs ihrem Wissen jemals der Charakter apodiktischer Nothwendigkeit und Allgemeinheit zukommen kann. Dieser bleibt vielmehr ein ausschlieſsliches Attribut der nicht angewandten Mathematik und der Transscendentalphilosophie.

Den zweiten dieser Sätze wollen wir nun an einem concreten Beispiele in der Weise prüfen, daſs wir die Stellung des transscendentalen Idealismus sowohl zur nativistischen als zur empiristischen Theorie in Erwägung ziehen. Das Regulativ der Prüfung ist das oben angegebene: wenn der Satz richtig ist, so müssen es die Physiologen nur mit geformten, daſs heiſst: räumlich oder zeitlich bereits angeordneten Vorstellungen zu thun haben, die Anordnung mag präcis sein oder beliebig undeutlich, wenn sie nur überhaupt den Charakter des zur Erscheinung gekommenen Räumlichen hat, während es sich für den Philosophen nur um die Bedingungen für das Zustandekommen solcher Vorstellungen handelt.

Einer der physiologischen Streitpunkte betrifft die Deutung von der Lage des Bildes auf der Retina, in welchem die Anordnung von Oben und Unten, Rechts und Links die umgekehrte ist wie von den abgebildeten Dingen, eine Deutung, welche wir richtig ausführen, obgleich wir durch das thätige Organ selbst niemals unmittelbar von der Verschiedenheit dieser Anordnungen Etwas erfahren.

Nach der Auffassung des Nativismus theilt die Retina gleich das erste Mal, sobald sie durch Licht erregt wird, dem Bewuſstsein mit, von woher der Strahl gekommen war: die Theile der Retina, welche am äuſseren Augenwinkel liegen, geben also bei ihrer Erregung nicht nur eine Lichtempfindung, sondern auſserdem erstens ein Zeichen für den Ort, an dem sie sich befinden, zweitens damit verbunden die Gewiſsheit, daſs die Ursache der Erregung in der

Richtung des Nasenrückens liege. Der Empirist hingegen findet es plausibler, dafs die in der Gegend des äufseren Augenwinkels von Lichtstrahlen getroffene Netzhautstelle nur zweierlei rapportire: erstens eine Lichtempfindung und zweitens eine durch Nichts zu charakterisirende Eigenthümlichkeit, die von ihrer Lage zu anderen Punkten der Netzhaut herrührt: das Localzeichen ohne speciell räumliche Bedeutung. Die Psyche schliefst aus dieser, zunächst ohne Nachricht über den Raum an sie gelangten Ankündigung, dafs eine ankündigende Ursache vorhanden sei, die der Welt des Nicht-Ich angehöre. Gesellen sich nun zu diesem unbewufst vollzogenen Schlusse Antriebe, welche entweder reflectorischer Art sind, so dafs sie auf die Erregung der Netzhaut sogleich folgen, oder die aus anderen Provinzen des Organismus stammen, so werden, zunächst immer noch ohne deutliches Bewufstsein, Bewegungen ausgeführt, entweder um dem Entstehungsorte jener Ursache für den empfundenen Lichtreiz näher zu kommen, oder um die Entfernung von ihm zu vergröfsern. In beiden Fällen stellen sich Nachrichten für das Bewufstsein her über den Erfolg, welchen gewisse Bewegungen gehabt haben. Und der Erfolg, die Erfahrung, lehrt, dafs eine Bewegung nach links eine Annäherung bewirkt für einen Gegenstand, dessen Lichtdepesche rechts in Empfang genommen war, und in dieser Weise gelangt das Bewufstsein allmählich, und stets geleitet von den Affecten des Begehrens und Meidens, in den Besitz von sicheren und ohne Besinnen sich immer auf gleiche Weise erneuernden Associationen; aber diese bilden eben dann einen erworbenen, nicht einen angeborenen Besitz. Eine hergehörige Thatsache, welche die specifische Lichtenergie des Auges betrifft, ist mit beiden Theorieen gleich gut zu vereinigen. Ein auf das geschlossene Auge mit der Fingerspitze oder mit dem Ende eines Stäbchens ausgeübter Druck wird gleichfalls von dem percipirenden Sinne mit einer Lichtempfindung beantwortet und nach der entgegengesetzten Richtung verlegt. Wenn Herr Nussbaumer etwas Anderes mittheilt, so befindet er sich auch für diesen Fall im Gegensatze zu allem bisher für ausnahmelos Geltenden, und es ist nicht zu billigen, dafs er diese höchst interessante Anomalie weniger würdigt als die ungewöhnliche Leistung seines Acusticus. Der Autor schreibt nämlich (l. c. No. 3, p. 53):

„*Wie alle andere, nicht durch direkte und gewöhnliche Einwirkung durch das Sehorgan erzeugte Lichtempfindung tritt also auch diese Farbenempfindung beim Anhören von Tönen nicht so auf, dafs die Farben aufser mir gesehen, sondern eben in mir, von mir im Bewufstsein empfunden werden.*“

Die sicherlich nicht „gewöhnliche Einwirkung“ eines auf das geschlossene Auge drückenden Fingers oder Stäbchens hat in allen sonstigen bisher bekannten Fällen die Folge, dafs ein Lichtschein von dem Auge nach aufsen verlegt wird, unbestimmt in Bezug auf die Entfernung, bestimmt in Bezug auf die Lage im Raume, welche der des drückenden Körpers entgegengesetzt ist.

Die Nativisten erklären: Die rechts irritirte Netzhaut empfindet schon unmittelbar jede Erregung als eine von links gekommene, sie bedarf dazu gar nicht des Sehens und der unbewufsten Logik. Die Empiristen finden das Factum ebenso in ihrem Sinne deutbar: da die rechts erregten Theile in einer Ueberzahl von n Fällen die Erfahrung vermittelt haben, dafs die Erregungsursache sich links befinde, so kann das Bewufstsein im n + 1ten Falle nach dem Gesetze der Association oder unbewufsten Induction trotz der opponirenden Aussage einer richtigeren Kenntnifs der Wirklichkeit die stets bewährte Deutung nicht mehr vermeiden, — eine Gebundenheit, für welche sich die treffendsten Analogieen anführen lassen.

Soll nun der Vertreter des transscendentalen Idealismus seine Stellung zu dieser Streitigkeit bestimmen, so kann er es ohne Inconsequenz nur auf folgende Weise. Die vorliegende Frage geht von der beiderseits zugestandenen Thatsache aus, dafs alle Lichtempfindungen ausschliefslich durch Erregung eines körperlichen Organs, des Sehnerven, zu Stande kommen können. Diese Thatsache hat für den Kantianer dieselbe empirische Gewifsheit wie für den Physiologen. Es liegt ganz aufserhalb der Streitfrage, zu bestimmen, ob diese empirische Gewifsheit dazu berechtigt, die zu Grunde liegenden Erscheinungen nur als empirisch-reale gelten zu lassen oder auch als transscendental-reale. Die Existenz, die Realität der Erscheinungen bestreitet keiner von uns Dreien. Wir alle Drei können daher den gemeinsamen Boden der Empirie zum Ausgangspunkte wählen. Und sobald ich diesen Boden betrete, dessen alleinige Rechtmäfsigkeit für naturwissenschaftlichen Anbau ich nicht nur anerkenne, sondern vertheidige, so beschäftige ich mich schon nicht mehr mit den allgemeinen Bedingungen für jede mögliche Erfahrung, sondern mit speciellen Bedingungen für bestimmte wirkliche Erfahrungen: ich urtheile dann nicht mehr als Philosoph. Der transscendentale Idealismus kann mich niemals dazu befähigen,

daſs ich über die Thätigkeit solcher Dinge urtheile, von deren Dasein ich nur durch sinnliche Beobachtung Kenntniſs habe. Meine Sinnesorgane sind solche Dinge. Durch mich kann daher der Physiolog ebenso wenig sachlich jemals beeinfluſst werden wie ich durch ihn. Für den Nativismus oder den Empirismus des Sehens bin ich als Philosoph ganz ebenso wenig engagirt, wie es Nativisten oder Empiristen für oder gegen den transscendentalen Idealismus sind. Stellen wir uns z. B. vor, daſs es eine angeborene Abnormität des Auges von der Art gäbe, daſs die Krystalllinse durchweg imprägnirt wäre mit einem für Licht ganz undurchdringlichen schwarzen Pigment, so daſs bis zur Zeit der Operation äuſseres Licht niemals irgend einen Unterschied in den empfindenden Theilen der Netzhaut habe bewirken können. Machen wir ferner die nicht minder willkürliche Fiction, daſs Patienten, deren beide Augen gleichmäſsig mit solchen angeborenen Pigmentlinsen behaftet wären, vor der Operation, welche bei normaler geistiger Entwickelung erst im zehnten Lebensjahre erfolgen mag, niemals den geringsten äuſseren Druck an ihren Augen würden erfahren haben, dann wären die Beobachtungen an solchen Patienten nach der Operation sicherlich entscheidend für die hier erwogene Frage. Denn wenn derartige Patienten nicht nur wie andere Staaroperirte die Entfernungen der gesehenen Gegenstände von ihrem eigenen Körper unrichtig taxiren würden, sondern wenn sie auch durch ihr schnelles Greifen nach den Dingen, wobei das Erblicken der Hand die Direction nicht beeinflussen dürfte, wenn sie also bei jedem hastigen Ausstrecken des Armes nach einem gesehenen Gegenstande zeigen würden, daſs sie die rechts liegenden Punkte constant links suchen, oder daſs sie z. B. den Leuchter einer langen brennenden Kerze in der Nähe der Flamme zu erfassen meinen, dann wäre die Theorie der Empiristen mindestens für einen groſsen Theil der hergehörigen Probleme als die allein richtige constatirt; denn allerdings entbehren die Erscheinungen am Säuglinge, der oftmals die Mutterbrust in einer Richtung sucht, welche der gesehenen entgegengesetzt ist, sehr der erforderlichen Eindeutigkeit. Aber weder der genannte Eventus noch der andere, daſs die Richtungen des Aufsuchens gesehener Dinge von jenen Operirten sofort gefunden und nicht erst erlernt würden, — keine von beiden Möglichkeiten würde den transscendentalen Idealismus tangiren. Denn in beiden Fällen würde nicht das Mindeste dagegen sprechen, daſs Empfindungen dadurch zu Wahrnehmungen werden, daſs der Empfindende

ihnen eine Anordnung ertheilt in dem auch vorher schon von ihm, dem Blinden, nur empirisch-real, folglich transscendantal-ideal angeschauten Raume, dem ausschlieſslich in dem sinnlichen Subject, nicht auch zugleich in dem objectiven Nicht-Ich vorhandenen Mittel, um Empfindungen zu gegenständlichen Erscheinungen zu formen. Wie diese Formgebung im Speciellen ausgeführt werde, ist deshalb nicht mehr die Angelegenheit der Transscendental-Philosophie, weil zu der Charakterisirung jeder Art von Localisation bereits bestimmte Räume oder Gegenden gehören: Theile des allgemeinen Raumes, concrete Richtungen, also empirisch-reales Material. Und ebenso wenig ist es Sache der Philosophie, zu entscheiden, wann der Zeitpunkt eintritt, in welchem Lichtempfindungen dadurch zu Wahrnehmungen geformt werden, daſs das Bewuſstsein ihnen einen Ort im empirisch-realen Auſsenraume anweist. Denn die Bestimmung dieser Zeit kann nur durch logische Verwerthung von Beobachtungen, von wirklichen Erfahrungen vollzogen werden, wenn sie überhaupt möglich ist.

Merkwürdig klar ist der Grundgedanke des physiologischen Empirismus in einem Briefe von Goethe aus dem Jahre 1770 ausgesprochen:

. . . . . . „*man sieht eh man weiſs, daſs das gesehen ist und nur sehr lange hernach lernt man erkennen was man sieht.*“ (A. Schöll: Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. Weimar, 1846, p. 48.)

In der That sprechen wir gewöhnlich erst dann von Sehen, wenn wir auſser der Lichtempfindung auch ein bestimmtes Bewuſstsein von dem gesehenen Objecte haben, und dazu ist eben die Verlegung des Gesehenen in einen Raum nöthig. Wann aber diese räumliche Unterscheidung zwischen Ich und Nicht-Ich stattfindet, — ob gleichzeitig mit der Empfindung oder später, — das ist eine Frage von ganz anderem Inhalt als die, ob die Möglichkeit für diese Unterscheidung nur in der Beschaffenheit des Subjects liegt, oder auch zugleich in der des Objects. An dieser Sachlage wird auch durch die ganz neue Erfahrung, welche wir Herrn Nussbaumer verdanken, Nichts geändert. Schöpfen wir wieder aus der Quelle (l. c. p. 53.):

„*Noch bleibt mir übrig die Frage zu beantworten, wo bei dieser Doppelempfindung die Farben auftreten. Das läſst sich schwer sicher feststellen, und nur so viel kann ich bestimmt aussagen, daſs die Farbe mir niemals auſsen, niemals objectiv erscheint, sondern*

um im Allgemeinen zu sprechen, mein Gehirn erleidet durch Einwirkung von Schallwellen durch das Gehörorgan aufser der normalen auch noch eine solche Veränderung, welche ich im Bewufstsein als Farbeneindruck empfinde.“

Auch in diesem Falle also wird die Empfindung mit einem bestimmten räumlichen Merkmal versehen: sie wird verlegt in den Raum, welchen das Gehirn des Beobachters einnimmt. Durch diese Localisation wird die Empfindung zu einer Wahrnehmung, und so subjectiv die Empfindung als solche auch ist und bleiben mufs: dadurch eben, dafs sie localisirt werden kann, ist sie für das Subject etwas Objectives, etwas Wahrgenommenes. Ob aber diese Bedingung des Objectivirens eine ausschliefslich subjective sei, oder gemeinsam dem Wahrnehmenden und dem Wahrgenommenen — diese Frage wird durch das Factum gar nicht berührt, und Herr NUSSBAUMER unterscheidet sich von manchen berühmten Physiologen sehr vortheilhaft dadurch, dafs er sich den KANTischen Angelegenheiten gegenüber des vollkommensten Schweigens befleifsigt; — freilich verfährt er wiederum mit der Theorie JOH. MÜLLER's von den specifischen Energieen in einer Weise, die an jene Physiologen in Bezug auf KANT und an Herrn v. HARTMANN in Bezug auf res omnes et nonnullas alias schmerzlich erinnert.

Dafs nun die nativistische Theorie in keinem Widerspruche gegen KANT sei, ist so wenig jemals bestritten worden, dafs wir sogar dem Mifsverständnisse zu begegnen hatten, es bestehe eine innere Zusammengehörigkeit zwischen KANT und dem Nativismus. Dafs es aber auch unter den Anhängern der empiristischen Lehre Bekenner der transscendentalen Idealität des Raumes nicht nur geben könne, sondern thatsächlich gebe, dafür fehlt es mir allerdings an ausdrücklichen Zeugnissen; ich sehe mich daher auf mich selbst zurückgewiesen, um die vollkommene Vereinbarkeit beider Standpunkte nicht nur als möglich, sondern auch als wirklich zu behaupten. Denn ich mufs von mir bekennen: ich habe nur einen äufseren, indirecten Grund, um die physiologische Theorie des Empirismus in den wesentlichsten Punkten nicht für die zweifellos richtige zu halten, und dieser äufsere Grund ist der, dafs HELMHOLTZ, der consequente und erfolgreiche Vertreter dieser Theorie, in seiner Optik sagt (p. 819): „*Ich erkenne aber durchaus an, dafs die hier discutirten Fragen noch nicht vollkommen spruchreif sind.*“ Und auch im Jahre 1871 noch spricht derselbe Autor in Bezug auf die Beantwortung dieser Frage von einem „*noch nicht beendeten Streit*“ (Populäre wiss. Vorträge, 2. Heft, p. 65) — wenigstens ist diese 1868 geschriebene Bemerkung auch 1871 ohne Zusatz publicirt. Wegen dieser Selbstbescheidung des Specialisten mufs ich es nun natürlich für sehr wahrscheinlich halten, dafs in der That sachliche Gründe vorhanden sind, um noch gewisse Zweifel an der Richtigkeit des physiologischen Empirismus als berechtigt anzuerkennen. Aber in meinem eigenen Urtheile kann ich freilich diese Zweifel nicht realisiren — sie haben für mich nur auf Grund der Thatsache, dafs HELMHOLTZ sie noch zuläfst, eine theoretische Möglichkeit, keine solche, für die ich directe Motive angeben könnte; sondern ich würde vielmehr ohne die Reservation des Fachmannes überzeugt sein, dafs der in Rede stehende Streit nur äufserlich nicht beendet sei, innerlich aber vollkommen. Denn bei denjenigen Beobachtungen, welche sowohl in der einen wie in der anderen Theorie Erklärung finden, während über sie selbst keine Differenz besteht, finde ich durchgehend das „veri sigillum“, nämlich das „simplex“ auf Seiten der Empiristen. Wenn man die vielfachen Annahmen, welche z. B. PANUM und HERING ihren Theorieen zu Grunde legen, mit den wenigen Voraussetzungen vergleicht, von welchen HELMHOLTZ ausgeht, und die sich auch als ausreichend für ihn erweisen, dann wird man in den folgenden Stellen der Optik nicht zu viel gesagt finden. p. 441:

„*Die empiristische Theorie sucht nachzuweisen, dafs zu ihrer Entstehung wenigstens keine andern Kräfte nöthig sind, als die bekannten Fähigkeiten unserer Seele, wenn auch diese selbst dabei ganz unerklärt bleiben. Da es im Allgemeinen eine zweckmäfsige Regel für die naturwissenschaftliche Forschung ist, keine neuen Hypothesen zu machen, so lange die bekannten Thatsachen zur Erklärung ausreichend erscheinen und die Nothwendigkeit neuer Annahmen nicht erwiesen ist, so habe ich geglaubt, die empiristische Ansicht im Wesentlichen bevorzugen zu müssen. Die nativistische Theorie giebt noch weniger eine Erklärung für die Entstehung unserer Anschauungsbilder, indem sie mitten hineinspringt in die Sache mit der Annahme, dafs gewisse räumliche Anschauungsbilder direct erzeugt würden durch einen angeborenen Mechanismus, wenn gewisse Nervenfasern gereizt würden*“. . . . . . . „*In dieser Theorie ist also nicht blos die KANT'sche Behauptung festgehalten, dafs die allgemeine Raumanschauung eine ursprüngliche Form unseres Vorstellens sei, sondern es sind gewisse specielle Raumanschauungen als angeboren vorausgesetzt.*“

Ferner p. 819: „*Ich habe meinen eigenen Standpunkt theils wegen der Einfachheit der Erklärungen, die sich aus ihm ergeben, so gewählt, theils aber auch besonders aus methodologischen Rücksichten, indem ich es nämlich stets für rathsam halte, die Erklärungen der Naturprocesse auf die möglichst geringste Zahl und auf möglichst bestimmt gefaſste Hypothesen zu bauen.*“

Jene „*zweckmäſsige Regel für die naturwissenschaftliche Forschung, keine neuen Hypothesen zu machen, so lange die bekannten Thatsachen zur Erklärung ausreichend erscheinen*“, ist ein so bewährtes Princip für alle Bemühung um wissenschaftliche Wahrheit, daſs es in den verschiedensten Gebieten von jeher anerkannt ist und sich fortdauernd wirksam erweist. Es ist dasselbe Princip, auf dessen Bedeutung wir bereits (pp. 27 u. 115) durch andere Veranlassungen hingeführt wurden, und dessen Einfluſs ebenso groſs für eigene Forschung ist wie für die Beurtheilung fremder Forschungsresultate. Denn jedem Forscher ohne Ausnahme ist es ja als eine menschliche Schranke auferlegt, daſs er von dem Vorrathe seines Wissensschatzes nur einen äuſserst geringen Antheil durch eigene Controle prüfen kann, und da somit bei dem stetig anwachsenden Material jeder Erfahrungswissenschaft das Quantum des von dem Einzelnen Prüfbaren im Laufe der Zeit einen immer geringeren Bruchtheil bilden muſs von dem Quantum dessen, was für den Einzelnen wissenswerth ist, so wird es zu einer immer deutlicheren Nothwendigkeit, daſs ein fundamentales Kriterium Jeden leite, um unter mehren möglichen und miteinander streitenden Hypothesen eine entscheidende Wahl zu treffen. Freilich ist diese Nothwendigkeit nur in Proportion mit dem Interesse für eine von mehren Entscheidungen; für den bloſsen Einlerner des aufgespeicherten Wissens ist jedes Princip der Beurtheilung entbehrlich, aber es ist in demselben Maſse unentbehrlich, in welchem Jemand sich dahin entwickelt hat, Gelehrsamkeit als Selbstzweck zu verschmähen und sie zu schätzen nur als ein Mittel, um sich innerlich, das heiſst: gewissenhaft und folglich nicht ohne Befragen seines Urtheils für das zu entscheiden, was er für wahr zu halten hat. Als ein solches Kriterium nun hat sich das angegebene und bereits oben besprochene bewährt, und es darf wohl als ein Zeichen für seine innere Berechtigung gelten, daſs es in dem Gedankenleben verschiedenster Culturepochen und Nationen selbständige Verkündigung gefunden hat. Von einem Fachmanne ist mir mitgetheilt worden, daſs die Vaiseshika-Philosophie der alten Inder

für die hier gemeinte Lehre bereits Zeugniſs gebe. Stellen, an welchen PLATO den gleichen Gedanken ausdrücke, sind von SCHOPENHAUER bezeichnet. (Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. 3. Aufl. Leipzig, 1864, Brockhaus, p. 1, Anm.) Von KANT führe ich folgende Belege an:

„*Voco autem principia Convenientiae, regulas illas judicandi, quibus libenter nos submittimus, et quasi axiomatibus inhaeremus, hanc solum ob rationem, quia, si ab iis discesserimus, intellectui nostro nullum fere de objecto dato judicium liceret.*“ . . . .

„*Secundum est favor ille Unitatis, philosophico ingenio proprius, a quo pervulgatus iste canon profluxit: principia non esse multiplicanda praeter summam necessitatem.*“ (De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis. I, 340.)

Ferner: „*am mehresten enthält die Methode, über die vollkommenen Anstalten der Natur zu urtheilen, den Geist wahrer Weltweisheit, wenn sie jederzeit bereit,* . . . . *die Gründe davon in nothwendigen allgemeinen Gesetzen aufzusuchen, mit groſser Achtsamkeit auf die Erhaltung der Einheit und mit einer vernünftigen Abneigung die Zahl der Natursachen um derentwillen zu vervielfältigen.*“ (I, 253.)

„*Fruchtbarkeit eines einzigen Grundes an viel Folgen, Zusammenstimmung und Schicklichkeit der Naturen, nach allgemeinen Gesetzen ohne öftern Widerstreit in einem regelmäſsigen Plane zusammen zu passen, müssen zuvörderst in den Möglichkeiten der Dinge angetroffen werden, und nur alsdann kann Weisheit thätig seyn, sie zu wählen.*“ (I, 272.)

. . . . . „*da besondere Naturgesetze unter allgemeineren stehen und die Ersparung der Principien nicht blos ein ökonomischer Grundsatz der Vernunft, sondern inneres Gesetz der Natur wird.*“ (Kritik der r. Vern., 1. Aufl. p. 650.)

„*Daſs aber auch in der Natur eine solche Einhelligkeit angetroffen werde, setzen die Philosophen in der bekanten Schulregel voraus: daſs man die Anfänge (Principien) nicht ohne Noth vervielfältigen müsse (entia praeter necessitatem non esse multiplicanda).*“ (Ebenda, p. 652).

Und ebenso wie von Philosophen alter und neuer Zeit wird dies Princip auch von den Autoren der modernen Naturforschung anerkannt. So von FRESNEL:

„*Dans le choix d'un système on ne doit avoir égard qu'à la*

simplicité des hypothèses; celle de calcule ne peut être d'aucun poids dans la balance des probabilités. La nature se n'est pas embarrassée des difficultés d'analyse, elle n'a évité que la complication des moyens. Elle parait s'être proposé de faire beaucoup avec peu: c'est un principe que le perfectionnement des sciences physiques appuie sans cesse de preuves nouvelles." (Sur la Diffraction de la lumière. Mémoires de l'Acad. de France, Tome V. Citirt in WÜLLNER's Lehrbuch der Experimentalphysik, Leipzig, 1863, Teubner. Bd. 1. p. 8.)

Diese Stelle erinnert sehr an die folgende aus GOETHE's Geschichte der Farbenlehre, mit welcher das „faire beaucoup avec peu" eine sogar wörtliche Uebereinstimmung hat:

„*Auch ihm*" — LOUIS BERTRAND CASTEL — „*hilft es nichts, daſs er eine Art von Ahnung von der sogenannten Sparsamkeit der Natur hat, von jener geheimniſsvollen Urkraft, die mit wenigem viel, und mit dem Einfachsten das Mannichfaltigste leistet.*"

(GOETHE, Werke in 40 Bdn. Stuttgart, 1840, Bd. 39, p. 333.) Und in gleichem Sinne spricht DARWIN:

„*The truth of this remark is indeed shown by that old but somewhat exaggerated canon in natural history of „Natura non facit saltum." We meet with this admission in the writings of almost every experienced naturalist; or, as Milne Edwards has well expressed it, Nature is prodigal in variety, but niggard in innovation.**) (On the Origin of Species, London, 1860, p. 194.)

Dieses an Wichtigkeit nicht leicht zu überschätzende Princip ist es denn nun, wodurch sich jeder Urtheilende nicht nur für berechtigt, sondern sogar für verpflichtet halten darf, die Theorie des Empirismus für die rationellere zu erklären; nur abweichende eigene Erfahrungen über die zu Grunde liegenden Phänomene können es motiviren, wenn man in diesem Falle zu Gunsten des Nativismus dem Principe der Specification folgt und nicht dem der Homogeneität.

Aber so sehr auch dieser Rechtstitel für die Entscheidung ein principieller, ein philosophischer ist: transscendental-philosophisch ist er nicht; er bezieht sich auf den Zusammenhang gegebener Erfahrungen, nicht auf die Bedingungen für die Möglichkeit aller Erfahrung: die KANTische Auffassung vom Raume bleibt dabei völlig ex nexu.

*) Die Wahrheit dieser Bemerkung ist ja auch in dem alten, wenn auch etwas übertriebenen Satze der Naturkunde ausgesprochen: Natura non facit saltum. Wir finden dies Princip in den Schriften von fast jedem erfahrenen Naturforscher anerkannt; MILNE EDWARDS hat es passend so ausgedrückt: die Natur ist verschwenderisch in Aenderungen, aber geizig in Neuerungen.

Denn analog dem besprochenen Beispiele verhält es sich mit jedem anderen aus dem ganzen streitigen Gebiete des physiologischen Empirismus und Nativismus. Die von HELMHOLTZ und Anderen oftmals geäuſserte Ansicht, daſs JOH. MÜLLER durch seine Lehre von der „ihre eigene räumliche Ausdehnung" empfindenden Netzhaut die Raumtheorie KANT's gewissermaſsen in die Physiologie übertragen habe, — diese Ansicht ist nur daraus erklärlich, daſs man die Behauptung des Apriorischen für das Wesentliche bei KANT hält. Theilt man diese sehr irrthümliche Meinung nicht, ignorirt man nämlich nicht, daſs die transscendentale Idealität von Raum und Zeit grade darin besteht, daſs beide Formen der Anschauung nicht nur a priori, sondern daſs sie a priori und ausschlieſslich subjectiv sind, dann muſs man schon dem Werke von JOH. MÜLLER „zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes" sogar das Gegentheil jener Auffassung entnehmen. Aus keiner einzigen Stelle des ganzen Buches kann gefolgert werden, daſs JOH. MÜLLER dem transscendentalen Idealismus irgend welchen Zugang zu seiner Naturbetrachtung gestattet habe. Wohl aber sprechen viele Stellen sehr dafür, daſs wir in JOH. MÜLLER ebenso wie in HELMHOLTZ factisch den transscendentalen Realismus vertreten finden. Z. B. heiſst es pp. 39, 40:

„*Und wenn der Raum die Form der Anschauung für die wiederkehrende Nothwendigkeit des Objectes im Selbstbewuſstsein ist, wenn die thierische Einzelheit sich überhaupt räumlich empfindet, so ist auf dieser ersten Stufe nicht etwa ein Unterschied gegeben in der Empfindung der den Raum erfüllenden thierischen Leiblichkeit, und der den Raum erfüllenden von dieser verschiedenen anderen Objecte.*"

Ob der Raum mit seinen Theilen für sich Existenz habe oder nicht, also die Frage nach seiner transscendentalen oder empirischen Realität wird weder hier noch irgendwo sonst in der ganzen Arbeit berücksichtigt, es wird im Gegentheil überall als ein Factum behandelt, daſs auch unabhängig von allem Sensorium der Raum als ein Ding an sich vorhanden sei.

So wenig also ist es richtig, was CLASSEN in der angeführten Schrift von JOH. MÜLLER sagt: er habe „*in einigen Punkten das Dunkel der sinnlichen Anschauung in einer Weise gelichtet, welche über* KANT *hinausgeht,*" . . . „*obwohl er sich strenge auf den Standpunkt des transscendentalen Idealismus stellte, welcher vorher*

seine ganze Seele erfüllt hatte.“ (Gesammelte Abhandl. p. 17.) Und so wenig war der „KANT'*sche idealistische Standpunkt*“ . . . „*sonst allgemein und auch von* MÜLLER *in allen übrigen Punkten adoptirt*“. (Ebenda p. 21.)

Wäre JOH. MÜLLER nicht gleich HELMHOLTZ und gleich der weitaus überwiegenden Majorität aller Naturforscher transscendentaler Realist gewesen, so würde er nicht von „*einem objectiven erfüllten Raum*“ gesprochen haben, von welchem wir „*so viel . . . durch das Urtheil . . . unterscheiden, als Raumtheile Unserer selbst im Zustande der Affection sind,*“ (l. c. p. 55) — wenigstens würde er nicht ohne Zusatz so gesprochen haben; denn selbstverständlich war es doch wohl im Jahre 1826 ebenso wenig wie 1874, daſs man diese Bezeichnungen nur im empirisch-realen Sinne braucht, d. h., daſs mit dem Sinne dieser Ausdrücke sehr wohl vereinbar die Auffassung sei: es sollen nur Erscheinungen, nicht Dinge an sich damit gemeint sein. Und wenn wir bei HERING wiederholt den „*Sehraum*“ dem „*wirklichen Raume*“ entgegengesetzt finden, (z. B. pp. 324, 327 und dem Sinne nach p. 336 des fünften Heftes der Beiträge zur Physiologie, Leipzig, 1864, Engelmann), ohne daſs ausdrücklich gesagt ist, diese Worte sollen nur das empirisch Reale bezeichnen, so wird die Vermuthung wohl gleichfalls nicht gewagt erscheinen, daſs auch der consequenteste Nachfolger MÜLLER's an der transscendentalen Realität des Raumes nicht zweifelt, selbst wenn die Abweisung philosophischer Betrachtungen weniger betont wäre, als es von HERING geschieht.

Den KANTischen Gedanken hatte der „common sense“ von vormals ebenso wenig assimilirbar gefunden wie der von heute, gegen welchen LIEBMANN zu kämpfen glaubt; an KANT erinnert auch bei JOH. MÜLLER — abgesehen von einer gewissen später zu besprechenden allgemeinen Verwandtschaft beider Geister — nur das Apriorische in seiner Raumtheorie, aber hierin mit LIEBMANN eine „*physiologische Paraphrase der* KANTischen *Apriorität des Raumes*“ zu erblicken, — ja, dies kann in der That, zumal bei einem Philosophen von Fach, etwas „*banausisch*“ platt erscheinen; denn aus der KANTischen Apriorität vertilgt man durch ein solches Paraphrasiren grade das, wodurch sie eine erhabene Lehre ist und nicht blos eine scharfsinnige und originelle, eine Unterscheidung, welche im letzten Abschnitte dieser Schrift motivirt werden soll.

Beiläufig bemerkt: so kann man von dem KANTischen Idealis-

mus sprechen auch ohne eigentliche Orthodoxie für KANT; denn der kategorische Imperativ, dieser so wesentliche Pfeiler in dem Bau des himmelanstrebenden Meisters, ist nach meiner Ueberzeugung nicht der Träger dessen, was er tragen soll: die intelligible Welt bedarf anderer Stützen, damit sie nicht aus dem übermenschlich Erhabenen in's unmenschlich Häſsliche falle. — doch davon gleichfalls später.

Es bleibt mir nun noch übrig, den oben (p. 106) gebrauchten Ausdruck „möglichst strenger Empirismus“ näher zu motiviren.

Meine Absicht war hier lediglich die, zu zeigen, daſs selbst von den extremsten Gegnern, welche in dem Streite um Empirismus und Nativismus in der Physiologie hervorgetreten sind und noch hervortreten können, keiner verbunden sei, auf Grund seiner naturwissenschaftlichen Ueberzeugung für oder gegen den transscendentalen Idealismus Stellung zu nehmen. Für diesen Nachweis empfahl es sich, die physiologischen Theorieen möglichst schematisch darzustellen, um mit Hilfe des ungeschwächten Contrastes, dessen sie fähig sind, den Gegenstand der Prüfung so bestimmt als möglich antworten zu lassen.

Damit aber die Angelegenheit nicht in einem Lichte bleibe, welches die Betheiligten für specielle, der Physiologie allein angehörige Beziehungen ihres Verhaltens unrichtig darstellen würde, so füge ich als Nachtrag hinzu, daſs zwischen den hier in Frage kommenden Parteimännern und den Principien, nach welchen ihre Parteistellung benannt wird, dasselbe Verhältniſs besteht wie überall zwischen Parteiangehörigen und dem Inhalte von Parteinamen. Die individuelle Ansicht entspricht oftmals nur einem Theile der Anforderungen, welche das Parteiprogramm enthält, und wenn der Einzelne auf Grund dieser partiellen Uebereinstimmung zu der Partei gezählt wird, so soll damit ausgedrückt werden, daſs die übereinstimmenden Punkte für die wesentlichen gelten. Aber das Urtheil über die Wesentlichkeit der Theile, die zu einem Ganzen gehören, ist selten in absoluter Einstimmigkeit vorhanden, und so kann es geschehen, daſs die Classification der Individuen sehr verschieden ausfällt. So wenig ich daher auch Etwas an der Definition ändern könnte, welche ich von den streitigen Theorieen des Empirismus und Nativismus, hauptsächlich im Anschlusse an HELMHOLTZ, gegeben habe, so muſs ich doch dem Eindrucke vorbeugen, welchen Fernstehende leicht empfangen können, als ob

nämlich jeder Physiolog, der als Empirist in der Theorie des räumlichen Sehens figurirt, auch im Detail dem Signalement entspreche, welches ich für physiologischen Empirismus angeführt habe. Dies Signalement trifft zuweilen grade in einem der von mir hervorgehobenen Punkte gar nicht überein mit einer dennoch allgemein recipirten Classification. So habe ich es z. B. als ein Merkmal des Empirismus bezeichnet, daſs nach ihm den Lichtempfindungen „der räumliche Charakter nicht zugesprochen wird.“ Hienach könnte man nun erwarten, daſs mindestens die Autoren, welche HELMHOLTZ selbst ausdrücklich als Darsteller der empiristischen Theorie aufführt, in jener Ansicht übereinstimmen, daſs in der Empfindung der Netzhaut ursprünglich Nichts von Raumvorstellung enthalten sei, sondern daſs diese ganz und gar erworben werde. Aber für CLASSEN bewährt sich diese Voraussetzung nicht. Denn nach ihm ist *„die Netzhautempfindung in ihrer räumlichen Form eine selbstständige Empfindung, welche zu ihrem Zustandekommen gar keiner Muskeln bedarf.“* (Gesammelte Abhandlgn., p. 65.) CL. unternimmt es, gegen HERBART, LOTZE, WUNDT und HELMHOLTZ *„nachzuweisen, daſs bereits vor dem Zutritt irgend welcher Muskelbewegung der Gesichtsempfindung räumliche Ausdehnung zukommen muſs.“* (Ebenda, p. 101 und an vielen O.) Ja, diesen Theil seiner Theorie betont CLASSEN auch später ganz besonders in einer Arbeit, welche die Ueberschrift hat: „durch welche Hülfsmittel orientiren wir uns über den Ort der gesehenen Dinge?“ (v. GRÄFE's Archiv für Ophthalmologie, Bd. XIX, Abthlg. 3.) Daselbst heiſst es (p. 59): *„Es muſs offenbar zur Unterscheidung feinster Raumgröſsen sehr vortheilhaft sein, wenn diese möglichst kleine isolirte Eindrücke auf die Nerven machen, aber ehe diese Eindrücke zum Bewuſstsein kommen, sind sie qualitativ etwas anderes, Psychisches geworden, und haben aufgehört als Einzelheiten von selbstständigem Werth zu existiren. Der Satz, auf den es hier ankommt, und den ich schon früher ausgeführt habe, ohne verstanden worden zu sein, ist der, daſs eine Netzhautempfindung gar nicht anders möglich ist als nur in Form räumlicher Ausdehnung. Die Fähigkeit, feine isolirte Lichteindrücke zu bekommen, wird in der Empfindung zur Fähigkeit, feine Raumunterschiede zu erkennen.“* Nach meiner obigen Darstellung wäre also CLASSEN Nativist. Auch erwähnt HELMHOLTZ diese Differenz zwischen seinem Empirismus und dem von CLASSEN:

„Eine wesentlichere Abweichung zwischen der von mir gegebenen Darstellung der Theorie und CLASSEN's *ist, daſs er den Ortssinn der Netzhaut und die Projection in das Sehfeld als ursprünglich gegeben und nicht erworben betrachtet.“* (Optik, p. 819.) Aber durch vieles Andere in den Arbeiten CLASSEN's wird doch seine Zugehörigkeit zu den Empiristen als die überwiegende entschieden, und so *„hat diese Abweichung indessen auf die Darstellung derjenigen Capitel des Sehens, die* CLASSEN *ausführlich behandelt, namentlich die Lehre vom Muskelsinn und vom Binocularsehen, keinen Einfluſs, und es finden sich bei ihm eine groſse Menge interessanter Erläuterungen aus der pathologischen Beobachtung für die vorgetragenen physiologischen Lehren.“* (HELMHOLTZ, ebenda, p. 820.)

Und ebenso wenig wie auf CLASSEN's Empirismus würde die zu Anfang gegebene schematische Definition anwendbar sein auf den Nativismus von HERING. Denn obgleich HELMHOLTZ von H.'s Theorie sagt, sie sei *„überhaupt unter den bis jetzt aufgestellten wohl die consequenteste Form, welche die nativistische Theorie erhalten hat“* (Optik, p. 809), so nimmt doch selbst HERING außer einem *„ursprünglichen Tiefsehen“* eine *„erworbene Tiefenauslegung“* an, und von dieser behauptet er, daſs sie *„in vielen Fällen der ursprünglichen gerade entgegengesetzt“* ist. (Beiträge zur Physiologie, 5tes Heft. Leipzig, 1864, Engelmann, p. 288.) Aehnliche Beispiele würden sich auch für andere Forscher, welche in diesem Gebiete thätig gewesen sind, anführen lassen. Ja, wir finden bei dem Bahnbrecher für die nativistische Richtung, bei JOH. MÜLLER, gelegentlich eine Opposition gegen Hypothesen, wie sie von HELMHOLTZ in ganz gleichem Sinne geübt wird. So nennt es JOH. MÜLLER *„Mystificationen des Physiologen so gut wie des Optikers,“ „wenn man sagte: nachdem einmal das kleine Bild auf der Netzhaut durch brechende Medien gewirkt ist, empfindet die Netzhaut doch nicht so sehr die Berührung des Lichtes mit ihr selbst in diesem Bilde, sondern vielmehr die Direktionslinien der Lichtstralen bis zu den Objecten natürlicher Gröſse.“* (Zur vergl. Physiol. des Ges., p. 56.) Und ebenda p. 64 schreibt MÜLLER: *„Die Direction der Lichtstralen empfinden wollen heiſst das Sehen durch das Sehen erklären.“* Wenn man hiemit die Worte von HELMHOLTZ vergleicht: *„Die besprochene Annahme der nativistischen Theorien ist eigentlich eine Verzichtleistung auf jede Erklärung der Localisationsphänomene“* (Optik, p. 805), — kann es dann nicht scheinen, daſs man Streiter für dieselbe Sache sprechen hört?

Für die Beurtheilung von diesen und vielen ähnlichen herge-

nämlich jeder Physiolog, der als Empirist in der Theorie des räumlichen Sehens figurirt, auch im Detail dem Signalement entspreche, welches ich für physiologischen Empirismus angeführt habe. Dies Signalement trifft zuweilen grade in einem der von mir hervorgehobenen Punkte gar nicht überein mit einer dennoch allgemein recipirten Classification. So habe ich es z. B. als ein Merkmal des Empirismus bezeichnet, daſs nach ihm den Lichtempfindungen „der räumliche Charakter nicht zugesprochen wird.“ Hienach könnte man nun erwarten, daſs mindestens die Autoren, welche HELMHOLTZ selbst ausdrücklich als Darsteller der empiristischen Theorie aufführt, in jener Ansicht übereinstimmen, daſs in der Empfindung der Netzhaut ursprünglich Nichts von Raumvorstellung enthalten sei, sondern daſs diese ganz und gar erworben werde. Aber für CLASSEN bewährt sich diese Voraussetzung nicht. Denn nach ihm ist *„die Netzhautempfindung in ihrer räumlichen Form eine selbstständige Empfindung, welche zu ihrem Zustandekommen gar keiner Muskeln bedarf.“* (Gesammelte Abhandlgn., p. 65.) CL. unternimmt es, gegen HERBART, LOTZE, WUNDT und HELMHOLTZ *„nachzuweisen, daſs bereits vor dem Zutritt irgend welcher Muskelbewegung der Gesichtsempfindung räumliche Ausdehnung zukommen muſs.“* (Ebenda, p. 101 und an vielen O.) Ja, diesen Theil seiner Theorie betont CLASSEN auch später ganz besonders in einer Arbeit, welche die Ueberschrift hat: „durch welche Hülfsmittel orientiren wir uns über den Ort der gesehenen Dinge?“ (v. GRÄFE's Archiv für Ophthalmologie, Bd. XIX, Abthlg. 3.) Daselbst heiſst es (p. 59): *„Es muſs offenbar zur Unterscheidung feinster Raumgröſsen sehr vortheilhaft sein, wenn diese möglichst kleine isolirte Eindrücke auf die Nerven machen, aber ehe diese Eindrücke zum Bewuſstsein kommen, sind sie qualitativ etwas anderes, Psychisches geworden, und haben aufgehört als Einzelheiten von selbstständigem Werth zu existiren. Der Satz, auf den es hier ankommt, und den ich schon früher ausgeführt habe, ohne verstanden worden zu sein, ist der, daſs eine Netzhautempfindung gar nicht anders möglich ist als nur in Form räumlicher Ausdehnung. Die Fähigkeit, feine isolirte Lichteindrücke zu bekommen, wird in der Empfindung zur Fähigkeit, feine Raumunterschiede zu erkennen.“* Nach meiner obigen Darstellung wäre also CLASSEN Nativist. Auch erwähnt HELMHOLTZ diese Differenz zwischen seinem Empirismus und dem von CLASSEN:

„Eine wesentlichere Abweichung zwischen der von mir gegebenen

Darstellung der Theorie und CLASSEN's *ist, daſs er den Ortssinn der Netzhaut und die Projection in das Sehfeld als ursprünglich gegeben und nicht erworben betrachtet.“* (Optik, p. 819.) Aber durch vieles Andere in den Arbeiten CLASSEN's wird doch seine Zugehörigkeit zu den Empiristen als die überwiegende entschieden, und so *„hat diese Abweichung indessen auf die Darstellung derjenigen Capitel des Sehens, die* CLASSEN *ausführlich behandelt, namentlich die Lehre vom Muskelsinn und vom Binocularsehen, keinen Einfluſs, und es finden sich bei ihm eine groſse Menge interessanter Erläuterungen aus der pathologischen Beobachtung für die vorgetragenen physiologischen Lehren.“* (HELMHOLTZ, ebenda, p. 820.)

Und ebenso wenig wie auf CLASSEN's Empirismus würde die zu Anfang gegebene schematische Definition anwendbar sein auf den Nativismus von HERING. Denn obgleich HELMHOLTZ von H.'s Theorie sagt, sie sei *„überhaupt unter den bis jetzt aufgestellten wohl die consequenteste Form, welche die nativistische Theorie erhalten hat“* (Optik, p. 809), so nimmt doch selbst HERING auſser einem *„ursprünglichen Tiefsehen“* eine *„erworbene Tiefenauslegung“* an, und von dieser behauptet er, daſs sie *„in vielen Fällen der ursprünglichen gerade entgegengesetzt“* ist. (Beiträge zur Physiologie, 5tes Heft. Leipzig, 1864, Engelmann, p. 288.) Aehnliche Beispiele würden sich auch für andere Forscher, welche in diesem Gebiete thätig gewesen sind, anführen lassen. Ja, wir finden bei dem Bahnbrecher für die nativistische Richtung, bei JOH. MÜLLER, gelegentlich eine Opposition gegen Hypothesen, wie sie von HELMHOLTZ in ganz gleichem Sinne geübt wird. So nennt es JOH. MÜLLER *„Mystificationen des Physiologen so gut wie des Optikers,“ „wenn man sagte: nachdem einmal das kleine Bild auf der Netzhaut durch brechende Medien gewirkt ist, empfindet die Netzhaut doch nicht so sehr die Berührung des Lichtes mit ihr selbst in diesem Bilde, sondern vielmehr die Direktionslinien der Lichtstralen bis zu den Objecten natürlicher Gröſse.“* (Zur vergl. Physiol. des Ges., p. 56.) Und ebenda p. 64 schreibt MÜLLER: *„Die Direction der Lichtstralen empfinden wollen heiſst das Sehen durch das Sehen erklären.“* Wenn man hiemit die Worte von HELMHOLTZ vergleicht: *„Die besprochene Annahme der nativistischen Theorien ist eigentlich eine Verzichtleistung auf jede Erklärung der Localisationsphänomene“* (Optik, p. 805), — kann es dann nicht scheinen, daſs man Streiter für dieselbe Sache sprechen hört?

Für die Beurtheilung von diesen und vielen ähnlichen herge-

hörigen Fällen tritt eben ein Princip in Kraft, welches zwischen dem der Gleichartigkeit und dem der Varietät eine Vermittelung bewirkt, das *„Gesetz der Affinität“* (KANT, Krit. d. r. V., 1. Aufl. p. 657) oder der *„Continuität“*, welches die Principien der Homogeneität und der Specification vereinigt. (Ebenda, p. 658.) Welchen Gebrauch man aber in jedem speciellen Falle von diesem Continuitäts-Principe zu machen habe, — ob man z. B. CLASSEN auf Grund jener Abweichung von HELMHOLTZ in die Reihe der Nativisten stellen, oder ob man ihn wegen seiner übrigen Resultate den Empiristen zugesellen solle, das zu entscheiden bleibt durchaus der Subsumtion, also der Kritik im besonderen Falle überlassen. Denn für *„das Vermögen unter Regeln zu subsumiren, d. i. zu unterscheiden, ob etwas unter einer gegebenen Regel (casus datae legis) stehe, oder nicht,“* nämlich für die *„Urtheilskraft,“* — enthält *„die allgemeine Logik gar keine Vorschriften . . . . . und kan sie auch nicht enthalten.“* (KANT, Krit. d. r. V., 1. Aufl., p. 132.) Für die hier interessirende Classificirung der einzelnen Physiologen ist daher die zu Anfang gegebene schematische Eintheilung nur ein logisches Orientirungsmittel, und es scheint mir sehr im Interesse einer unbefangenen, von parteilicher Voreingenommenheit frei zu haltenden Forschung zu sein, daſs die speciellen Arbeiter folgende Bemerkungen CLASSEN's als richtig anerkennen (Ges. Abh., p. 94): *„Es drückt daher jene Gegenüberstellung der nativistischen und empiristischen Erklärungsweise nicht sowohl einen Unterschied in den Principien der Erklärung selbst aus, als sie vielmehr einen Unterschied der Neigung bei den verschiedenen Forschern bezeichnet, möglichst viel oder möglichst wenig auf die erworbene Uebung und den Einfluſs der Erfahrung auf die Wahrnehmung zurückzuführen. In dem Hauptprincip sind alle einig, daſs etwas in der natürlichen Anlage gegeben und etwas durch Uebung und Erfahrung hinzugekommen sein muſs, nur über die Grenze beider Gebiete gehen die Meinungen auseinander.“* Und (ebenda, p. 120) . . . *„wenn man nur überhaupt den Zwecken des Sehens und Orientirens den geringsten Einfluſs auf die Ausbildung und Uebung der Bewegung in bestimmten Richtungen gestattet, so kann das Mehr oder Weniger dessen, was man als angeboren betrachten soll, zwischen Forschern, denen es nicht nur um Worte zu thun ist, eigentlich kein Gegenstand des Streites mehr sein, seitdem man weiſs, daſs auch erworbene Eigenschaften, die häufig geübt sind, sich von einer Generation auf die andere vererben können.“*

Das „Mehr oder Weniger,“ wonach man die Forscher in diesem Gebiete zu benennen habe, wird nun aber allerdings doch seinen Einfluſs geltend machen, nur wird es eben dadurch gerechtfertigt, von einem mehr oder weniger strengen Empirismus zu sprechen, wie vorhin geschehen ist. In diesem Sinne bezeichnet z. B. STUMPF seinen Standpunkt in dieser Frage als den eines *„beschränkten Nativismus“* („Ueber den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung.“ Leipzig, 1873, Hirzel, p. 216, Anm.), und WUNDT präcisirt seine Stellung auf folgende Weise: *„Die oben entwickelte Theorie, welche zum Unterschied von den verschiedenen andern Formen der genetischen Ansicht, die synthetische genannt werden mag, ist diesem Vorwurfe nicht ausgesetzt. Sie sucht nachzuweisen, daſs unsere Raumvorstellung überall aus der Verbindung einer qualitativen Mannigfaltigkeit peripherischer Sinnesempfindungen mit den qualitativ einförmigen Innervationsgefühlen, welche sich durch ihre intensive Abstufung zu einem allgemeinen Gröſsenmaaſs eignen, hervorgeht.“* (Grundzüge der phys. Psych., p. 641.) WUNDT stellt nämlich der nativistischen Theorie die genetische gegenüber, welche er dann die empiristische nennt, wenn bei ihr *„der Einfluſs der Uebung besonders betont wird“* (l. c. p. 479). Wenn sich aber v. HASNER zur *„Entwickelungslehre“* bekennt *„im Gegensatze zu Empirismus und Nativismus,“* ein Bekenntniſs, das er in dem ersten Abschnitte seiner Schrift „Beiträge zur Physiologie und Pathologie des Auges“ (Prag, 1873, Calve) in innerer Uebereinstimmung mit CLASSEN motivirt, so wäre der Ausdruck „Gegensatz“ nur dann präcis, wenn der Autor sagen wollte: ihn, den Anhänger der Entwicklungslehre, interessire persönlich keine der speciellen Differenzen zwischen Empiristen und Nativisten; sachlich steht aber die Entwicklungslehre zu den Theorieen der genannten Schulen nicht im Verhältniſs des Gegensatzes, sondern in dem der Ueberordnung des Genus zu zweien seiner Species. Für jede speciell streitige Frage in dieser Angelegenheit kann man nur Empirist sein oder Nativist, und wenn man sich im Allgemeinen mit dem einen oder dem anderen Namen belegt, so entscheidet man sich damit entweder für die Majorität der Fälle oder für solche, die man als die wesentlichen ansieht. Factisch kann jede Partei sich zur Entwicklungslehre bekennen, und die Entgegensetzung v. HASNER's ist grade so unphilosophisch wie der ganze erste Abschnitt seiner Schrift, welcher bona fide zu Gunsten philosophischer Betrachtung geschrieben ist. Bei Weitem lichtvoller

und gründlicher als v. HASNER hat aber DONDERS bereits ein Jahr vorher (1872) die Zusammenfassung des Empirismus und Nativismus vom Standpunkte der Entwicklungslehre motivirt. Aus seinem Aufsatze „Ueber angeborene und erworbene Association" (v. GRÄFE's Archiv für Ophthalm. Bd. XVIII., Abth. 2) hebe ich folgende Stellen hervor. DONDERS weist darauf hin (p. 155), dafs erstlich HELMHOLTZ es für wahrscheinlich erklärt, „„*dafs das Wachsthum der Muskeln und vielleicht selbst die Leitungsfähigkeit der Nervenbahnen sich den Forderungen, die an sie gemacht werden, im Laufe jedes individuellen Lebens und vielleicht selbst durch Vererbung im Laufe des Lebens der Gattung so anpafst, dafs die geforderten zweckmäfsigsten Bewegungen auch die leichtesten werden*""; ferner erinnert DONDERS daran, dafs „HERING *seinerseits meint, dafs wir es hier mit einem Mechanismus zu thun haben, der, obwohl in seinen Grundzügen unabänderlich gegeben, doch eine gewisse „„Accommodationsfähigkeit für abgeänderte Verhältnisse hat.*"" Und hierauf fährt DONDERS fort:

„*Also kein scharfer Gegensatz! Nur, was für* HERING *das Hauptmoment abgiebt, ist für* HELMHOLTZ *die Nebensache und umgekehrt.*" Die Zusammenfassung beider Gesichtspunkte wird dann durch folgende Frage begründet (p. 156): „*Sollten aber nicht beide, sowohl die angeborne, als die durch Uebung erworbene Association eine organische Ursache haben? — Ich habe es mir nie anders vorgestellt.*" Ferner p. 159: „*Die gemachte Unterscheidung geht ganz in der folgenden auf: Mitbewegung ist die Beziehung, insoweit sie das Resultat ist der Uebung früherer Geschlechter, Association, insoweit sie durch Uebung vom Individuum erworben. Und kann hierdurch ein essentieller Unterschied gesetzt werden?*" Zu dem Nein, welches diese Frage erwartet, scheint mir nun freilich der Zusatz zu gehören: nicht in Bezug auf die generelle Organisation.

Der Standpunkt der Entwicklungstheorie vereinigt freilich Nativismus und Empirismus in sich; aber für die Vorgänge in dem Individuum sind die streitigen Fragen dadurch nicht erledigt. Die Physiologie wird der Einzelerscheinung gegenüber doch immer das Interesse haben, zu wissen: was ist von den Bewegungen, von den Vorstellungen etc. in diesem fertigen Organismus nach seiner Geburt entstanden, und was hat er bereits als disponiblen Erbbesitz vorgefunden? Die speciellen Angelegenheiten dieses Theils der Physiologie werden also keineswegs durch den Entwicklungsstandpunkt erledigt, sondern sie finden nur in ihm eine generelle Ver-

einigung: die Anwendung des Darwinismus auf die hergehörigen Streitfragen ist also keine Opposition gegen diese, sondern im Gegentheil sehr wohl vereinbar mit jeder der Parteien.

Der besprochenen Abhandlung von DONDERS gehen zwei Arbeiten unmittelbar vorher, welche wohl geeignet erscheinen, für das zuletzt Gesagte als Beleg zu dienen. (p. 133: „Beitrag zur Lehre von der Lage correspondirender Netzhautpunkte. Von Dr. LEOP. MANDELSTAMM." — p. 142: „Zur Frage von der Innervation der Augenbewegungen. Von Dr. J. SAMELSOHN in Cöln.")

Wenn demnach CLASSEN seine Gesammt-Entscheidung zu Gunsten des Princips der Continuität trifft, während er im Einzelnen sehr genau angiebt, wie weit er der Specification gerecht wird, so ist dies Verhalten jedenfalls das am Meisten zu billigende; denn sowohl einer Gegnerschaft, welche über das Ziel hinausführt, als auch der Verwischung bestehender Gegensätze ist dadurch allein vorgebeugt. Leider hat CLASSEN in seinen „Gesammelten Abhandlungen," verleitet, wie es scheint, und jedenfalls bestärkt durch TRENDELENBURG, die Specification nicht überall da eintreten lassen, wo sie durch den Gegenstand gefordert war. Denn auch er, der es nicht nur mit lebhaften Worten, sondern auch durch die That zu bezeugen sucht, „*dafs philosophische Studien nothwendig sind, um die empirische Wissenschaft auf die richtigen Wege zu leiten, um sie aus dem rohen Zustande des Zusammentragens von Material zu einer wirklichen Wissenschaft zu erheben,*" — derselbe Autor verkennt durchweg, wie sehr wohl vereinbar der unverkürzte, der KANTische Idealismus mit jeder wirklichen Exactheit ist, und sodann, dafs dieser, der transscendentale Idealismus von Raum und Zeit ebenso wenig jetzt wie jemals ohne Mifsverständnifs der Ausleger das vermöge, wozu er nach CLASSEN nur jetzt „*nicht mehr im Stande ist,*" nämlich „*als System unsere empirischen Wissenschaften zu beherrschen.*" (Ges. Abhandlungen, p. 100.)

Wie wenig auch dem philosophirenden Physiologen WUNDT an einer exacten Auffassung der KANTischen Grundbegriffe gelegen sei, lehrt am Kürzesten folgende Anmerkung des Autors auf p. 691 der „Grundzüge" etc.: „TRENDELENBURG *hat bekanntlich behauptet,* KANT *habe nur die Alternative gestellt, ob Raum und Zeit blofs subjectiv oder blofs objectiv begründet seien, aber das dritte übersehen, dafs sie beides zugleich sein könnten. (Logische Untersuchungen, 2. Aufl., I, S. 164, Historische Beiträge zur Phi-*

losophie, III, S. 226.) Diesen Vorwurf weist, wie mir scheint, KUNO FISCHER (*Geschichte der neueren Philosophie, III, Vorwort, S. V) mit Recht zurück. Im Sinne des transscendentalen Idealismus ist eben das objectiv Bestimmende in der subjectiven Raumanschauung zugleich enthalten.*“ Es genügt wohl, auf die oben (pp. 43, 44) citirte Definition KANT's von seinem transscendentalen Idealismus hinzuweisen, um das Inhaltfreie dieser Worte WUNDT's in's richtige Licht zu stellen. Der Sinn von TRENDELENBURG's Behauptung ist der, dafs Raum und Zeit erstens jedem Auffassungsvermögen als apriorische, angeborene Formen der Anschauung angehören, und dafs sie ferner gleichzeitig Existenzformen für die Dinge an sich seien, so dafs sie also auch unabhängig von allen percipirenden Subjecten Dasein haben, oder, wie es ARNOLDT in der (p. 112) angeführten Arbeit viel präciser formulirt, nicht nur, als es hier von mir, sondern auch, als es von KUNO FISCHER geschehen ist: „TRENDELENBURG *will die von* KANT *behauptete transscendentale und die von* KANT *bekämpfte empirische Idealität des Raumes und der Zeit von seiner Doctrin des „subjectiv und objectiv zugleich“ ausschliefsen und in sie aufnehmen die von* KANT *behauptete empirische und die von* KANT *bekämpfte transscendentale Realität des Raumes und der Zeit.*“ Mit dem „objectiv Bestimmenden“ von WUNDT bleibt nicht nur KANT's Lehrbegriff, sondern auch TRENDELENBURG's Behauptung und nicht minder die — freilich erst durch ARNOLDT perfect gewordene — Zurückweisung von Seiten KUNO FISCHER's objectiv, d. h. dem wahren Sachverhalte nach in ganz unbestimmtem Dunkel.

Unter den an JOH. MÜLLER anknüpfenden Theorieen des Nativismus rührt die kühnste von einem Philosophen her, von UEBERWEG, dessen Arbeit „Zur Theorie der Richtung des Sehens“ in der „Zeitschrift für rationelle Medicin“ von HENLE und v. PFEUFER (3te Reihe, V. Band, p. 268) veröffentlicht ist. Da es dieser Theorie gegenüber ganz besonders nahe liegt, ihr einen sachlich begründeten Zusammenhang mit dem philosophischen Standpunkte des Autors zu vindiciren, so möge zum Schlufs dieser Gegenstand noch berührt werden.

Wie unabhängig in der That auch in diesem Falle theoretische Philosophie und Physiologie von einander seien, kann schon ein äufseres Symptom an den Tag legen, zu dessen Constatirung ich zunächst folgende Worte aus HELMHOLTZ' Optik anführe. Daselbst heifst es (pp. 593, 594):

„*Diese Ansicht, wonach alle Kenntnifs der Form in den Gesichtswahrnehmungen auf Erfahrung und Vergleichung mit dem Tastsinn beruhe, blieb während des vorigen Jahrhunderts wohl die herrschende, so weit man überhaupt dieser Frage Aufmerksamkeit zuwandte, bis unter dem Einflufs der* KANT'*schen Lehre, dafs der Raum eine angeborene Form unserer Anschauung sei,* JOHANNES MÜLLER *die entgegengesetzte Ansicht aufstellte.*“ . . . . . .

„*Was das Problem des Aufrechtsehens trotz der umgekehrten Lage der Netzhautbilder betrifft, so erscheint uns nach* MÜLLER *wirklich alles verkehrt, und nur weil unser eigener Körper und die durch den Tastsinn an ihm markirten Stellen uns alle auch verkehrt erscheinen, tritt kein Widerspruch ein. Eigentlich werden also nach dieser Ansicht nicht die Bilder in den äufsern Raum durch unser Vorstellen projicirt, sondern der Anschauungsraum ist ein innerer, in den die anderweitigen Wahrnehmungen der Dinge hineingetragen werden. Consequenter noch hat* UEBERWEG *diese Seite der* MÜLLER'*schen Theorie dargestellt*“ etc. Wäre nun die Auffassung von HELMHOLTZ richtig, dafs die Theorie MÜLLER's eine Consequenz der KANTischen Raumlehre ist, so sollte man erwarten, in UEBERWEG, der ja diese Consequenz noch weiter entwickelt hat, einen um so entschiedeneren Vertreter der KANTischen Lehre vom Raume zu finden. Es ist aber das Gegentheil der Fall. In seinem „System der Logik“ (3. Aufl. Bonn, 1868, Marcus) vertheidigt der Philosoph in § 44 gegen KANT den transscendentalen Realismus von Raum und Zeit, und er beruft sich auf diese Auseinandersetzung auch in der physiologischen Arbeit (p. 274). Als Belege mögen folgende Stellen aus § 44 der Logik dienen.

p. 83: „*Das Zusammenbestehen und Zusammenwirken verschiedener Kräfte setzt irgend ein reales Neben- und Nacheinander oder eine reale Räumlichkeit und Zeitlichkeit voraus. Dafs diese aber nicht von wesentlich anderer Art sein kann, als der Raum und die Zeit der sinnlichen Wahrnehmung, ergiebt sich besonders daraus, dafs, sobald die Realität der zeitlichen Entwickelung anerkannt wird (was nach § 40 geschehen mufs), dann auch den mathematisch-mechanischen Gesetzen die Gültigkeit in Bezug auf die realen Naturobjecte nicht abgesprochen werden kann, diese Gesetze aber einen eben solchen Raum von drei Dimensionen, wie die Mathematik ihn kennt, zur nothwendigen Voraussetzung haben (der als über das Sehfeld hinausreichend und dieses in sich befassend gedacht werden mufs).*“

p. 86: „*Bereits oben hatte sich der* KANT*ische Dualismus, der die Quelle des stofflichen Gehaltes der Wahrnehmung ausschlieſslich in den uns afficirenden „Dingen an sich“, die Quelle ihrer räumlich-zeitlichen Form ausschlieſslich in dem Subjecte sucht, als unhaltbar erwiesen.*“

Dieser Standpunkt UEBERWEG's war einem philosophischen Referenten jener Arbeit „Zur Theorie der Richtung des Sehens“ wohlbekannt. Deshalb finden wir auch bei ihm der entgegengesetzten Annahme Vorschub geleistet wie bei HELMHOLTZ. Dr. EDUARD JOHNSON sagt nämlich: „*So hat es sich denn gezeigt, daſs eine consequente Durchführung des nativistischen Grundgedankens zu dem Schlusse führt: die wirkliche Gröſse der Welt verhält sich zu ihrer scheinbaren Gröſse, wie sich bei einer Camera obscura die Gröſse der Objecte zu der Gröſse der Bilder auf der Platte verhält. Diese* UEBERWEG'*sche Ansicht von der wirklichen Gröſse der Welt ruht vollständig auf der Voraussetzung, daſs das Sensorium, in welches die Netzhautempfindungen treten, räumlich ausgedehnt ist, gleich einer Cameraplatte*“ etc. (Philosophische Monatshefte, VIII. Bd. Berlin, 1872, p. 153: „Ueber die wirkliche Gröſse der Welt im Anschluſs an UEBERWEG's nativistische Theorie des Sehens.“ Von Dr. EDUARD JOHNSON. Daselbst pp. 165, 166.)

JOHNSON sieht hienach in dem transscendentalen Realismus UEBERWEG's die Bedingung für die Möglichkeit seiner physiologischen Theorie. Am Schlusse des Aufsatzes wird diese Ansicht freilich limitirt, aber, wie mir scheint, nicht zum Besten der Deutlichkeit. Die Worte lauten (l. c. p. 174):

„*Uebrigens leuchtet wohl ein, daſs die Frage nach der Realität oder Phänomenalität des Raumes durch die nativistische Ansicht höchstens insofern präjudicirt wird, als dem Raume ihr zufolge eine* relative *Realität zugeschrieben werden muſs: es giebt so wahr (eben so gewiſs und in dem gleichen Sinne) einen Raum und eine Zeit, als es Einzelsubjecte giebt. Es kommt dem Raume und der Zeit also nicht bloſs das zu, was* KANT *eine phänomenale oder empirische Realität nennt, nämlich Dasein in dem Bewuſstsein des Einzelsubjets und* nur *in diesem; sondern er existirt an sich, soweit das Einzelsubject an sich existirt. Davon, wie man das Verhältniſs des Einzelwesens zum Absoluten auffaſst, hängt es ab, wie man über die Realität des Raumes endgültig zu urtheilen hat.*“

Der letzte Satz sagt hier das allein Richtige. Die Erwähnung des KANTischen „nur“ verdunkelt die Sache lediglich. Nicht

dem Raume wird eine „relative Realität“ durch UEBERWEG's Theorie — die von UEBERWEG selbst wohl zu unterscheiden ist — zugeschrieben, sondern den körperlichen Raumgröſsen, deren farbige Bilder wir sehen. Die Originale dieser Bilder sind nach UEBERWEG's Theorie sehr viel gröſser vorzustellen, als es uns jetzt unmittelbar erscheint. Aber der allgemeine Raum, in welchem die so viel gröſsere UEBERWEG'sche Welt enthalten ist, bleibt ebenso groſs, wie er dem naivsten Menschen jemals war: ohne Grenze, ohne Ende. Diesem unendlichen Raume, welcher niemals als solcher zur Erscheinung gelangen kann, wird nicht eine „relative Realität“ durch die nativistische Ansicht zugeschrieben, sondern empirische Realität. Ob aber diese als das Correlat aufzufassen sei von KANT's transscendentaler Idealität, oder nicht, diese Frage gehört gar nicht in die von UEBERWEG aufgestellte Theorie. Daſs UEBERWEG selbst anderer Ansicht war, ändert hieran Nichts. An der Stelle seiner physiologischen Arbeit, an welcher er auf die Darlegung seines Anti-KANTischen Standpunktes in der Logik verweist, sagt er (p. 274):

„*Daſs die realen Objecte zu den ihnen entsprechenden, durch die von ihnen ausgehenden Lichtstrahlen hervorgerufenen Erregungen der realen Netzhaut in einem bestimmten räumlichen Verhältnisse stehen, ist unläugbar, sofern nicht etwa mit einer ganz idealistischen Metaphysik die reale Bedeutung der Räumlichkeit überhaupt negirt wird*“ etc. Der Sinn dieser Worte ist ebenso unrichtig, wie sie selbst ungenau; denn da aus der gleich darauf folgenden Verweisung auf § 44 der Logik hervorgeht, daſs die KANTische Metaphysik gemeint ist, so muſste es statt „ganz idealistisch“ heiſsen: transscendental oder kritisch idealistisch, weil sonst leicht an BERKELEY gedacht werden kann, und statt von der „realen Bedeutung der Räumlichkeit“ muſste von der transscendental-realen Bedeutung des Raumes gesprochen werden. Der Sinn aber ist deshalb irrthümlich, weil auch nach KANT die empirisch reale Untersuchung zu Recht bestehen bleibt. Die empirisch reale Giltigkeit der Beobachtungsthatsache, daſs die realen Objecte für unsere empirische Vorstellung nur als räumliche Objecte existiren, und daſs wir durch die Erfahrung angewiesen werden, die empirischen Ursachen unserer Netzhautbilder in „einem bestimmten räumlichen Verhältnisse“ zu diesen Bildern vorzustellen, — all dies wird durch KANT's Idealismus nicht nur nicht in Frage gestellt, sondern, da das Gesagte ein Resultat allgemeiner Erfahrungen ist, sogar erst recht

legitimirt und als der einzig mögliche Inhalt der hergehörigen empirischen Erkenntnifs befestigt. Dafs diese Erkenntnifs nur die Erscheinungen und die Vorstellungen von den empirischen Ursachen der Erscheinungen betrifft, nicht aber die Dinge an sich, unabhängig von unserer Vorstellung, — das tangirt nicht im Mindesten die Erfahrungswissenschaft. — UEBERWEG's Theorie ist nun im Wesentlichen folgende.

An dem Orte, an welchem wir einen Gegenstand zu erblicken glauben, ist nicht der Gegenstand selbst, sondern das Bild, welches in uns von ihm entworfen wird. Demnach ist: „„*mein Hirn gröfser, als der ganze, weite Raum, den ich vor mir sehe; mein Kopf reicht bis über den Sirius hinaus; mein Arm erstreckt sich weit über den Punkt, den ich in verschwindender Ferne erkenne; mein ganzer Körper ist unmefsbar gröfser, als das Gröfste, was ich anschauen kann.*"" Diese Worte kommen zwar in UEBERWEG's genannter Abhandlung nicht vor, aber JOHNSON führt sie (l. c. p. 153) als Citat von UEBERWEG an, und da sie der Theorie ganz gemäfs sind, so habe ich keinen Grund, ihre Authenticität zu bezweifeln, obgleich ich ihren Fundort nicht angeben kann. Die entscheidende Stelle aus UEBERWEG's physiologischer Abhandlung lautet: (p. 278) . . . . „*und doch liegt jener phantastischen Ansicht die Wahrheit zum Grunde, dafs die Seele ihren Bewufstseinsraum bis zu den letzten Grenzen hin ganz durchdringt, und nicht, wie das gemeine Vorurtheil will, innerhalb desjenigen Raumes eingeschlossen ist, der für den Raum des realen Organismus gilt, in der That aber nur der Raum des vorgestellten Organismus ist.*" Eine kurze Darstellung seiner Theorie giebt UEBERWEG in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung von „BERKELEY's Abhandlung über die Principien der menschlichen Erkenntnifs." (12ter Band von v. KIRCHMANN's Philosophischer Bibliothek. Berlin, 1869, Heimann, daselbst p. 127.) Wie nun diese radicalste unter den nativistischen Hypothesen zu begründen ist, wird aus dem Folgenden ersichtlich sein.

Die Frage, ob man die Bilder auf der Netzhaut „*in der That, wie sie sind, verkehrt, oder ob man sie aufrecht wie im Objecte sehe,*" — diese Frage hat JOH. MÜLLER so beantwortet (Handbuch der Physiologie, II. Bd. Coblenz, 1840, p. 357): „*Da Bilder und afficirte Netzhauttheilchen eins und dasselbe sind, so ist die Frage physiologisch ausgedrückt, ob die Netzhauttheilchen beim Sehen in ihrer naturgemäfsen Relation zum Körper empfunden werden.*

„*Meine Ansicht der Sache, welche ich bereits in der Schrift über die Physiologie des Gesichtssinnes entwickelte, ist die, dafs, wenn wir auch verkehrt sehen, wir niemals als durch optische Untersuchungen zu dem Bewufstseyn kommen können, dafs wir verkehrt sehen und dafs wenn Alles verkehrt gesehen wird, die Ordnung der Gegenstände auch in keiner Weise gestört wird. Es ist wie mit der täglichen Umkehrung der Gegenstände mit der ganzen Erde, die man nur erkennt, wenn man den Stand der Gestirne beobachtet, und doch ist es gewifs, dafs innerhalb 24 Stunden Etwas im Verhältnifs zu den Gestirnen oben ist, was früher unten war. Daher findet beim Sehen auch keine Disharmonie zwischen Verkehrtsehen und Geradefühlen statt; denn es wird eben Alles und auch die Theile unseres Körpers verkehrt gesehen und Alles behält seine relative Lage. Auch das Bild unserer tastenden Hand kehrt sich um. Wir nennen daher die Gegenstände aufrecht, wie wir sie eben sehen.*"

Gegen diese Erklärung ist der von UEBERWEG citirte Einwand von LUDWIG erhoben worden, dafs sie den Thatsachen widerspreche; „„*denn nach ihr müfste die Lichterscheinung, welche wir mittelst eines Fingerdruckes auf das geschlossene Auge hervorbringen, nicht in einer diametralen Richtung, sondern in gerader Richtung mit dem Drucke erscheinen; nun geschieht aber gerade das Umgekehrte, welches nichts Anderes bedeutet, als dafs wir alle von der unteren Hälfte der Retina her entstehenden Empfindungen nach oben u. s. w. setzen.*"" Von diesem Einwurfe nun sagt UEBERWEG, (p. 269) er beruhe „*auf der stillschweigenden Voraussetzung, dafs der reale Ort des Fingerdrucks bekannt sei, und dafs derselbe identisch sei mit der Stelle, an welcher wir den Druck fühlen, und welche zugleich in der Verlängerung des etwa noch sichtbaren Fingertheiles liegt.*" . . . . „*Diese Voraussetzung aber, auf der der Einwurf ruht, ist unerwiesen, und somit der Einwurf selbst unhaltbar. Denn wir kennen ja nicht unmittelbar den realen Ort des Druckes, sondern was wir von demselben zu wissen meinen, beruht auch wieder auf sinnlicher Wahrnehmung.*" Dieser Punkt, in welchem UEBERWEG's Hypothese wurzelt, ist besonders deutlich von JOHNSON in der erwähnten Abhandlung besprochen, und da mir die Consequenzen dort schärfer hervorgekehrt und glücklicher formulirt erscheinen als von UEBERWEG, so theile ich hier die Worte von JOHNSON mit. Es sind folgende (l. c. p. 164):

„*Ja, ich glaube, man darf streng genommen nicht einmal von einer Coincidenz der Tast- und Gesichtsorte, nicht von Uebereinstimmung (von Harmonie) der beiden Sinne in der Localisation sprechen; denn die Tastorte coincidiren in der That nicht mit den Orten, die das Auge angiebt, und eine Harmonie ist in der That auch dann noch nicht vorhanden, wenn beide Sinne sich über die Localisation verständigt haben. Denn der Tastsinn bestimmt die Lage eines Punktes im Tastraum nach Tastempfindungen (Bewegungsgefühlen), der Gesichtssinn im Sehraum nach Gesichtsempfindungen. Zwischen beiden Angaben ist Uebereinstimmung ebenso wenig als Widerspruch möglich, weil die Lage der Punkte nach disparaten Merkmalen bestimmt wird. Eine Harmonie findet also zwischen den beiderseitigen Ortsbestimmungen in Wirklichkeit nicht statt, sondern es tritt nur, wenn beide Sinne zusammenwirken, eine Combination (nicht Coincidenz) derselben ein, und zwar ist es die Gleichzeitigkeit der Empfindungen, wonach ihre disparaten Ortsbestimmungen combinirt werden.*“

Da JOHNSON hier nur die Zeitform erwähnt, so scheint es, dafs die Form des Raumes von den Bedingungen ausgeschlossen ist, durch welche Empfindungen combinirbar, d. h. zu Wahrnehmungen werden, zu solchen Vorstellungen des Ich, durch welche die Beziehung auf ein Nicht-Ich schon gegeben wird. AUBERT ist bei Besprechung desselben Punktes präciser, wenn er (Physiologie der Netzhaut, p. 10) „*die Lösung dieser Frage*“ darin findet, „*dafs nicht unsere Empfindungen, sondern unsere Wahrnehmungen mit einander combinirt werden.*“ . . . . „*Gesichts- und* (Druck-) *Empfindungsobjecte lassen sich defswegen in Bezug auf Form u. s. w. vollständig mit einander vergleichen, aber nicht in Bezug auf Helligkeit und Schwere.*“ . . . . . (p. 11) „*Wenn wir nun von einem Objecte sagen, es sei ein harter, schwarzer Würfel, so haben wir damit zwei Empfindungen, die an sich unvereinbar sind, an ein Object gebunden dadurch, dafs wir zwei congruente Wahrnehmungen, die eines Würfels durch den Tastsinn und die eines Würfels durch den Gesichtssinn zu Grunde gelegt haben.*“

Zu Wahrnehmungen gestalten sich eben die Empfindungen nicht blos durch die Anschauungsform Zeit, sondern auch durch die Anschauungsform Raum, welche beide Formen aber nicht zu verwechseln sind mit geformten, d. h. begrenzten Zeiten und Räumen. Der Ansicht aber, dafs etwa für Tastempfindungen ein anderer Gesammtraum in unserer Anschauung vorhanden sei als für Gesichtsempfindungen, — dieser Ansicht begegnet sehr treffend die folgende Frage von STUMPF: „*Sollen wir glauben, auch die Dauer einer Tastempfindung und die einer Gesichtsempfindung seien heterogene Inhalte?*“ (Ueb. d. psychol. Urspr. d. Raumvorst. p. 287.) Die Unmöglichkeit einer solchen Zumuthung ist hoffentlich aufser Frage, und ebenso darf es wohl axiomatisch sicher genannt werden, dafs es der identische Gesammtraum ist, in welchen sowohl Tastempfindungen als Gesichtsempfindungen hineingetragen, d. h. durch welchen sie zu Wahrnehmungen gestaltet werden. JOHNSON fährt nun (l. c. p. 165) so fort:

„*Es leuchtet demnach wohl ein, dafs der Mangel eines Widerspruches zwischen der Localisation beider Sinne durchaus keine Gewähr für die Uebereinstimmung der Bewufstseinsorte mit den realen Orten sein kann. Der Tastsinn und der Gesichtssinn reden beide eine verschiedene Sprache. Wird der Blinde sehend, so findet eine förmliche Uebersetzung seiner Kenntnisse statt. So wenig aber der Umstand, dafs eine Sentenz im Original und in der Uebersetzung übereinstimmend denselben Sinn giebt, beweisen kann, dafs der Sinn materiell wahr ist, so wenig beweist die „Uebereinstimmung“ der Tast- und Gesichtslocalisation die objective Gültigkeit der Localisation. Nach diesem Allen wird die Annahme, dafs wir die Dinge viel zu klein sehen, durch den Tastsinn nicht widerlegt.*“

Somit darf man also an JOH. MÜLLER's Hypothese festhalten, und zwar darf man sie noch strenger beim Wort nehmen als MÜLLER selbst. Denn dieser läfst noch Folgendes zu (Handbuch, II, 359):

„*Wirkt auch die Vorstellung nach aufsen, und projicirt sie die Affectionen der Netzhaut nach aufsen, so bleibt sich die Relation der Bilderchen gleich, und die Gesichtsvorstellung kann gleichsam als eine Versetzung des ganzen Sehfeldes der Netzhaut nach vorwärts gedacht werden, wobei die Seiten dieselben bleiben, das oben erscheinende oben, das unten erscheinende auch unten vorgestellt wird.*“ Diese „*Versetzung nach vorwärts*“ ist nun nach UEBERWEG eine entbehrliche, ja unmögliche Annahme. Denn für ihn ist vielmehr (l. c. p. 274) „*eine Projection im eigentlichen Sinne des Wortes, die ein wirkliches Versetzen der Empfindungen in einen Raum jenseits des eigenen Organismus sein sollte, ein Unding,*“ und für ihn ist also dies das Richtige: da wir von den Dimensionen sowohl unseres Körpers als aller Dinge der Aufsenwelt nur Bilder kennen, und da wir

folglich durch diese Bilder ganz ebenso wie durch Tastempfindungen nur etwas Indirectes erfahren, nämlich nur darüber belehrt werden, wie wir das relative Gröfsen verhältnifs aller in uns abgebildeten und von uns betasteten Dinge vorzustellen haben, während uns die absoluten Mafse der Dinge selbst ganz verborgen bleiben, so ist kein Hindernifs, über die absolute Gröfse der Dinge diejenige Annahme zu machen, aus welcher sich die Folgerung ergiebt, dafs die Netzhauterregungen da geschehen, wo wir ihre Ursachen hinverlegen: das Bild des Mondes ist also da, wo wir den Mond selbst zu sehen glauben, und eben als Bild in unserm eigenen Kopfe.

„Absolute Gröfse der Dinge" mufs aber hier keineswegs gleichbedeutend sein mit transscendental-realer Raumgröfse, sondern der Ausdruck besagt: eine empirisch reale Gröfse, unabhängig von ihren optischen Bildern vorgestellt, aber darum noch nicht unabhängig in ihrer Existenz von unserer subjectiven Vorstellung, nicht eo ipso unabhängig von der Bedingung, unter welcher die optischen Bilder zu räumlichen Wahrnehmungen werden. Ob also durch die subjective Vorstellung allein das Wesen der Dinge als Raumgröfsen bedingt ist oder nicht, bleibt dabei ganz unberücksichtigt.

So abenteuerlich auch die Theorie UEBERWEG's erscheinen oder re vera sein mag: man mufs eben doch zugeben, dafs es eine ganz correcte naturwissenschaftliche Theorie ist. Sie geht aus von lauter empirischen Argumenten, und die Wahl zwischen ihr und irgend einer anderen hergehörigen Theorie kann nur auf Grund der logischen und kritischen Verwerthung dieser empirischen Grundlage erfolgen. Ja, ich bekenne von mir selbst, dafs es nicht irgend ein logisches Bedenken ist, was mich bestimmt, die UEBERWEG'sche Theorie für die unwahrscheinlichere zu halten gegenüber dem Empirismus, wie ihn CLASSEN vertritt, sondern nur deshalb scheint mir der letztere Standpunkt der mehr annehmbare, weil er — ohne Vermehrung fundamentaler Voraussetzungen, worin der UEBERWEG'sche Standpunkt ihm aber gleichkommt, — in Uebereinstimmung bleibt mit der gewöhnlichen empirischen Anschauung der Raumverhältnisse, während nach UEBERWEG's Theorie zwischen dieser Anschauung und der postulirten Vorstellung von dem empirisch objectiven Mafse derselben Raumverhältnisse Quantitäts-Unterschiede von solcher Enormität bestehen sollen wie der vorhin angegebene, dafs das ganze Firmament, das der Einzelne erblickt,

in derselben Ausdehnung, in welcher es ihm erscheint, von seinem eigenen Kopfe umspannt werde. Da der Empirismus es vermeidet, der Vorstellungsfähigkeit eine so schwere Leistung zuzumuthen, so darf er ceteris paribus als der plausiblere anerkannt werden Aber vor dem UEBERWEG'schen Nativismus hat er nicht denselben Vorzug wie vor den übrigen nativistischen Theorieen; denn UEBERWEG braucht nicht mehr Grundannahmen als die Empiristen; dem Postulate von der Sparsamkeit in den Principien genügt UEBERWEG mehr als HERING, PANUM und alle sonstigen Anhänger des Nativismus, und wem die Logik seiner Deduction so unangreifbar erscheint wie mir, der mufs zugestehen: es ist mehr die Schwerfälligkeit der Imagination als ein streng wissenschaftliches Bedenken, wodurch die Ablehnung dieser extremsten Form des Nativismus motivirt wird.

Jedenfalls aber gilt auch für dieses Extrem dasselbe wie für das empiristische: die Frage, ob der Raum, der alle körperlichen, alle begrenzten Einzeldinge, alle noch so grofsen Räume in sich fafst, unabhängig von unserer Vorstellung existire oder nicht, — diese Frage bleibt ganz für sich bestehen: theoretische Philosophie und Physiologie sind und bleiben als Forschungsgebiete völlig von einander getrennt.

Die Physiologie aber ist hierin nicht vereinzelt, sondern coordinirt jeder anderen empirischen Wissenschaft. Im Angesichte des jetzt beständig genährten Irrthums von der sachlichen Zusammengehörigkeit der beiden Erkenntnifsbestrebungen darf es wohl zeitgemäfs erscheinen, um so entschiedener auf ihre Sonderung zu dringen, so oft die Gelegenheit dazu Anlafs bietet. Ist es doch, als bediene man sich für gewisse allgemeine Fragen eines intellectuellen Apparates, welcher für das sogenannte „Grenzgebiet" dasselbe leistet, wie AUBERT's Episkotister („Verfinsterer, Verdunkler") für optische Untersuchungen, nur allerdings mit dem nicht gleichgiltigen Unterschiede, dafs AUBERT's Instrument körperliches Licht verdunkelt im Interesse geistiger Klarstellung, während die latenten Verdunklungsapparate der modernen Philosophie-Freunde in der Naturwissenschaft auf eine definitive Trübung der Begriffe hinarbeiten, natürlich wider besseres Wollen. Selbst einen so eigenständigen Denker und Forscher wie ZÖLLNER müssen wir auf derselben Fährte finden. Denn in seinem nach vielen Richtungen so hochverdienstlichen Werke „Ueber die Natur der Cometen" verstärkt er den allgemeinen Chor durch seine Stimme leider sehr

kräftig. Würde der letzte Abschnitt des genannten Werkes unter der Ueberschrift „Immanuel Kant und seine Verdienste um die Naturwissenschaft“ dem gerügten Vorurtheile nicht Succurs bieten, so wären ohne Frage auch die philosophischen Verehrer Kant's dem Verfasser zu uneingeschränktem Danke verpflichtet. Denn allerdings, unter den Philosophen würde es vermuthlich noch lange an dem Manne gefehlt haben, um mit Sachverständniß die überraschenden Resultate an's Licht zu stellen, welche Kant lediglich als Naturforscher ermittelt hat, Resultate, die erst lange Zeit nach ihm und unabhängig von ihm durch Andere reproducirt und zum anerkannten Besitze der Naturwissenschaft geworden sind. Denn nicht nur „die Hypothese über den Ursprung und die Entwickelung des Planetensystems“ hat Kant 42 Jahre vor Laplace aufgestellt, und zwar auf Grund einer Beschäftigung, welche nach Zöllner's mit Nachweisen belegten Worten (p. 463) „*viel gründlicher und umfassender*“ war als die von Laplace sondern auch Thatsachen (p. 467), „*welche viel später Beobachtung und Theorie als sicher begründete Wahrheiten erwiesen haben*“, hat bereits Kant „*aus physischen Ursachen als wahrscheinlich zu folgern verstanden.*“ So ist in Bezug auf den Mond 1794 von Kant die Hypothese ausgesprochen (p. 468), „„*daß der Mittelpunkt der Schwere mit dem der Größe dieses Körpers nicht zusammentreffen, sondern zu der abgekehrten Seite hin liegen werde, welches dann zur Folge haben würde, daß Wasser und Luft, die sich etwa auf diesem Erdtrabanten befinden möchten, die erstere Seite verlassen, und indem sie auf die zweite abflossen, diese dadurch allein bewohnbar gemacht hätten,*““ eine Meinung, welche durch Hansen im Jahre 1854 auf's Neue begründet ist. In Bezug auf andere nicht minder merkwürdige Folgerungen — nicht etwa Divinationen, — zu welchen Kant gelangt ist, verweise ich auf Zöllner's übersichtliche und quellenmäßige Darstellung. Man findet daselbst (p. 469) die „*Verzögerung der Rotationsgeschwindigkeit der Erde durch den Einfluß von Ebbe und Fluth*“ von Kant 1754, von Mayer 1848 motivirt; (p. 477) „*die Theorie der Winde und das Drehungsgesetz,*“ von Kant 1757 ausgesprochen in Uebereinstimmung mit Dove 1835 und so noch manche andere Manifestationen der ungewöhnlich großen Befähigung Kant's für productive Forschung auf dem Felde empirischen Wissens.

Diese bisher so gut wie verborgenen Wunder schöpferischer Sagacität zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu haben, ist sicherlich eine Leistung, durch welche Zöllner der Verehrung Kant's fruchtbaren und weit ausgedehnten Boden bereitet hat. Von den Philosophen wußten es bisher ohne Zweifel sehr wenige, in welch großartigem Stile Kant auch nach der Seite der Naturforschung begabt war, und die Naturforscher haben gleichfalls nur ausnahmsweise von Kant's Zugehörigkeit zu ihnen mehr erfahren, als daß er die bekannte Laplace'sche Hypothese vorherverkündet habe. Bei dieser doppelseitigen und wohlmotivirten Erweiterung von Kant's Ansehen läßt es nun aber Zöllner nicht bewenden, und da die Opposition gegen ihn im Interesse der Wahrheit geboten erscheint, so tritt das Folgende ihm selbst gewiß ebenso wenig zu nahe wie dem allseitig gefeierten, aber durch Studium seiner Werke noch lange nicht genug gewürdigten Kant. Zöllner sagt nämlich (pp. 428, 429): „*Während also in der Vorrede der Glaube an die wissenschaftliche Unfehlbarkeit mathematisch-physikalischer Köpfe inductiv als eine Illusion erwiesen worden ist, soll der heranwachsenden Generation der Naturforscher das ihnen eingeimpfte Vorurtheil gegen alles was Philosophie heißt, genommen und ihnen ebenfalls inductiv der verloren gegangene Glaube an die Fruchtbarkeit und Nothwendigkeit einer rationellen philosophischen Ausbildung auch für die Fortschritte in den Naturwissenschaften wieder ans Herz gelegt werden.*

„*Als erste Frucht eines solchen wieder erwachenden Glaubens wird sich dann auch eine kräftige Reaction gegen das Versinken in einen unwürdigen Materialismus des Lebens einstellen und die edle und reine Begeisterung für die Wahrheit wird die Verstandeskräfte wieder zu derjenigen Höhe bei den Vertretern der exacten Forschung erheben, welche sie befähigt, die Continuität der Gesammtheit aller wissenschaftlichen Bestrebungen anzuerkennen.*“

Daß meine Absicht nicht die vandalische sein könne, der Tendenz dieser Worte entgegen zu treten, das hoffe ich, nicht versichern zu sollen. Aber ich richte mich dagegen, daß diese Bestrebung sich durch unrichtige Mittel zu bethätigen sucht. Zöllner läßt auf die obigen Worte eine Skizze von dem Leben Kant's folgen und sodann jene sehr willkommenen Mittheilungen von den naturwissenschaftlichen Funden des großen Mannes. Aber wird dadurch „*der heranwachsenden Generation der Naturforscher das ihnen eingeimpfte Vorurtheil gegen alles, was Philosophie heißt, genommen und ihnen ebenfalls inductiv der verloren gegangene Glaube an die Fruchtbarkeit und Nothwendigkeit einer rationellen*

philosophischen Ausbildung auch für die Fortschritte in den Naturwissenschaften wieder ans Herz gelegt"?

Nein; durch thatsächliche Begründung nicht. KANT's Ermittelungen in der Naturwissenschaft sind Erfolge seines Scharfsinns und seiner individuellen Beanlagung auch für empirische Wissensgebiete, in welche er so viel als möglich auf deductivem Wege einzudringen suchte. Aber ebenso wenig wie man berechtigt ist, VOLTA wegen seiner a priori construirten Säule oder J. R. MAYER wegen seiner deductorischen Entwicklung des Aequivalenzgesetzes in die Reihe der Philosophen zu stellen und zu sagen, die Naturwissenschaf sei in diesen und ähnlichen Fällen durch Philosophie befruchtet oder gefördert worden, ebenso wenig ist an allem naturwissenschaftlichen Denken KANT's seine Philosophie irgendwie betheiligt gewesen. Ja, wenn man die weitumhergreifende Confusion betrachtet, welche in unseren Tagen dadurch entsteht, daſs Theorieen der empirischen Wissenschaft mit miſsverstandenen, halb erfaſsten Philosophemen verflochten und verquickt werden, dann liegt es nahe, sich bei KANT grade daran zu erfreuen, daſs ihm sein Philosophiren nicht hinderlich war, um in der Naturwissenschaft hellen und durchdringenden Blick zu behalten. Aber freilich, wenn man hierin etwas Auszeichnendes für KANT finden wollte, so würde man ihm gegenüber leicht einem Manne ähnlich werden, der für die Sicherheit eines vorzüglichen Schützen die Thatsache anführte, daſs er auf zehn Schritte Entfernung einen unbewegten Kürbiſs zu treffen wisse. Da nun aber die gegenwärtig bestehende Neigung zu wissenschaftlichem Synkretismus so stark ist, daſs auch Philosophen von Fach und tüchtige Physiologen gelegentlich derartige Fehlschüsse thun, wie sie in dieser Schrift an einigen Beispielen demonstrirt werden, so sei für die behauptete Unabhängigkeit der KANTischen Naturforschung von der KANTischen Philosophie statt aller begrifflichen Motivirung ein über aller Discussion stehendes historisches Argument erwähnt. Unter allen von ZÖLLNER angeführten Resultaten des naturforschenden KANT rührt nur eines aus einer Zeit her, in welcher die KANTische Philosophie bereits existirte, nämlich die von 1794 datirte Hypothese über den Schwerpunkt des Mondes. Alle übrigen Anführungen ZÖLLNER's von den KANTischen Ergebnissen sind aus den Jahren 1754 und '57. Daſs aber zu dieser Zeit von der KANTischen Philosophie auch noch nicht einmal die Fundamente gelegt waren, beweist ein Aufsatz KANT's aus dem Jahre 1768, welcher betitelt ist: „Von dem

ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume." (V, 291.) Hier wird von KANT noch der Versuch gemacht, denjenigen Lehrbegriff zu vertheidigen, welchem er später als dem transscendentalen Realismus des Raumes auf's Entschiedenste alle Berechtigung aberkennt. In jenem Aufsatze sagt KANT (p. 301): „*Es ist hieraus klar, daſs nicht die Bestimmungen des Raumes Folgen von den Lagen der Theile der Materie gegen einander, sondern diese Folgen von jenen sind, und daſs also in der Beschaffenheit der Körper Unterschiede angetroffen werden können, und zwar wahre Unterschiede, die sich lediglich auf den absoluten und ursprünglichen Raum beziehen;*" . . . . „*Ein nachsinnender Leser wird daher den Begriff des Raumes, so wie ihn der Meſskünstler denkt, und auch scharfsinnige Philosophen ihn in den Lehrbegriff der Naturwissenschaft aufgenommen haben, nicht für ein bloſses Gedankending ansehen,*" etc. etc. Also elf Jahre nach der naturwissenschaftlichen Theorie, welche ZÖLLNER zuletzt von KANT anführt, war dieser noch der Antipode seiner späteren Philosophie, und erst im Jahre 1770 begegnen wir dem ersten Grundriſs zu dem 1781 vollendeten Gebäude der Kritik der reinen Vernunft. Die Schrift von 1770 ist die bei dem Antritt der Professur verfaſste Dissertation: „de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis." (I, 301.) Namentlich in den §§ 14, 15 und 26 sind hier die ersten Verkündigungen der neuen Lehre enthalten. — So weit auseinander liegen auch äuſserlich die naturwissenschaftlichen und die philosophischen Resultate desselben Forschers. Wer also in diesem Falle den ersten (mit der einen Ausnahme vom Jahre 1794) einen inneren Zusammenhang zuschreibt mit der Philosophie ihres Urhebers, der empfiehlt damit grade eine der gereiften Ueberzeugung desselben entgegen gerichtete, von dieser bekämpfte Philosophie; denn in der That, der philosophische Standpunkt KANT's, wie er zur Zeit der naturwissenschaftlichen Arbeiten war, 1754 und '57, ist mit aller Kraft von dem eigentlich historischen KANT von 1781 bis '98 desavouirt worden.

Demnach kann grade das Beispiel KANT's als Beleg für den Satz angeführt werden, daſs die Vertretung eines unhaltbaren Standpunktes in der Philosophie kein thatsächliches Hinderniſs bilde für die Erzielung ansehnlicher Erfolge in der empirischen Forschung. Viel näher aber als das Beispiel KANT's bietet sich ZÖLLNER selbst zur Bekräftigung dieses Satzes dar. Mir steht

zwar eine lobende Beurtheilung der exacten Leistungen dieses Forschers nicht zu; ich kann nur als Zeuge der allgemeinen Anerkennung sprechen und freilich hinzufügen, dafs mir das Werk „Ueber die Natur der Cometen" durch einige Partieen, deren Würdigung nicht an den Besitz specieller astronomischer und mathematischer Kenntnisse gebunden ist, die unmittelbare Ueberzeugung gegeben hat, man befinde sich einem Manne gegenüber, der aus vollkommen lauterem Sinne für Wahrheit und Gerechtigkeit und, unbekümmert um äufsere Folgen unwillkommener Art, ganz allein der Sache hingegeben ist, die ihm vorliegt, und der folglich auch kein inneres Hindernifs findet, *„contra eos scribere, qui proscribere possunt,"* wie es in einem Briefe von LOBECK heifst. Dieser Eindruck von der Lectüre des ZÖLLNER'schen Buches erleichtert es sehr wesentlich, in aller Unbefangenheit oppositionell zu sein; denn auch bei der entschiedensten Gegnerschaft in Bezug auf die Sache darf man sich gegenüber einem Manne von persönlicher Unparteilichkeit vor jeder Mifsdeutung sicher fühlen. Die Sache aber, um die es sich hier handelt, ist die wiederholt urgirte, die so sehr beliebt gewordene Stellung des Naturforschers zur Philosophie, und zwar speciell zur theoretischen Philosophie, zu den Grundlagen der Erkenntnifstheorie.

In der Vorrede sagt ZÖLLNER (VIII): *„Ich bin zu dem Resultate gelangt, dafs es der Mehrzahl unter den heutigen Vertretern der exacten Wissenschaften an einer klar bewufsten Kenntnifs der ersten Principien der Erkenntnifstheorie gebreche."* Und ebenda (LXXI) heifst es: *„Ahnungsvoll trennte beim Beginne dieses Jahrhunderts der Seherblick* SCHILLER's *die Philosophen von den Naturforschern, indem er ihnen gebieterisch aber verständnifsvoll die Worte zurief:*

> *„Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündnifs zu frühe!*
> *Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt!"*

Wie aber nun zwei Liebende nach langem und unfreundlichem Schmollen, an äufserer und innerer Erfahrung bereichert, endlich ihr beiderseitiges Unrecht erkennen und, von unwiderstehlicher Sehnsucht ergriffen, sich zum ewigen Bunde die Hände reichen, — so verkünden der Gegenwart tausend vernehmbare Zeichen den herannahenden Tag der Versöhnung!"

Wenn nun in dem Werke selbst besonders KANT und SCHOPENHAUER als verdienstliche Denker und Forscher anerkannt werden; wenn, wie bereits mitgetheilt, angelegentlich und eingehend auf KANT als auf ein Vorbild hingewiesen wird, um die „heranwachsende Generation der Naturforscher" wieder zur rechten Würdigung der Philosophie anzuleiten, — mufs da nicht jedem mit KANT unvertrauten Leser die Vermuthung nahe liegen, dafs der eifrige Verehrer von KANT und auch von SCHOPENHAUER wenigstens den Grundpfeiler als gut befestigt anerkenne, welcher grade diesen beiden Denkern gemeinsam ist, und mit dem jeder von ihnen den wichtigsten Theil seiner systematischen Schöpfung gestützt hat? Ja, noch mehr: ZÖLLNER giebt dieser Vermuthung ganz directen Halt. In der „Beilage zur zweiten unveränderten Auflage" seines Werkes lesen wir auf p. II: *„Obschon ich keineswegs zu den blinden Verehrern* SCHOPENHAUER's *gehöre, so sind mir doch neben seinen grofsen Schwächen auch seine grofsen Verdienste bekannt und zu einem dieser Verdienste glaube ich seine Theorie der sinnlichen Wahrnehmungen und seinen Beweis für die Apriorität des Causalgesetzes rechnen zu müssen."*

Die Theorie der sinnlichen Wahrnehmungen erwächst bei SCHOPENHAUER eingeständlich und bekanntlich auf dem Grunde von dem uneingeschränkten kritischen Idealismus KANT's. Und da nun ZÖLLNER mit keinem Worte andeutet, er sei der Ansicht, man könne die Theorie der sinnlichen Wahrnehmungen auch rein naturwissenschaftlich auffassen, d. h. ganz abgesondert halten von der Frage nach der Erklärung von Raum und Zeit, — ist es da wohl möglich, etwas Anderes für sicher zu halten als dies, dafs wir in dem Autor einen Repräsentanten vorauszusetzen haben von der KANT-SCHOPENHAUER'schen Erkenntnifstheorie? Und doch erweist sich diese Voraussetzung als irrthümlich. Der kritische Idealismus von Raum und Zeit, durch KANT entdeckt, von SCHOPENHAUER ohne Rückhalt als Wahrheit acceptirt, grade diese Hauptbedingung „einer klar bewufsten Kenntnifs der ersten Principien der Erkenntnifstheorie," wird von ZÖLLNER einfach ignorirt, trotzdem, dafs grade für ihn der Anlafs ein sehr dringender war, von dieser Grundlage alles Philosophirens im Sinne von KANT und SCHOPENHAUER Notiz zu nehmen. Denn durch den Gegenstand der Untersuchung wird ZÖLLNER veranlafst (p. 299), *„über die Endlichkeit der Materie im unendlichen Raume"* Betrachtungen anzustellen. Ohne auf KANT Bezug zu nehmen, begründet ZÖLLNER eine physikalische Antinomie, welche als Analogon zu der ersten

von KANT's Antinomieen der reinen Vernunft kann angesehen werden. Denn KANT beweist in dieser Antinomie die Thesis, welche so lautet (Krit. d. r. V., 1. Aufl. p. 426): *„die Welt hat einen Anfang in der Zeit und ist dem Raum nach auch in Gränzen eingeschlossen“* und ebenso die Antithesis: *„Die Welt hat keinen Anfang und keine Gränzen im Raume, sondern ist, sowol in Ansehung der Zeit als des Raums, unendlich.“*

Ganz analog führt ZÖLLNER mit physikalischen Gründen den Beweis, dafs sich (p. 299) *„auch die gröfsten Massen, so lange sie endlich sind, im EUKLIDES'schen Raume nach unendlicher Zeit bis zum Verschwinden verflüchtigen müssen.“* Die Antithesis hiezu lautet so (p. 300): *„Angenommen die Quantität der die Welt bildenden Materie ist keine endliche sondern eine unendliche. Unter dieser Voraussetzung glaube ich durch folgende Betrachtung zeigen zu können, dafs alsdann an jeder Stelle des materiell erfüllten Raumes der Druck der Materie unendlich grofs sein müfste.“*

Während nun aber KANT seinen Widerstreit durch den transscendentalen Idealismus auflöst, heifst es bei ZÖLLNER (p. 304):

„Wie man aber auch diese Betrachtungen anstellen mag, man wird, wie mir scheint, stets auf derartige Widersprüche geführt, sobald man unter Voraussetzung der als fundamental betrachteten Eigenschaften der Materie die Quantität derselben im unendlichen Raume als unendlich annimmt.

„Es fragt sich daher, in welcher Weise und unter welchen Bedingungen kann den empirisch gegebenen Thatsachen eines endlichen Druckes und einer endlichen Dichtigkeit unter Voraussetzung der bisherigen fundamentalen Eigenschaften der Materie genügt werden.

„Die erste Bedingung würde die Annahme einer endlichen Quantität der Materie sein. Dann würde aber unter Voraussetzung des unendlichen EUKLIDES'schen Raumes und einer unendlich langen Zeit der Existenz der Materie nach dem Obigen der Raum mit materiellen Molecülen erfüllt sein, deren mittlerer Abstand unendlich grofs ist, d. h. es müfste dann die Dichtigkeit der Materie an allen Stellen des Raumes unendlich klein sein, was wiederum der Erfahrung widerspricht. Folglich müfste unter Annahme einer endlichen Quantität der Materie, wenn den fundamentalen Thatsachen der empirischen Welt genügt werden soll, eine oder mehrere der übrigen Voraussetzungen modificirt oder verworfen werden.

„In welcher Weise dies durch die Annahme einer physischen Begrenzung des EUKLIDES'schen Raumes geschehen könnte,

ist bereits im zweiten Theile durch den dort p. 93 hierüber ausgesprochenen Satz angedeutet worden.“

Und damit hat nun der Autor sich und die Leser jenem Phantom des empirischen Idealismus überantwortet, dessen Nichtigkeit nachzuweisen ich vorhin bemüht war. Das Garn zu dem Truggewebe, in welches sich das mathematische Vernünfteln bei dieser Gelegenheit verstrickt, ist herausgesponnen aus einem Problem, das SCHOPENHAUER als *„Niaiserie“* speciell verspottet („Die Welt als Wille und Vorstellung,“ II, Kapitel 13, 3te Aufl. Leipzig, 1859, p. 145), und dessen inneres Wesen bereits von KANT in genere als eine der *„Chikanen einer falsch belehrten Vernunft“* charakterisirt ist (s. ob. p. 101). So äufserst unverträglich ist der erkenntnifstheoretische Standpunkt ZÖLLNER's mit den „ersten Principien der Erkenntnifstheorie“ sowohl von KANT als von SCHOPEHAUER.

Damit aber der eigentliche Zielpunkt meines Angriffs nicht verkannt werden könne, so will ich zu gröfserer Sicherheit noch hervorheben, dafs es nicht etwa ZÖLLNER's philosophische Entscheidung ist, gegen welche ich mich vorzugsweise hier richte; denn diese Angelegenheit halte ich durch das früher darüber Gesagte für erledigt. Sondern hier habe ich speciell die Vermengung von Speculation und empirischer Forschung im Auge, welche ZÖLLNER – in diesem Punkte vielen anderen Forschern der Gegenwart leider sehr ähnlich — nicht vermieden hat. Denn angenommen auch, dafs die metamathematischen Speculationen von RIEMANN und seinen Gefährten der allerbesten Rechtfertigung fähig wären, so würde dadurch Nichts an der Forderung geändert, welche von dem Interesse der Klarheit des Gegenstandes dictirt bleibt. Dies Interesse verlangt, dafs die Stelle genau markirt werde, wo empirische Forschung und Speculation aneinander grenzen. Zu verfehlen ist die Stelle in diesem Falle nicht: sie ist überall da, wo sich der Begriff „unbegrenzt“ bei der Untersuchung einstellt. Also schon die von ZÖLLNER aufgestellte Antinomie gehört nicht mehr dem empirischen Theile seiner Untersuchung an, obgleich sie auf physikalischen Gründen ruht. Der Widerspruch kommt dadurch zu Stande, dafs Materie in bekannten Aggregatzuständen, also ein Gegenstand der Erscheinung, in Relation gesetzt wird zur Unendlichkeit des Raumes, welche niemals Gegenstand der Erscheinung sein kann, ebenso wenig, wie der Raum als solcher jemals „einen Inhalt bezeichnet“, oder als Raum von

uns angeschaut wird, in dem Sinne nämlich, dafs wir ihn selbst mit den sehenden Augen erblicken, — Unmöglichkeiten, welche allerdings auch noch von einem der neuesten Autoren über die Raumfrage behauptet werden. (STUMPF: „Ueber den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung“ pp. 26, 27.) Was wir räumlich und als aufserhalb unseres Ich befindlich anschauen oder wahrnehmen, sind immer begrenzte Dinge, gesehene, also irgendwie gefärbte und geformte oder getastete, Grenzen darbietende Objecte, und diesen empfundenen Objecten geben wir eine Anordnung in dem allgemeinen Raume. Nimmermehr können wir ihn, den allgemeinen Raum, „so gut wie“ Qualitäten vorstellen, nach STUMPF's Ausdruck. (p. 14.) Denn zugleich mit der Bezeichnung Raum, abgesehen von allem qualificirten Inhalt, ist auch die Forderung gegeben, die Unbegrenztheit als ein Factum zuzulassen, — eine Forderung, welche von unserer Vorstellung weder zu erfüllen noch zu vermeiden ist: Beweis genug, dafs der Raum nicht in der Vorstellung enthalten sein kann.

Sehr beachtenswerth ist eine in Bezug auf ZÖLLNER hergehörige Bemerkung von MACH, welche so lautet („Die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit.“ p. 25): *„Das Eine wollen wir aber festhalten, dafs es bei der Naturforschung nur auf die Erkenntnifs des Zusammenhanges der Erscheinungen ankommt.“* Alle Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen dem Gebiete der Erscheinungen und jedem anderen Gebiete sind nicht mehr physische Untersuchungen, gehören nicht mehr vor das Forum des Naturforschers, und wenn dieser aus natürlichem Interesse es nicht vermeiden kann oder will, sich Untersuchungen metaphysischer oder metamathematischer Art zuzuwenden, so soll er vor Allem sich selbst volle Rechenschaft davon geben, dafs er nunmehr den Boden des Erfahrungswissens verläfst. Thut er dies, so wird es auch zur Pflicht der Gewissenhaftigkeit für ihn, dafür zu sorgen, dafs Jeder, der seiner Untersuchung folgt, immer in Klarheit über die Qualität der Resultate erhalten bleibe; denn das Recht der subjectiven Entscheidung ist im empirischen Gebiete ein qualitativ anderes als im metaphysischen: dort, in der Naturforschung, bleibt alle Zustimmung und Opposition abhängig von dem Appell an sinnliche Beobachtung und Logik; hier, in der Metaphysik, tritt statt der sinnlichen Beobachtung das Prüfen der ausschliefslich inneren, von sinnlichem Empfinden freien Wahrnehmungen als Quelle der Rechtsprechung in Kraft.

Wie wenig es aber MACH gelungen ist, sich seinem eigenen

„festzuhaltenden“ Regulativ gemäfs zu zügeln, lehrt die Thatsache, dafs er in demselben Vortrage in Räume mit mehr als drei Dimensionen hinausschwärmt (p. 27 ff.), eine Extravaganz, welche in diesem Falle weder durch RIEMANN noch durch HELMHOLTZ verschuldet ist; denn der Autor sagt (p. 55), er habe die hergehörigen Resultate seiner Betrachtungen *„in Form kurzer Notizen in* FICHTE's *Zeitschrift für Philosophie 1865, 1866“* publicirt. Er fährt fort: *„Hiebei fehlte mir vollständig jede äufsere Anregung, indem die* RIEMANN'*sche Abhandlung, welche erst 1867 erschien, mir ganz unbekannt war.“*

So weifs sich auch hier die Metaphysik dafür zu rächen, dafs man sie als eine vermeidenswerthe Charybdis behandelt: der Verkenner ihres wahren Wesens geräth in die wirklichen Strudel der metamathematischen Scylla. Wie sehr aber MACH in der That über willkürfreie Metaphysik im Unklaren sei, ist aufser mehren anderen Stellen seines übrigens sehr interessanten Vortrages auch folgendem Satze zu entnehmen, welcher unmittelbar auf den zuerst citirten folgt:

„Was wir hinter den Erscheinungen uns vorstellen, existirt eben nur in unserm Verstande, hat für uns nur den Werth einer Gedächtnifshandhabe oder Formel, deren Gestalt, weil sie willkührlich und gleichgültig ist, sich sehr leicht mit unserm Culturstandpunkt ändert.“

Würde in diesem Satze der Nachdruck auf die Worte *„für uns“* gelegt sein; sollte also gesagt werden: als Naturforscher sollen und wollen wir nicht Metaphysiker sein, so wäre auch von diesem Satze wenigstens der erste Theil in voller Uebereinstimmung mit dem Sinne meiner Opposition. Aber es ist wohl schon aus dem Tenor des ganzen Satzes klar, dafs MACH keineswegs mit dieser Deutung einverstanden ist; sondern er will überhaupt von der Metaphysik Nichts wissen, und dafs er von der Erkenntnifstheorie KANT's sehr wenig Ahnung haben müsse, verrathen die Worte gleichfalls. Denn sie würden es sonst nicht als selbstverständlich behandeln, dafs jede Metaphysik sich mit dem zu schaffen mache, *„was wir hinter den Erscheinungen uns vorstellen.“* Für KANT ist vielmehr hinter den Erscheinungen gar Nichts vorstellbar, sondern sämmtliches daselbst etwa Befindliche ist überall und immer = x. Welcher Erkenntnifswerth aber den Erscheinungen für uns zukomme; in wie fern wir hoffen dürfen, uns durch sie dem Ziele der Wahrheit zu nähern, dem Ziele, das

uns wie zum ersten Schritte so zu allen folgenden Regungen in jeder Art von theoretischem Wissensgebiet als das alleinige Ziel bestimmen sollte, — das zu beurtheilen, dürfte nicht so obenhin als „*willkührlich und gleichgültig*“ abzuthun sein, wenn man sich nicht muthwillig zum bloſsen Techniker und Handlanger in der Wissenschaft stempeln will. Mit dem zuletzt citirten Satze von MACH ist also die allervollkommenste Sinnesverschiedenheit ausgedrückt, sowohl gegen ZÖLLNER als auch gegen die hoffentlich durchweg erkennbare Tendenz dieser Schrift

Denn nicht für das menschliche Interesse im Naturforscher scheint mir die theoretische Philosophie vermeidenswerth, sondern nur für seine specifische Arbeit als die eines Förderers von empirischem Wissen. Ist diese Arbeit mit Fernhaltung aller fremdartigen Einflüsse geleistet, dann wird sich der Mensch im Naturforscher sicherlich grade sehr lebhaft dadurch bethätigen, daſs er seinem metaphysischen Verlangen gerecht wird. Je mehr er dafür gesorgt hat, daſs im Fachmanne das rein menschliche Element, das Leben in Ideen, wach geblieben sei, um so mehr wird er die Philosophie als eine Stätte der Sammlung und inneren Erhebung immer wieder aufsuchen, um mit dem eingeborenen Heimathsrechte daselbst nicht gleichzeitig sich zu verlieren, — nämlich die Entwickelung seines mit gutem Grunde so genannten „besseren Selbst,“ dessen Wesen es ist, nicht am Aeuſseren haften zu bleiben und darin aufzugehen, sondern dem Geheiſse zu folgen, dessen würdige Verkündung uns durch den Mund des Dichters zu Theil wird:

„*Think and endure, — and form an inner world*
In your own bosom — where the outward fails;
So shall you nearer be the spiritual
Nature, and war triumphant with your own.“*)
(Byron: Cain.)

Auch dem Drange nach wissenschaftlicher Wahrheit gelten diese Worte: unausbleiblich ist grade für den exacten Forscher die Erfahrung, daſs „the outward fails“: die Beobachtung läſst ihn nicht nur in enge Grenzen gebannt bleiben, nein, sie verwickelt sein Denken sogar nothwendig in Widersprüche, die nimmermehr

*) Denket und duldet, — und in eurer eigenen Brust gestaltet eine innere Welt, wenn sich die äuſsere euch versagt; so werdet ihr der geistigen Natur näher sein und siegreich gegen eure eigene kämpfen.

auf dem Boden der Empirie auszugleichen sind, sondern auf anderem Grunde, — eben dort, wo jenes „bessere Selbst“ zu walten hat.

In der „inneren Welt“, die von diesem Selbst kann gestaltet werden, hört das „Dulden“ auf, ein Schmerzempfinden zu sein; denn das „endure“, das mit dem „think“ als eine nothwendige Folge verbunden ist, bedeutet in der empirisch wissenschaftlichen Sphäre das Resigniren auf Lösung skeptischer Fesseln; aber in der „inneren Welt“, in der Philosophie, verlieren die Schranken des Wissens die Bedeutung des von auſsen Einengenden, des äuſserlich gewaltsam Widerstehenden — man erkennt die innere Nothwendigkeit ihrer Existenz und wird, was FAUST vergebens durch Magie erstrebt: „nearer the spiritual nature.“ In dies Bereich dringt das empirische, das geringere Ich niemals; es trägt auch kein Verlangen danach; zu der Entstehung dieses Verlangens fehlt es ihm schon an „Zeit“, einem Gute, dem es nicht blos empirische, sondern transscendentale Realität beimiſst; ruhelos ist es, vielgeschäftig bewegt und erachtet die Philosophie als gründlichen Zeitverderb, — es wäre denn, daſs die Aussicht auf Ziele wie Nachruhm oder auch „Gut und Geld“ und „Ehr' und Herrlichkeit der Welt“ die Beschäftigung zu entschuldigen vermöchte. Aber mag dieser „praktische“, dieser sehr erfolgbeflissene Eifer auch noch so nützliche Dinge zu Tage fördern, — für Alles, was dabei zu leisten ist, genügt doch schon der Theil des Menschen, wegen dessen wir ihn niemals als den Träger höherer, verehrungswürdiger Bestimmung ansehen. Erst die Erfüllung alles Thuns und Strebens mit ideellem Gehalt erhebt den bloſsen Allerwelts-Utilitarier zum Menschen in der nicht zoologischen Bedeutung des Worts. Was aber bei dieser Erhöhung virtuell oder actuell zur Wirkung gelangt: es ist nichts Anderes als grade Philosophie, in welcher Form es auch sei.

Und den Grundlagen der Erkenntniſstheorie darf man wohl eine ganz besonders nahe Beziehung zu den allgemeinen Interessen des Intellects zuschreiben. Denn dieser Theil der Philosophie ist nicht blos für jene weihevolle Erbauung da, welche vielen Menschen als eine Art Feiertagstimmung gilt, die, wenn nicht ganz zu verschmähen, so doch ein Luxus bleibt, der ihnen die Zeitkosten nicht gehörig durch Genuſs aufwiegt. Sondern von den KANTischen Fragen: „Was kann ich wissen?“ — „Wie ist Erfahrung möglich?“ — von diesen Fragen darf man wohl behaupten, daſs sie dem allgemeinen Interesse jedes wissenschaftlichen Menschen

mindestens eben so nahe liegen wie z. B. die allgemein interessirende Frage nach der Beschaffenheit unseres Planetensystems. **Mindestens** ebenso nahe! Denn allerdings halte ich es nicht für eine willkürliche oder zu weit gehende Annahme, dafs jeder **wissenschaftliche** Arbeiter mit lebhafterem Antheil interessirt sein müsse, die Wahrheitsdignität seiner Kenntnisse beurtheilen zu können, als zu erfahren, wie die Körper des Weltraums sich zu einander verhalten, — die Kenntnifs von diesem Verhalten ist ja gleichfalls jenen Fragen unterworfen; erst durch ihre Beantwortung wird aus allen möglichen Kenntnissen **Erkenntnifs**: ein organisch assimilirter Bestandtheil des eigenen Inneren, und folglich haben jene Fragen eine wichtigere Beziehung zu dem selbstbewufsten Einzelnen als alles durch Beobachtung Vermittelte.

Nur aus der verhältnifsmäfsig noch grofsen Jugend der KANTischen Errungenschaft vom Jahre 1781 wird das Mifsverhältnifs erklärlich, welches darin liegt, dafs der Culturgang die COPERNICanische Lehre zum wirklichen Allgemeingut des civilisirten Bewufstseins hat werden lassen, während die cardinaleren Angelegenheiten der Erkenntnifstheorie selbst den meisten unserer hochstudirten Universitätslehrer keineswegs als unerläfslich und unentbehrlich für ihre Notiznahme erscheinen und in diesem Sinne behandelt werden. In dem Bestehen dieses Mifsverhältnisses scheint mir deutlicher als in irgend einem anderen Symptome die tröstliche Sicherheit ausgesprochen zu sein: dafs wir uns noch in sehr frühen Anfängen wahrer Geistescultur befinden, und dafs daher wenigstens für die intellectuelle Sphäre eine sehr viel geläutertere Entwicklungsstufe in Aussicht steht. Denn unmöglich kann es bei dem jetzigen Verhältnisse der Vertreter empirischer Wissenschaften zur Philosophie verbleiben. Mag man auch immerhin in allen sonstigen Entwicklungsfragen dem empirischen Pessimismus zuneigen und gleich mir überzeugt sein: die Durchschnittsanlage der Menschen, um ideellen Gehalt in sich zu hegen und zu realisiren, diese Durchschnittsanlage hat während historischer Zeiträume keine wesentliche Steigerung erfahren und ist auch für viele Jahrtausende keiner Gesammt-Erhöhung fähig, — dennoch halte ich die Prophezeiung für nicht zu kühn: es kommt die Zeit, in der die Ignoranz in der kritischen Philosophie für ein weit beschämenderes Zeichen von Uncultur gelten wird als die völlige Unbekanntschaft mit der Lehre des COPERNICUS — nicht etwa aus dem Grunde, weil diese Lehre nur über empirische, äufsere Weltordnung aufklärt, jene Philosophie

aber eine Weltanschauung in viel umfassenderem Sinne giebt, nämlich Einsicht in das Doppel-Ding von Ich und Nicht-Ich: — **nicht** aus diesem Grunde; denn darin läge freilich ein unmittelbarer Widerspruch gegen den Unglauben an die allgemeine Werthschäzzung des Ideellen, wohl aber aus einem Grunde, der nach KANT (VII, 1, p. 33) als *„vom Vortheil hergenommen (argumentum ab utili) . . . . . der überzeugendste unter allen ist,“* — deshalb nämlich, weil die empirische Forschung von allen Seiten auf die logische Nothwendigkeit geführt werden wird, jene bereits hervorgetretenen unlöslichen Antinomieen auf verständlichere Weise zum Abschlusse zu bringen, als es durch den empirischen Idealismus der GAUSS-RIEMANN-HELMHOLTZ'schen Metamathematik geschehen ist. In ZÖLLNER's Kometen-Werk und in dem erwähnten Vortrage von MACH liegen bereits sehr deutliche Spuren von der Bedrängnifs zu Tage, in welche das empirische Wissen durch unabwehrbare Consequenzen gerathen mufs. Gegenwärtig aber wird diese Prophezeiung noch für Viele das Gepräge des Phantastischen haben. Denn wenn sich auch die grundsätzliche Feindschaft gegen alles Philosophiren heute nur selten in ihrer wahren Rohheit an's Licht wagt, so herrscht doch desto mehr die oben mit Beispielen belegte Neigung zu wissenschaftlicher Interessen-Mengerei. Die Verkennung des Wirkungsbereiches für die KANTische Lehre vom Raume ist keineswegs auf die hier vorgeführten Forscher beschränkt, sie ist im Gegentheil so sehr das Gewöhnliche, dafs man wie durch einen wohlthuenden Contrast überrascht wird, wenn man einmal durch eine Bemerkung des Autors im Voraus erfährt, dafs er wenigstens die Existenz gewisser Grenzen anerkennt und folglich ihre Verwischung zu vermeiden wünscht. Die Schrift von FRESENIUS über „die psychologischen Grundlagen der Raumwissenschaft“ (Wiesbaden, 1868, Kreidel) gehört zu diesen rühmlichen Ausnahmen. So wenig man sich auch mit mehren Begriffsanalysen des Verfassers einverstanden erklären mag, so erfreulich mufs es doch jedem auf das Gegentheil Vorbereiteten sein, dafs gleich im Anfange die gewöhnliche Confusion ausgeschlossen wird. *„Indem es“* — so lautet der zweite Satz des Vorworts — *„dabei völlig ununtersucht bleibt, ob diesen Ergebnissen unsres Bewufstseins eine objektive Realität entspricht, bewegt sich unsre Betrachtung nicht auf einem Boden, den man in engerem Sinn einen philosophischen nennen könnte.“* — Unter den Physiologen ist es AUBERT, welcher sich dieser selten geübten Enthaltsamkeit befleifsigt. (Physiologie der Netzhaut.

Breslau, 1865, Morgenstern.) Denn wenn ihm auch (p. 21) „*die Existenz eines Realen mit Relationen, welche den Relationen unserer Wahrnehmungen entsprechen, zur höchsten Wahrscheinlichkeit wird,*" so finden wir es doch gleichzeitig hervorgehoben, „*dafs wir von unserm Standpunkte aus die Qualität des Realen gänzlich unbestimmt lassen müssen.*" Und vorher heifst es von diesem discreten Standpunkte: er „*ist ein wesentlich idealistischer, denn er stellt in weiterer Consequenz unsere Sinneswahrnehmungen nur als Thätigkeiten unserer Sinnesorgane gegenüber sonst gänzlich unbekannten und unerkennbaren Vorgängen in der Aufsenwelt hin. ja er macht schliefslich die Existenz der Welt von unserer Sinnesthätigkeit abhängig, da ja Alles für uns nur insofern existirt, als es von unsern Sinnen und unserm Verstande erfafst wird, das Reale aber, wenn es existirt, durchaus unbestimmt und unbestimmbar bleibt.*" Und diese klare Stellung gegen die Philosophie macht sich nicht etwa blos in der Einleitung zu dem an empirischen Beobachtungen so reichen Werke geltend, sondern auch während der Detail-Forschung erinnert der Verfasser gelegentlich sehr präcis daran, dafs es nur empirische Realität ist, was er seiner Aufsenwelt vindicirt; § 76 (p. 154) beginnt: „*Die Disharmonie zwischen unseren Sinnesempfindungen und den objectiven Vorgängen in der Aufsenwelt, wie wir sie uns auf Grund vielfacher Combinationen als bestehend denken müssen, macht sich bei den Farben überhaupt und besonders in dem Verhältnisse der Farben zum Schwarz und Weifs fühlbar.*" Die Aufsenwelt, „wie wir sie uns denken müssen", — das ist die unüberschätzte Aufsenwelt, und mit diesem empirisch-realen Standpunkte ist es nicht unvereinbar, wenn Aubert an einer späteren Stelle (p. 267) erklärt, ihm scheine die Volkmann-Lotze'sche Auffassung der Raumwahrnehmung „*durchaus nothwendig,*" „*wonach derselben eine qualitative Empfindung zu Grunde liegt, welche durch psychische Thätigkeit zu einer extensiven Anschauung umgewandelt wird*" — nur möchte man freilich den Ausdruck „*umgewandelt*" entweder ganz entbehren oder durch einen anderen wie „geformt" ersetzen. Eine Disharmonie gegen die sonst von Aubert beobachtete Schonung Kantischer Philosophie liegt aber darin, dafs (p. 307) von einem „Kant-Müller'*schen Standpunkt*" die Rede ist, und dafs dieser vermeintliche Standpunkt mit Classen ein „*idealistischer*" genannt wird. Doch diese Stellen machen eher den Eindruck der Connivenz gegen einen fast allgemein recipirten Fehler der Terminologie, — findet doch auch der Philosoph

Stumpf, Joh. Müller habe Steinbuch „*vom* Kant'*schen Standpunct aus bekämpft*"! (l. c. p. 37, Anm.) Wenigstens wird das Irrthümliche dieser Stellen bei Aubert hinreichend compensirt durch andere, in welchen wie in den angeführten die Grenzen der Empirie correct innegehalten werden, oder wo, wie pp. 187, 272 (§§ 90, 121) und 312 (§ 137), der „*uns innewohnenden reinen Vorstellung vom Raume*" völliges Genüge geschieht. Wenn jedoch Aubert in seiner ohne Präjudiz charakterisirten Aufsenwelt die „*meisten Physiologen*" (p. 21) auf einem ebenso mit Kant noch verträglichen Standpunkte findet wie sich selbst, und wenn von dieser Majorität kein Einspruch gegen eine solche Beurtheilung erhoben wird, — nun, so beruht dies Verhalten wohl darauf, dafs man in dieser Aufsenwelt jeden beliebigen Grad von günstiger Meinung im Allgemeinen ohne Beschwerde vertragen kann. Solange es aber an Belegen für Aubert's wohlwollende Beurtheilung so ganz gebricht wie bisher, wird man, wenn nicht Pflichten der Höflichkeit es verhindern, durch Wahrnehmungen wie die mehrfach angeführten zu dem ganz entgegengesetzten Inductionsschlusse legitimen Grund haben.

Nun kann zwar die Annahme, dafs, wie Helmholtz meint (s. ob. p. 106), der „*durchgreifende Gegensatz der verschiedenen philosophischen Systeme*" auch in das Gebiet der Naturwissenschaft wirklich „*eingreifen*" könne, das heifst doch also, dafs bestimmte Systeme die Resultate des exacten Forschens zu beeinflussen im Stande sind, und zwar so, dafs die streitigen Sätze der Naturforschung den streitigen Systemen correspondiren, — diese Annahme kann zwar mit manchen Beispielen belegt werden, aber für die Transscendentalphilosophie trifft sie nur in so weit zu, als thatsächlich ihre Gedanken auch gemifsbraucht werden können; man kann sie halb erfassen, also mifsverständlich behandeln, wie es z. B. mit dem Kantischen Idealismus geschehen ist, und dann tritt noch überdies die Möglichkeit hinzu, dafs der individuelle Forscher zu Gunsten seiner unechten Kantgedanken und, „im Auslegen munter", seine bereits fertige Erklärung den empirischen Thatsachen „unterlegt." Aber weder ist das Individuum dann hierin in Wahrheit ein exacter Forscher, noch ist es eine Consequenz des philosophischen Gedankens, dafs er der Befangenheit und willkürlichen Deutung Dienste leistet. Der „Eingriff" in die exacte Arbeit fällt also stets auf die Subjectivität des Arbeiters zurück, und wenn der Einflufs eines philosophischen Gedankens sich etwa so vortheilhaft geltend macht wie bei Joh. Müller, so liegt das

Verdienst des Naturforschers darin, daſs der fremde Gedanke immer nur die Anregung für ihn blieb, um aus empirischem Material eine neue und exacte Wahrheit zu entwickeln, — eine Wahrheit von so groſser Selbständigkeit, daſs sie ganz unabhängig zu halten ist von dem urheberischen Gedanken, wie ja die Lehre von den specifischen Sinnesenergieen mit dem transscendentalen Realismus ebenso wohl vereinbar bleibt wie mit dem transscendentalen Idealismus. Eine sachliche Zusammengehörigkeit zwischen dem letzten und Müller's Theorie besteht so wenig wie etwa zwischen der theologischen und der naturwissenschaftlichen Parthenogenesis; die Thatsache, daſs die letzte von einem Theologen, dem Pfarrer Dzierdzon, entdeckt ist, bleibt für die innere Beziehung zweier Beurtheilungen verschiedener Ereignisse völlig nebensächlich; denn nicht dem Theologen, sondern dem denkenden Beobachter verdanken wir die anerkannte Wahrheit, und es wäre eine übel angebrachte Satire, wenn man, ohne durch eine Aussage Dzierdzon's berechtigt zu sein, in diesem Falle sagen würde: das Leben in theologischen Ideen habe einmal auch naturwissenschaftlichen Segen gewirkt.

Und weil nun eben der thatsächliche Einfluſs der transscendentalen Philosopheme auf naturwissenschaftliche Resultate nur ein äuſserlicher ist, da er nur in so weit besteht, als das naturwissenschaftliche Denken durch persönliche Sympathie des Einzelnen mit dieser oder jener philosophischen Idee angeregt und in der Wahl der Objecte bestimmt werden kann, während doch nach der Entstehung der Intuition die specielle Bearbeitung der Probleme, je exacter sie ist, um so ausschlieſslicher geleitet wird durch den Scharfsinn in der Combination empirischer Elemente, sowie durch sorgfältiges und unbefangenes Beobachten und Urtheilen, deshalb ist die besprochene irrthümliche Schätzung des Verhältnisses zwischen Philosophie und Naturforschung bei den Naturforschern selbst von wenig nachtheiligen Folgen und bleibt bei ihnen im Wesentlichen ohne Einfluſs auf die Ergebnisse für die Wissenschaft, nicht freilich auf die Auffassung von diesen Ergebnissen, auf ihre Verwerthung für allgemeine Gedanken.

Anders aber ist es auf anderen Gebieten, nämlich erstens in der Philosophie selbst und zweitens in denjenigen Zweigen der nicht, oder wenigstens noch nicht exacten Wissenschaften, in welchen sich aus der zu ergründenden Wahrheit Grundsätze für das ethische Handeln ergeben, also z. B. in der Pädagogik und

ganz besonders in den Staatswissenschaften, in der Volkswirthschaft und überall, wo die Fragen nach Wohlfahrt, Macht und Recht nicht auszuschlieſsen sind.

In der theoretischen Philosophie also und in den Staatswissenschaften muſs die Vermengung der innerlich nicht zusammengehörigen Forschungsrichtungen noch viel tiefer greifende Uebel mit sich führen als in der Naturwissenschaft. Die folgenden Abschnitte sind dazu bestimmt, diese Behauptung an geeigneten Beispielen aus unserer Zeit zu erproben.

Zusatz zu der Anmerkung auf p. 103.

Es möge hier, als in dem Zwischenraume, welcher die beiden auf dem Titel bezeichneten Theile dieser Schrift von einander trennt, eine nachträgliche Bemerkung Platz finden, welche vielleicht geeignet ist, einem für manche Leser nahe liegenden Einwande zu begegnen. Auf p. 103 ist im Texte bemerkt, daſs in der mit Riemann übereinkommenden Arbeit von Helmholtz „der Raum aus Gröſsenbegriffen abgeleitet wird", und diese, in dem dort Vorhergehenden ausführlich besprochene Thatsache wird in der Anmerkung auf derselben Seite noch überdies durch Worte von H. selbst bekräftigt. Der letzte Satz des daselbst gegebenen Citates ist aber so geformt, daſs es nicht überflüssig erscheint, die Unzweideutigkeit des Gesagten besonders hervorzuheben. H. findet: „*Es konnte*" .... „*der Weg betreten werden, nachzusuchen, welche analytischen Eigenschaften des Raumes und der Raumgröſsen für die analytische Geometrie vorausgesetzt werden müſsten, um deren Sätze vollständig von Anfang her zu begründen.*" Hienach könnte es den Anschein gewinnen, daſs in der erwähnten Arbeit, ganz entgegen der Bemerkung des Textes, die Sätze der analytischen Geometrie aus den analytischen Eigenschaften des Raumes und der Raumgröſsen haben abgeleitet werden sollen. Doch dies wäre eben eine unrichtige Deutung, zu welcher nur die Schluſsworte des Citates Anlaſs geben könnten. Factisch läſst auch diese Stelle nur einen Sinn zu, selbst wenn man von allem im Texte Besprochenen absieht, wodurch die Auffassung als selbstverständlich erscheint: die reinen Gröſsenbegriffe und Sätze der analytischen Geometrie werden als ein zuerst Gegebenes, zuerst Vorhandenes betrachtet. In der Anlehnung an sie ist der Versuch unternommen worden, für die analytischen Eigenschaften des Raumes und der Raumgröſsen Voraussetzungen von solcher Art zu machen, daſs auch die Sätze der analytischen Geometrie durch diese Voraussetzungen begründet werden können. Sachlich also werden die Raumgröſsen zu Gunsten der reinen Gröſsenbegriffe construirt, sie werden den letzten anbequemt, d. h. eben: der Raum wird angeblich aus den abstracten Gröſsenbegriffen abgeleitet.

V.

„Philosophie des Unbewufsten".

Wie verhängnifsvoll es für die Philosophie geworden ist, dafs sie nach dem Tode KANT's die Grenzen ihrer Competenz zu überschreiten unternahm, darüber beginnt sich bereits das Urtheil historisch zu befestigen. Der Ingrimm SCHOPENHAUER's gegen HEGEL mag für mafsvoll temperirte Gemüther, — welche, optimistisch gesprochen, wohl ebenso oft den flauen als den schönen Naturen angehören, — etwas Abstofsendes haben, aber wahr ist es eben doch, dafs HEGEL und die Seinigen *„die Philosophie in Verachtung gebracht haben."* (SCHOPENH., Vierfache Wurzel etc. 3. Aufl. 1864, p. 12.) Diese Einsicht macht auch in so erfreulicher Weise Fortschritte, dafs die Prognose gerechtfertigt ist, die Tage der Identitätsphilosophie seien gezählt; man darf in diesem Falle der exspectativen Methode huldigen und unbesorgt zusehen, wie einige Wundergläubige fortfahren, sich ihrem Heiligencultus weiter hinzugeben.

Und wenn ich nun einem „Philosophen", zwar nicht ganz von dieser Schule, — denn irgend Etwas ganz zu sein, ist überhaupt nicht seine Sache, es wäre denn: ganz modern — aber genau von demselben Weisheits-Werthe wie der Lehrer und die Schüler der Identitätsphilosophie, — wenn ich also dem jüngsten der modernen Metaphysiker, Herrn EDUARD v. HARTMANN, einige Bemerkungen widme, so geschieht dies nicht, weil ich etwa an die Möglichkeit glaube, dafs sein Einflufs auf den Gang der Wissenschaft an Intensität und Dauer dem stark hemmenden Einflusse HEGEL's ähnlich werden könne, sondern weil ich wenige Andeutungen für genügend halte, um vielen Menschen die Zeitvergeudung zu ersparen, welche die „Philosophie des Unbewufsten" auch bei Männern wie ZELLER verursacht hat, deren Zeit ein kostbares Gut ist, sowohl für sie selbst als auch für Andere. Denn angenommen,

der Autor eines Buches über Aesthetik würde mit der Versicherung auftreten, dafs er seine Theorie nur auf allgemein anerkannte Thatsachen gegründet habe, und ein musikalisch interessirter Mensch würde erfahren, dafs an einer Stelle des Buches darauf hingewiesen wird, wie ja bekanntlich einige neuere Compositionen mit dem Septimen-Accorde schliefsen — dann wird der Musikalische das betreffende Buch erstlich niemals in die Hand nehmen, um Belehrung über das Schöne in der Musik daraus zu schöpfen, und er wird zweitens gegen den Autor überall da auf der Hut sein, wo dieser von Dingen spricht, die dem Leser etwa ebenso wildfremd sind wie dem Autor die Harmonielehre — immer, nota bene, höflich vorausgesetzt, dafs der Musikalische nicht zu dem Publikum gehört, von welchem ein Kenner — GOETHE — einmal als von der „Heerd' Schwein'" redet. Es würde also ein einziges Beispiel wie das angeführte das Verhalten eines Menschen bestimmen und rechtfertigen, der nicht durchweg von Mode und Reklame abhängig ist.

Nun enthält das v. HARTMANN'sche Buch, welches die Versicherung an der Stirn trägt, dafs es *„speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode"* darbiete, eine solche Fülle von Analogieen für einen musikalischen Schlufs mit dem Septimen-Accorde, dafs erstlich die Auswahl nicht schwer ist und zweitens auch eine knappe Auswahl schon hinreichende Information gewährt.

Ich hatte bereits (p. 115) Veranlassung zu erwähnen, dafs nach v. HARTMANN *„die Grunderscheinungen des Mesmerismus oder thierischen Magnetismus nachgerade als von der Wissenschaft anerkannt zu betrachten"* sind.

Es soll hier keineswegs erörtert werden, warum die „Wissenschaft" auch nicht eine Spur mit dem Mesmerismus zu schaffen hat, und warum v. HARTMANN's gelassener Ausspruch nur dann von seiner Lächerlichkeit befreit wird, wenn man ihm willkürlich folgenden Sinn einflöfst: unter den dem Betruge oder der Selbsttäuschung unterworfenen Mystikern, welche an die Grunderscheinungen des Mesmerismus glauben, giebt es auch Männer, welche einer Wissenschaft obliegen, unter anderen der Naturwissenschaft. Wie gesagt: dieser Erörterung entschlage ich mich; denn erstens verzichte ich auf die Verständigung mit Personen, welche mein eben abgelegtes Bekenntnifs durch Berufung auf selbsterlebte Ereignisse würden bekämpfen wollen, und zweitens bestimmt mich die Erfahrung, dafs man andererseits bei gewissen „exacten" Leu-

ten gleichfalls leicht an die Grenze der gegenseitigen Verständigung gelangen kann, sobald man erklärt: mit naturwissenschaftlicher Evidenz ist der Anhänger des Mesmerismus ebenso wenig zu widerlegen wie der Mann, der daran glaubt, dafs die physische Unsterblichkeit des Individuums eine der zu realisirenden Consequenzen der DARWIN'schen Theorie sei, gefährdet nur etwa durch die kosmische Hypothese von der Entropie, über welche aber wieder Prof. REUSCHLE und Andere forthelfen.

Wegen seines Mesmerismus bleibe demnach Herr v. HARTMANN hier ebenso unangefochten wie SCHOPENHAUER, welcher es dahin gebracht hat, zu erklären: „*Wer heut zu Tage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehns bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen.*“ (Parerga u. Paralip. 2. Aufl., I. Bd., Berlin, 1862, Hayn, p. 243.) Nur für diejenigen Leser, welche den Wunsch haben, in diesem Falle gegen ihre ursprüngliche Skepsis wieder gerecht zu werden, nachdem ihnen diese durch die Autorität der gelehrten Philosophen ist erschüttert worden und aufserdem durch die Autorität, welche Herr v. HARTMANN, der für gewöhnlich keine Quellen angiebt, empfiehlt „*zum Kennenlernen des betreffenden Erscheinungsgebietes in weiterem Umfange:* REICHENBACH's *odisch-magnetische Briefe, und sein gröfseres Werk: der sensitive Mensch*“ (Philos. d. Unbew. 2. Aufl. Berlin, 1870, C. Duncker, p. 141, 5. Aufl. 1873, p. 152), — für Erholungsbedürftige also erwähne ich, dafs sie eine zweckmäfsige Lectüre in einem trefflichen Aufsatze finden würden, welcher im ersten Bande der „Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur“ (Berlin, 1861, Guttentag, p. 90) enthalten und überschrieben ist: „Erlebnisse auf dem Gebiete des Mesmerismus. Von GUSTAV SIEGMUND, Dr. med.“ Der Verfasser berichtet als Augenzeuge. Man hat ihm niemals Veranlassung gegeben, eine seiner Mittheilungen zu widerrufen oder zu corrigiren.

Was mich aber bestimmt, die Anerkennung des Mesmerismus durch Herrn v. HARTMANN hier anzuführen, das ist die Analogie, welche der Autor für die Wirkung des „*blofsen Willens des Magnetiseurs*“ — freilich in einer ungewöhnlich verschämten Form — in Anspruch nimmt. Hören wir das Original (Philos. des Unb. 2. Aufl. p. 138, 5. Aufl. p. 149):

. . . . „*doch möchte es sehr bedenklich scheinen, für den einzelnen Fall eine Grenze zu ziehen, wie weit die Leistungsfähigkeit des Willens ohne Hülfe der Nerven reichen könne, da die Intensität des Wollens in einseitiger Richtung und auf kurze Zeit den*

Mangel an Hülfsmitteln bisweilen in hohem Grade ersetzen kann. Ich will nicht auf Beispiele der Magie (Ablenkung der Magnetnadel durch den blofsen Willen des Magnetiseurs u. dgl.) verweisen, weil sie zu wissenschaftlichen Gründen stärkerer Beglaubigung bedürfen; aber verschiedene Umstände beweisen deutlich genug, dafs die Wirkungssphäre des Willens, sowie der Sensibilität auch im Menschen über die Nerven hinausreicht: z. B. das plötzliche Ergrauen der Haare nach heftigen Affecten, die Vertheilung der motorischen Nervenfasern in den Muskeln, wonach die Muskelfasern selbst Leiter des motorischen Stromes zu ihren Nachbarn sein müssen, die Empfindlichkeit der Haut an ihrer ganzen Oberfläche, während die Tastwärzchen doch nur hier und da unter ihr liegen, die Wirkung der Nerven auf die secernirenden Häute in ihrer ganzen Ausdehnung, während die Nerven doch nur beschränkte Theile berühren können, ferner der Umstand, dafs auch nervenlose Theile des menschlichen Körpers empfindlich und schmerzhaft werden können, sobald bei verstärktem Blutandrange und Auflockerung des Gewebes ihre Lebendigkeit, d. h. die Verschiebbarkeit und Polarität ihrer Molecüle erhöht ist“ etc. — Der leichte Schleier, welcher hier über die Facta der „*Ablenkung der Magnetnadel durch den blofsen Willen des Magnetiseurs u. dgl.*“ geworfen ist, wird drei Seiten später zuversichtlich entfernt. Daselbst (p. 141, respect. p. 152) lesen wir:

„*Abgesehen von der künstlichen Erhöhung der electrischen Wirkung, ist auch die nervenstärkende und belebende, alle vitalen Functionen anfeuernde Macht des Mesmerismus bekannt, sowie die Herbeiführung von heilsamem Schlaf und Krisen in demselben. Wenn auch die Electricität bei diesen Erscheinungen nur ein begleitender Umstand oder eine peripherische Verwandlung der eigentlichen magnetischen Kraft sein mag, so ist diese doch jedenfalls mit diesen physikalischen Kräften und dem motorischen Nervenstrom verwandt, und entsteht vermuthlich wie letztere durch Aenderung der polarischen Lage der Molecüle in den Centris. Sie ist wie die Bewegung eine indirecte Wirkung des bewufsten Willens (bisweilen auch bei Handauflegen der Heiligen, Wundercuren u. s. w. ganz unbewufst), was er aber eigentlich, d. h. direct thut, und wie er es macht, weifs der Magnetiseur beim Magnetisiren so wenig, als beim Aufheben seines Armes. Es tritt also hier, wie dort und überall die Vermittelung eines unbewufsten Willens dazwischen, welcher bewirkt, dafs gerade ein magnetischer Strom und kein anderer entsteht, und*

dafs dieser gerade nach den Händen hin, und nicht nach irgend einem anderen Körpertheile sich concentrirt."

Aus den hier mitgetheilten Stellen ist nun schon sehr deutlich zu entnehmen, auf welche Weise der „Philosoph" die Wege der „*inductiv-naturwissenschaftlichen Methode*" wandelt:

In dem lebenden Organismus können die sensiblen Nerven erregt werden durch die Berührung solcher Theile, an welchen Nerven nicht sind, von wo aus aber natürlich auch sehr geringe Druckveränderungen den sensiblen Nerven mitgetheilt werden, und zwar durch flüssige, oder halbflüssige, oder feste, immer aber durch vortrefflich weiterleitende Verbindungen; im Organismus geschieht es, dafs Vorgänge in Drüsennerven die Ursache sind von Veränderungen in nervenlosen Gewebspartieen, Vorgänge in motorischen Nerven Ursache von Veränderungen in nervenlosen Organtheilen, — ergo — von Herrn v. Hartmann in ein „doch" maskirt, aber mit wachsender Dreistigkeit unter der Maske hervortretend — ergo „*möchte es sehr bedenklich scheinen, für den einzelnen Fall eine Grenze zu ziehen,*" und wenn wir nicht eben „*sehr bedenklich scheinen*" wollen, so lassen wir getrost einen Vorgang im Nervenapparat des Organismus überallhin durch die atmosphärische Luft hindurch unmittelbar wirksam sein, — dann haben wir ein „*speculatives Resultat.*"

Und so ist denn in treuer Erfüllung echt naturphilosophischer Mission zugleich eine sichere Strafse gebaut für den Glauben, der da Berge versetzt; denn wenn wir auch nicht grade „sehr bedenklich scheinen" wollen, so soll man uns doch hoffentlich ebenso wenig grober und parteiischer Willkür beschuldigen, und dazu würde man doch vollauf das logische Recht haben, wenn wir unserer Consequenz befehlen würden, vor den Bergen Halt zu machen.

O, dafs ich nicht als ein inbrünstiger Jünger zu den Füfsen Hengstenberg's gesessen habe! Wie würde nun jauchzen meine Seele und frohlocken! Wie könnte ich jetzt stumpfen die Zähne des Widersachers! Denn siehe: auch das Wunder des heilkräftigen Handauflegens ist kein Problema fürderhin, — nein, das Zugeständnifs davon ist ein, auch von profanem Sinne nicht mehr abzuleugnendes, es ist ein „speculatives Resultat nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode"!

Wenden wir uns zu einer anderen gloriosen Stelle des v. Hartmann'schen Buches. Ich gebe das Citat nach der fünften

Auflage, nicht nach einer früheren, in welcher ich die erste Bekanntschaft mit dem Autor machte. In der ersten Auflage (p. 115) und ebenso in der zweiten (p. 123) fehlt nämlich das vorsichtige „soll", mit welchem in der fünften Auflage der merkwürdige Bericht ausgestattet ist. (Für die Indolenz, mit welcher ich mich der Collationirung der dritten und vierten Auflage entziehe, wolle mir der mitfühlende Leser grofsmüthige Nachsicht angedeihen lassen.) Die Zuversicht des historischen Tones ist also an dieser Stelle ausnahmsweise zu einem zeitungsmäfsigen on dit herabgestimmt; statt „*ist beobachtet worden*" sagt die Stereotyp-Ausgabe: „*soll beobachtet worden sein*", aber jetzt wie damals keineswegs in der Absicht, um den Leserkreis zu erheitern, sondern gleichfalls, um durch Mittheilung der Merkwürdigkeit „*das Unbewufste in der Naturheilkraft*" zu illustriren, — ein Beginnen, das aufserdem noch durch eine reiche Auswahl von assertorisch vorgetragenen Ungeheuerlichkeiten in's Werk gesetzt wird. Ich wähle also unter dem blamirendsten Inventar grade das Stück, an welchem ausnahmsweise so Etwas wie Besonnenheitsschimmer wahrzunehmen ist. Nämlich folgendermafsen läfst sich die fünfte Auflage (p. 135) vernehmen:

„*Auch bei einer Degeneration der Nieren, wo dieselben keinen Harn mehr absondern konnten, oder bei fehlender Verbindung mit der Blase, soll jahrelange Urination auf normalen Wegen beobachtet worden sein, woraus man auf eine vicarirende Fähigkeit der Blase selbst zur Harnabsonderung hat schliefsen wollen.*" — Sic. — Ob sich das unpersönliche Fürwort „man" noch auf andere Herren bezieht als auf Herrn v. Hartmann, weifs ich nicht zu sagen, aber ihn selbst hat es wohl jedenfalls mitzurepräsentiren; denn die genannten ersten Auflagen geben die Schlufsfolgerung unter der Verantwortlichkeit des Redenden: auf „*ist beobachtet worden*" folgen dort die Worte: „*dieser*" — der Harn — „*konnte also nur von der Blase selbst secernirt sein.*"

Für sehr fernstehende Beurtheiler will ich ein Gleichnifs mittheilen, welches von einem erfahrenen Anatomen herrührt, dessen guter Humor glücklicher Weise unter seiner mehrjährigen Professur in einer medicinischen Facultät Preufsens nicht gelitten hat. Als ich demselben die Stelle zeigte, und als seine Heiterkeit von einigen der Anwesenden nicht getheilt wurde, weil sie sich niemals mit Anatomie und Physiologie beschäftigt hatten, erläuterte der Fachmann die v. Hartmann'sche Notiz, indem er sagte: „das ist ja gerade so, als wenn Jemand erzählt: sobald bei einer Mifsernte

das Getreide aufgezehrt ist, so soll hie und da das Korn in einigen Säcken wieder nachwachsen." Dies fanden denn auch die Nichtmediciner komisch, aber sicherlich nicht in höherem Grade als der Erläuternde die Erzählung des Herrn v. HARTMANN. Sollte aber der Philosoph finden, dafs ich ja durch Gutheifsung dieses Gleichnisses denselben Schnitzer begehe, über den ich so eben meinen Spott frei liefs, da ja Harnblase und Nieren, Theile eines Organismus, in Analogie gestellt sind zu Fruchtsäcken und Ackerland, welchen es an jedem organischen Zusammenhange fehlt, — sollte also der Philosoph hier einmal in der That so „sehr bedenklich scheinen", so bitte ich, darauf achten zu wollen, dafs das tertium comparationis hier ganz allein in dem novum atque inauditum liegt, welches durch Vorstellung allgemein bekannter und allerdings zugleich ähnlicher Verhältnisse zu versinnlichen war. Und auf diesem Hauptbeine hinkt das Gleichnifs nicht; denn dafs ein Secret, zu dessen Herstellung aus dem Blute innerhalb des Organismus, bis jetzt immer ein so überaus complicirter Apparat gehört hat, wie die Nieren es sind, — dafs dieses Secret auch einmal ohne diesen Apparat, ohne die specifischen Drüsen-Elemente innerhalb des Organismus sollte abgesondert werden können, z. B. in der Harnblase, die wesentlich als Reservoir figurirt wie der Fruchtsack auch, das wäre an Neuheit und Unerhörtheit nicht nur grade so grofs wie der exemplificirte Fall, sondern sogar gröfser; denn viel eher wäre es in Uebereinstimmung mit Erfahrungs-Thatsachen, dafs sich in einer kleinen Quantität Humus, die zufällig in einen Sack gerathen, unter günstigen Bedingungen ein Getreidekeim zu entwickeln anfinge, als dafs innerhalb der Harnblase auch nur ein Tropfen wirklichen Secrets aus dem Blute austreten würde.

Weniger drastisch in der Wirkung, aber nicht im Mindesten mehr wissenschaftlich ist eine Vorstellung, welche der Philosoph auf p. 100 der 2ten, p. 112 der 5ten Auflage zum Besten giebt. Es wird dort erstlich „*derjenige centrifugale Innervationsstrom*" erfunden, „*welchen wir Aufmerksamkeit nennen, und welcher alle einigermaafsen deutlichen Wahrnehmungen erst ermöglicht.*" Und sodann wird von dieser Novität Folgendes ausgesagt (5. Aufl. p. 113): „*Das partielle Fehlen dieses Innervationsstroms ist es auch, was den sonst unerklärlichen Unterschied zwischen fehlenden und schwarzen Stellen des Sehfeldes begreiflich macht.*"

Für Leser, welche auch in populären Darstellungen niemals einer

Erklärung des sogenannten blinden Flecks im Auge begegnet sind, möge diese Stelle durch zwei Erinnerungen aus meiner Studentenzeit illustrit werden. Ein lebensfroher Commiliton der, um einmal nach Herrn v. HARTMANN wissenschaftlich zu referiren, seinen centrifugalen Innervationsströmen mehr die Richtung nach dem Fechtboden als nach dem Auditorium oder dem Studirzimmer gegeben hatte, wurde im Examen gefragt, ob man mit allen Theilen der Netzhaut gleich scharf sehen könne. „Nein." „Wo ist denn wohl die Stelle des deutlichsten Sehens?"

„Nun," war die beherzte Antwort, „natürlich da, wo der Sehnerv in's Auge tritt."

„*Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses*
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes."

In gleicher Intensität wiederholte sich diese Sensation an so ehrbarer Stelle nur noch ein Mal während jener Zeit, und aus der Aehnlichkeit der Wirkung mögen Nichtmediciner gleich Herrn v. HARTMANN dies Mal die Aehnlichkeit der Ursache entnehmen.

„Wohin würden sie wohl einen Kranken dieser Art schicken?" lautete die Frage. — „Nach Selters." — „Ganz recht; nennen Sie vielleicht noch andere Orte?" — „Zum Beispiel Soda." — „Sie meinen Soden?" — „Nein. Soda."

Ich behaupte natürlich für diese und die vorige Antwort keine andere Aehnlichkeit als die, dafs durch beide ein gewisser Abgrund in die Perspective kommt, der in einem sehr effectvollen Contrast steht zu den Terrainverhältnissen, welche als die gemeinsamen vorausgesetzt waren. Es sind eben die Jobsiaden-Ereignisse aus dem wirklichen Leben, wie sie auf jeder Universität und überall, wo examinirt wird, vorkommen. Aber in modificirter Bedeutung heifst es auch hier: locus regit actum; denn nicht nur das active, sondern auch das passive Verhalten wird durch den Ort bestimmt. Aeusserungen, welche im Prüfungszimmer vielleicht ausschliefslich die Heiterkeit der Hörer erregen, können in einem Buche, das mit der Prätention des v. HARTMANN'schen auftritt, sehr widerwärtig wirken, und wenn sie so massenhaft und mit so kecker Willkür geboten werden wie von diesem Autor, überfirnifst mit einem Anstrich aus lexicalisch und kritiklos zusammengerafften, liederlich und seicht aufgefafsten Notizen, — dann kann die natürliche Wirkung der summirten Eindrücke eine sehr andere sein als eine komische. Die nicht erfundene Candidaten-Antwort über den blinden Fleck ist nun deshalb ein Jobsiaden-Ereignifs, weil sie die Unbekanntschaft mit einer der primitivsten Thatsachen in der Physio-

logie des Auges an den Tag legt. Dafs es zur Perception des äufseren Lichtes gewisser Endapparate der Opticusfasern bedarf; dafs diese Organe an der Eintrittstelle des Sehnerven nicht vorhanden sind, und dafs dies Fehlen der Endapparte die nächste Ursache ist für die Unempfindlichkeit der Stelle gegen äufseres Licht, mag man nun die Nervenzellen und Zapfen allein, oder auch die Stäbchen zu den „lichtempfindlichen Elementen“ zählen (s. HELMHOLTZ, Optik, p. 214), — das erfährt man eben bei einer auch ganz dürftigen Beschäftigung mit dem Gegenstande sehr früh und überall. Wer nun wie Studiosus fidelis einfach Nichts von Allem jemals vernommen hat, der ist dann doch wenigstens in der Unwissenheit kein Stümper, und keinenfalls kommt er dann auf den unglücklichen Einfall, mit „inductiv-naturwissenschaftlicher Methode“ speculativ pro publico paradiren zu wollen. In diesem unschädlichen Zustande befindet sich nun das Wissen des Herrn v. HARTMANN leider nicht. Der seit 1668 durch MARIOTTE bekannte blinde Fleck hat auch die tabula rasa des Philosophen in ihrer Reinheit afficirt, aber, viel zu erhaben für die Lectüre populärer Schriften, erdichtet er flugs ad hoc einen *„centrifugalen Innervationsstrom“*, unbekümmert um Alles, was seit langer Zeit als Fundamentalfactum für Jedermann aus dem Volke zugänglich ist. Wäre es zu verargen, wenn man den wohlgemuthen Bruder Studio bei Weitem erträglicher fände als diese Sorte von Weisheits-Gründerei?

Jemand, in dessen Gegenwart der Meridian von FERRO erwähnt war, erkundigt sich, ob der wohlklingende Vorname des Herrn von FERRO auch in anderen edlen Familien gebräuchlich sei. Ein Zweiter versichert: als das Herrlichste, das er auf seinen Reisen genossen, bewahre er doch noch immer in der Erinnerung den Anblick der beiden berühmten Meridiane von Paris und Greenwich. — Gegen wen von diesen Beiden sind wir unbarmherziger? Ich meine, gegen den Zweiten, nicht obgleich, sondern weil er von Meridianen etwas mehr gehört hat als der Erste, ganz abgesehen davon, dafs er flunkert und renommirt.

„Der sonst unerklärliche Umstand“ des Herrn v. HARTMANN ist übrigens neuerdings einem etwas genaueren Verständnifs entgegengeführt, und das Resultat bleibt das stricte Gegentheil von der aus der Luft gegriffenen Erklärung, die wir gehört haben. Die bereits früher (p. 122) angeführten experimentellen Untersuchungen von DEWAR und MC KENDRICK über die physiologische

Wirkung des Lichts haben nämlich zu einer Reihe von Sätzen geführt, von denen ich die beiden hier speciell interessirenden nach dem Referate mittheile, welches in der Nummer 37 (13. Septbr. 1873) von SKLAREK's Zeitschrift „der Naturforscher“ gegeben ist.

„1. Die specifische Wirkung des Lichts auf das Auge besteht darin, die elektromotorische Kraft der Netzhaut und des Sehnerven zu verändern.“ Ferner:

„5. Die Aenderung rührt wesentlich von der Netzhaut her, da, wenn dieses Organ entfernt ist, während die anderen Gebilde des Auges bleiben, keine Empfindlichkeit für Licht existirt, obschon noch eine elektromotorische Kraft vorhanden ist.“ (Vgl. auch Centralbl. für die medic. Wissensch. Berlin, 20. Juni, 1874, No. 30, p. 467: DEWAR u. MC KENDRICK, The physiological action of light, Journal of Anat. and Physiol. 1873, XII, 275—282.)

Wenn sich diese Untersuchungen allgemein bestätigen, so wird man also durch sie berechtigt, nicht nur das Vorhandensein der Netzhaut als die wesentliche Bedingung für die Lichteinwirkung anzugeben, sondern man darf auch den in der Netzhaut bewirkten Vorgang in die Reihe der elektromotorischen Processe stellen. Aber es wird Nichts daran geändert, dafs es das vollständige Fehlen der Endapparate ist, wodurch die Stelle des Opticus-Eintritts zu einem blinden Fleck wird, und nicht nach Herrn v. HARTMANN das partielle Fehlen eines centrifugalen Innervationsstroms, auch nicht einmal das vollständige oder partielle Fehlen jedes centripetalen Nervenstroms, sondern das Fehlen einer Modification des letzten, zu deren näherer Bestimmung es bis jetzt an jedem Anhalte gebricht, und von der man nur sagen kann, dafs sie gebunden ist an das Vorhandensein der lichtempfindlichen Elemente. Herrn v. HARTMANN's Angabe bleibt dabei, was sie war: die pure Erfindung, vor welcher die allerelementarste Bekanntschaft mit dem Gegenstande würde haben bewahren müssen.

Aber die literarischen Anerkenner und sonstige Sanft-Liberale erheben begreiflicher Weise den Einwand: es gebe ja sehr erlauchte Beispiele dafür, dafs Männer Unsinn geschrieben haben, veritablen, ja grandiosen Unsinn, und dafs dieselben trotzdem grofse und unvergänglich heilbringende Männer gewesen sind. Nun ja, so ist es wirklich, und es bedarf keiner grofsen Gelehrsamkeit, um Beispiele anzuführen, wie sie durch die Schrift von LIEBIG: „Ueber FRANCIS BACON v. VERULAM und die Methode der Naturforschung“ (München, 1863, Cotta) allgemein bekannt geworden sind, oder

um auf GOETHE's Meteorologie hinzuweisen oder auf Stellen wie die im 3ten Bande von HUMBOLDT's Kosmos, p. 19, woselbst man liest, wie KEPLER zuerst mit Bestimmtheit Ebbe und Fluth als einen Beweis dafür anführt, *„dafs die anziehende Kraft des Mondes (virtus tractoria) sich bis zur Erde erstrecke,“* und wie *„leider der grofse Mann zehn Jahre später, 1619, vielleicht aus Nachgiebigkeit gegen* GALILEI, *welcher Ebbe und Fluth der Rotation der Erde zuschrieb, die richtige Erklärung“* aufgab, *„um in der Harmonice Mundi den Erdkörper als ein lebendiges Unthier zu schildern, dessen wallfischartige Respiration, in periodischem, von der Sonnenzeit abhängigen Schlaf und Erwachen, das Anschwellen und Sinken des Oceans verursacht.“* Ja, ich glaube nicht zu übertreiben: man könnte den ganzen Raum des v. HARTMANN'schen Buches mit Citaten von demselben Genre füllen, zu welchem Genre es dann gehören würde, dafs die Autoren trotz solcher Bocksprünge tüchtige, ja bedeutende Männer waren oder noch sind. Aber, meine toleranten Herren vom Gefolge des Philosophen v. HARTMANN: ziehen Sie nur von den Leistungen der BACO, GOETHE, KEPLER das Willkürliche und Phantastische ab, dann bleibt bekanntlich trotz LIEBIG noch etwas weit Höheres von BACO zurück als seine elegante Darstellung, nämlich reformatorisch gewordene und sehr zur rechten Zeit vorgetragene Gedanken, und von GOETHE, dem Naturforscher, behalten wir nach Ausscheidung der Meteorologie und selbst der ganzen Farbenlehre nicht nur die bewunderungswürdigen osteologischen Arbeiten als wichtiges Inventar der Wissenschaft, sondern nicht minder die Lehre von der Pflanzen-Metamorphose, gegen die der Botaniker A. BRAUN viel gerechter zu sein lehrt als der Nicht-Botaniker HELMHOLTZ. (Vgl. HELMHOLTZ: „Ueber GOETHE's naturwissenschaftliche Arbeiten“ in den populären wissenschaftl. Vortr. 1. Heft. Braunschweig, 1865 und A. BRAUN: „Ueber die Bedeutung der Entwickelung in der Naturgeschichte“, Berlin, 1872, Hischwald; auch CLASSEN: Gesammelte Abhandlungen, p. 154: „Ueber Lebenskraft und Freiheit.“) Und dafs die Gesetze KEPLER's für die Wahrheit fruchtbarer gewesen sind als sein Unthier von Erdkörper für die Unwahrheit, wird wohl keine Opposition erregen. Aber nun führe man doch an der „Philosophie des Unbewufsten“ die entsprechende Subtraction aus, und wenn man mir dann einen Gedanken herausschälen kann, der sowohl originell als frei von Verworrenheit und willkürlicher Herleitung und Motivirung wäre, dann will ich reumüthig widerrufen,

was ich von der Zeitvergeudung gesagt habe, vor welcher zu warnen, der Zweck dieser Besprechung ist.

Bei der bisherigen Darlegung der Symptome von dem intellectuellen Habitus unseres Autors war es nicht zu vermeiden, dafs das Gebiet des empirischen Wissens wenigstens an äufserster Oberfläche gestreift wurde. Ein übergründlicher und übergewissenhafter Advocat könnte daher geneigt sein, an diesen Punkt ein Rettungsanker für den Philosophen als solchen zu befestigen. Was dem Naturforscher an Gediegenheit der Kenntnifs fehlt, das könnte ja derselbe Mann als Denker durch die Spürkraft seines Geistes ersetzen. Suchen wir also das logische Wirken und Weben an einer Stelle gewahr zu werden, an welcher unser Blick sich durch sachliche Irrthümer nicht mehr lange braucht ablenken zu lassen. Zu einem solchen Beobachtungsobjecte eignet sich hier der Inhalt von pp. 434—436 der 2ten, 468—470 der 5ten Auflage der Philos. des Unbew. Daselbst liest man (p. 468):

„Kein Naturforscher hat in seiner Wissenschaft mit dem Stoffe etwas zu thun, aufser insofern er ihn in Kräfte zerlegt, wobei sich also die scheinbaren Stoffwirkungen als Kraftwirkungen herausstellen, d. h. der Stoff mehr und mehr in Kraft aufgelöst wird.“

Wie grofs in diesen Worten die Entstellung des wahren Sachverhaltes sei, — mit dieser Erörterung darf ich den Leser verschonen; denn es genügt vollkommen, auf die früher (pp. 41, 42) gegebenen Citate aus WÜLLNER's Physik zu verweisen, um darzuthun, welche Menschlichkeit sich auch hier mit dem Autor zuträgt.

Statt zu wissen, dafs die exacte Physik die Materie als etwas Unerforschliches auf sich beruhen läfst, indem sie von den physischen Erscheinungen nur das in Rechnung stellt, was eben den Inhalt der Erscheinung bildet, — statt dessen hegt Herr v. HARTMANN die Ansicht, dafs *„der Stoff mehr und mehr in Kraft aufgelöst wird.“* — *„in Kräfte verduftet“* (p. 469). Es ist offenbar das prompte Gegentheil des thatsächlich Richtigen; der Physiker sagt, er löst von den Naturphänomenen den Stoff ab, d. h. er entfernt ihn aus seinem Calcul, — Herr v. HARTMANN berichtet: der Stoff wird von der Physik in Kraft aufgelöst, d. h. eingeschlossen in die wissenschaftliche Behandlung des Begriffs Kraft. Doch dies sei eben hier nebensächlich. Worauf aber an dieser Stelle nicht nebensächlich möge geachtet werden, das bringt uns

die folgende Ausführung. Nachdem gesagt ist, man werde (p. 469) *„selbst heutzutage noch wenige Naturforscher finden, die die letzte Consequenz ihrer eigenen Wissenschaft zugeben würden, daſs der Stoff nichts als ein System von Kräften ist“*; nach dem Hinweise ferner auf das, was man Alles *„vergiſst“*, wenn man diese letzte Consequenz bestreitet, — so wird hierauf Anstalt getroffen, um den logischen Fehler zu entlarven, welchen die Naturforschung leider noch immer nicht recht zu vermeiden gelernt habe. Folgendermaſsen (p. 469):

„Da heiſst es zunächst: „Ich kann mir keine Kraft ohne Stoff denken, die Kraft muſs ein Substrat haben, an welchem, und ein Object, auf welches sie wirkt, und eben dies ist der Stoff; Kraft ohne Stoff ist ein Unding.“ — Gehen wir auch auf die aprioristische Seite der Betrachtung ein, nachdem wir erkannt haben, daſs von empirischer Seite die Hypothese eines Stoffes keine Berechtigung hat.

„Zunächst kann man behaupten, daſs der Mensch so organisirt ist, daſs er Alles denken kann, was sich nicht widerspricht, d. h. daſs er jede in Worten gegebene Verbindung von Begriffen vollziehen kann, vorausgesetzt, daſs die Bedeutung der Begriffe ihm klar und präcis gegeben ist, und die verlangte Verknüpfung keinen Widerspruch enthält. Obige Behauptung sagt: „Kraft läſst sich nicht in selbstständiger realer Existenz, sondern nur in unlöslicher Verbindung mit Stoff denken.“ Kraft ist ein deutlicher Begriff, selbstständige reale Existenz ebenfalls, also muſs jeder gesunde Verstand die Verbindung beider Begriffe vollziehen können, wenn nicht diese Verbindung einen Widerspruch in sich trägt. Letzteres zu beweisen, dürfte wohl schwer fallen, folglich ist der erste negative Theil der Behauptung falsch. Wohlverstanden handelt es sich hier nur darum, ob die Verbindung denkbar sei, nicht ob sie real existire; sonst wäre eben die Betrachtung nicht mehr apriorisch. —“

Nicht wahr, das klingt doch wohl logisch? Oder — klingt es auch nicht einmal so?

Pardon, verehrtester Leser, aber wir dürfen uns schon nicht durch den Wunsch übermannen lassen, daſs die Worte für sich selbst oder vielmehr gegen sich selbst sprechen mögen; denn wenn sie das auch nur halblaut gethan hätten, sie und ihre Genossen auf 723, respective 826 Seiten, so würden sie hier nicht nochmals abgedruckt sein. Also Göttin Geduld, verlaſs uns noch nicht!

Hoffentlich ist Nichts dagegen, daſs ich behaupte: Oberfläche — doch halt! man soll mich nicht im Verdacht haben, daſs ich durch den eminenten Berliner dazu verleitet werde, anzügliche Reden zu führen, — und gar per Wortspiel! Nein, nimmermehr, und dieses am Allerwenigsten; denn, lieber Landsmann aus der Provinz, laſs Dir im Vorbeigehen anvertrauen: jedes Individuum, welches den Beruf in sich fühlt, die wahrhafte, die gleichsam feinere Feinheit zu repräsentiren — und wäre es auch von Natur das nichtigste Alltags-Geschöpf — also jedwedes Specimen von „Great City Snob“ oder auch von „Aristocracy“ und „University Snob“, es muſs Dir unter allen Umständen deutlich bemerkbar an den Tag legen, daſs es von Dir tief unter seiner geistigen Standes-Höhe behandelt wird, sobald Du Dich der Verübung eines Wortspiels in Gegenwart von so wahrhafter Feinheit schuldig machst. Nun ist aber das Wort Oberfläche, in der Nähe eines feinen und überdies bedeutenden Berliners vorgebracht, nicht viel anders als das Wort Filz, wenn Harpagon uns hört. Also nicht Oberfläche — sondern wählen wir, was auch des aprioristischen Philosophen würdiger ist, den generelleren Begriff, — sagen wir Grenze. Hoffentlich also ist Grenze ein mindestens ebenso deutlicher Begriff wie Kraft. Wenn es nun richtig ist, was unser Logiker deducirt hat, so wird er wohl auch Folgendes billigen. Grenze *„ist ein deutlicher Begriff, selbstständige reale Existenz ebenfalls, also muſs jeder gesunde Verstand die Verbindung beider Begriffe vollziehen können, wenn nicht diese Verbindung einen Widerspruch in sich trägt.“*

Ob Herr v. Hartmann selbst verhindert sein mag oder nicht, die Verbindung der Begriffe Grenze und selbständige reale Existenz zu vollziehen, darüber darf ich mir aus einem bald anzugebenden Grunde nicht die leiseste Vermuthung erlauben. Wohl aber hoffe ich es verantworten zu können, daſs ich sage: die meisten Verwalter eines „gesunden Verstandes“ werden überzeugt sein, daſs sie mit dem Worte Grenze bereits die nicht selbständige Existenz mitgenannt haben, ganz ebenso wie mit dem Worte Kraft, und daſs mithin die ganze apriorisch logische Widerlegung des Herrn v. Hartmann Nichts ist als die regulärste petitio principii, in's Werk gesetzt durch die Erschleichung, daſs Kraft auch dann noch ein deutlicher Begriff bleibe, wenn man das Merkmal der nicht selbständigen Existenz stillschweigend daraus entfernt. Ob diese Entfernung denkbar ist, ob also die Verbindung von Kraft

und selbständiger Existenz einen Widerspruch in sich trägt, — diese Frage ganz allein lag hier zur Discussion vor, und Alles, was wir hierüber vernehmen, sind die Worte: „*Letzteres*“ — den Widerspruch — „*zu beweisen, dürfte wohl schwer fallen, folglich*“ etc. Mit diesem Folglich beredet sich der Autor in der That, das problematisch Dunkle in's Klare gebracht zu haben, — die Subreption, die Tautologie, denen er dies stolze Bewufstsein allein verdankt, diese logischen Capitalvergehen vollbracht zu haben, bleibt dem Denker völlig unbewufst.

Ich habe nun noch zu motiviren, warum ich mir nicht die leiseste Vermuthung darüber erlauben darf, ob Herr v. Hartmann verhindert sein mag oder nicht, die Verbindung der Begriffe Grenze und selbständige reale Existenz zu vollziehen. Das Motiv liegt in folgender Erklärung des lehrreichen Mannes (p. 435, resp. p. 470):

„*Der physikalische Begriff der Undurchdringlichkeit ist ebenfalls in die auf unendlich kleine Entfernungen unendlich grofse Abstofsungskraft der Aether-Atome aufgelöst, und kommt aufserdem nur den repulsiven Aether-Atomen und den Körpern, d. h. Dynamidensystemen, vermöge der in ihnen enthaltenen Aether-Atome zu, nicht aber den attractiven Körper-Atomen, da nicht einzusehen wäre, warum nicht zwischen zwei Körper-Atomen, die nicht durch Aether-Atome auseinandergehalten werden, in der That eine vollkommene Durchdringung und Verschmelzung statthaben sollte.*“

Den Schlufs dieser Stelle kann ich nur so verstehen, dafs Herr v. Hartmann die Möglichkeit einsieht, dafs zwei Körper-Atome ohne Aether-Atome sich gleichzeitig an demselben Orte befinden können. Da ich also die Existenz einer derartigen Einsicht für wirklich halten mufs, und da mir, wie ich ergebungsvoll anerkenne, die Erwerbung dieser Einsicht als eine ebenso unnachahmliche Grofsthat erscheint wie eine glücklich vollzogene Verbindung der Begriffe „Grenze“ und „selbständige reale Existenz,“ so mufs ich es eben für gewagt halten, über die Einsichts-Schranken des heroischen Denkers irgend eine Vermuthung in mir aufkommen zu lassen. Der Aspect solcher Uebermacht müfste auf den gewöhnichen Sterblichen wie vernichtend wirken; doch der Erbauliche hat auch für unsere Wiederaufrichtung gesorgt. Wie spricht er uns so leutselig Trost zu (p. 433, resp. p. 468):

„*Allerdings ist nichts schwerer, als sich von den sinnlich unmittelbaren Vorstellungen los zu machen, welche man gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hat, welche man als erste rohe, practisch genügende Hypothese instinctiv erfafst hat, und die durch die Gewohnheit eines Lebens mit Einem verwachsen sind. Schon dazu gehört Fleifs, Ruhe, Klarheit und Kraft des Denkens, die aus der Sinnlichkeit entspringenden und die übrigen Vorurtheile des Denkens als solche zu erkennen; noch mehr Muth gehört dazu, mit dem einmal Ueberwundenen in allen seinen Consequenzen rücksichtslos zu brechen; aber selbst wenn man Alles dies erreicht hat, so gehört noch eine fast übermenschliche Energie des Verstandes und Charakters dazu, sich nicht doch wieder von dem schon abgethan Geglaubten überrumpeln oder mindestens heimlich beeinflussen zu lassen; denn keine Aufgabe ist schwerer als die, sich nur eine volle, negative Freiheit des Denkens zu erringen.*“

Können wir dem Lehrer besser danken als durch ernste Bethätigung gehorsamen Sinnes? Schwerlich. Nach der negativen Freiheit des Denkens lasset uns ringen. Noch einen labenden Zug aus dem anmuthig kredenzten Becher — und wir sind hoffentlich des Gottes voll, der über Vorurtheile hinweghebt, des Gottes, welcher da ist die Vereinigung von Wille und Idee. Zuerst eine fromme Libation aus dem Sprudel von p. 105 (5. Aufl.): „*Das Denken kann nicht aus der Haut des Denkens fahren*“ — und sodann der eigentliche Stärkungstrunk, der den Blick mit Eins für die tiefen Mysterien des Unbewufsten erleuchtet (ebenda, p. 806):

„*Dies ist der radicale Unterschied zwischen beiden, der Wille setzt sich selbst aus sich heraus, die Idee wird vom Willen aus sich (als einer im Zustande des Nichtseins Befindlichen) herausgesetzt in's Sein.*“

Fürwahr: es wird Licht. Heraussetzen wollen wir uns aus der „ersten rohen“, für die That des Lesens „practisch genügenden Hypothese,“ die wir leider einer neuen Philosophie gegenüber „instinctiv erfafst hatten“: aus der Hypothese, es müsse doch wenigstens die Spur eines neuen und zugleich menschengemäfsen Gedankens die Ursache gewesen sein, dafs der Bau einer „*Erkenntnifspyramide*“ (p. 775) unternommen ward, deren „*Gipfel*“ erreicht zu haben, uns der Architekt (p. 817, 5. Aufl.) versichert. Diese Hypothese war allerdings ein recht primitives Vorurtheil: es will halt nicht gelingen, Etwas aufzufinden, das die beiden Eigenschaften in sich

vereinigte, sinnig zu sein und in Herrn v. HARTMANN den Ursprung zu haben, und wenn man sich auch des emsigsten Suchens danach befleiſsigt.

Zu groſser Beruhigung werde ich gewahr, daſs auch langmüthige und zu freundlicher Anerkennung gestimmte Gemüther das Schicksal vergeblicher Nachforschung nach einem originalen Gedanken mit mir theilen. Denn selbst in der so wohlwollenden und ganz unverantwortlich milden Beurtheilung, deren ZELLER das v. HARTMANN'sche Buch gewürdigt hat, wird gesagt: „*Indessen besteht sein*" — v. HARTMANN's — „*Unterschied von* SCHOPENHAUER *doch hauptsächlich nur darin, daſs sein Absolutes, oder wie er es nennt: das Unbewuſste, nicht blos unbewuſster Wille, sondern zugleich auch unbewuſste Intelligenz sein soll, und daſs er eben hieraus die Zweckmäſsigkeit der Natureinrichtung und die Stufenfolge der Wesen herleitet. Ihre Spitze erreicht diese auch bei ihm in der Entstehung des Gehirns und des an dasselbe geknüpften Bewuſstseins; die letzte Aufgabe des bewuſsten Lebens sieht aber auch er in jener Verneinung des Willens zum Leben, durch welche die Welt schlieſslich wieder von dem Elend des Daseins befreit wird, und nur eine untergeordnete Differenz ist es, daſs diese pessimistische Lebensansicht bei* HARTMANN *immerhin weniger energisch hervortritt, als bei seinem Vorgänger.*" (ZELLER: Geschichte der deutschen Philosophie seit LEIBNIZ. München, 1873, Oldenbourg, p. 911.) Und hier ist denn auch das Einzige erwähnt, das wenigstens von Weitem jener Hypothese eine Art Halt zu bieten scheint: man werde es mit einem gedankenartigen Funde zu thun haben. Es ist die Lehre von der Intelligenz, welche gleich dem Willen ein Attribut des Unbewuſsten bildet, und welche eine Zweckmäſsigkeit der Natureinrichtung herbeiführt, die, wie ZELLER sagt, „*ihre Spitze erreicht . . . in der Entstehung des Gehirns und des an dasselbe geknüpften Bewuſstseins.*"

Diese Spitze hat man wohl ein Recht, etwas auf ihre Schärfe zu prüfen. Sie erscheine daher zunächst in ihrer selbsteigenen Weise. Der Philosoph spricht (2. Aufl. p. 366 und wenig anders 5. Aufl. p. 393; aus dieser ist das Citat):

„*Wir haben im Cap. I dieses Abschnittes gesehen, wie Wille und Vorstellung im Unbewuſsten zu untrennbarer Einheit verbunden sind, und werden ferner in den letzten Capiteln sehen, wie das Heil der Welt auf der Emancipation des Intellectes vom Willen beruht, deren Möglichkeit im Bewuſstsein gegeben ist und wie der ganze Weltproceſs einzig auf dieses Ziel hinarbeitet. Das Bewuſst-*

*sein einerseits und die Emancipation der Vorstellung vom Willen andererseits haben wir also bereits als im engsten Zusammenhange stehend kennen gelernt; wir brauchen nur einen Schritt weiter zu gehen und die Identität beider auszusprechen, so haben wir das Wort des Räthsels übereinstimmend mit dem soeben erhaltenen Resultate gefunden. Das Wesen des Bewuſstseins der Vorstellung ist die Losreiſsung derselben von ihrem Mutterboden, dem Willen zu ihrer Verwirklichung,**) *und die Opposition des Willens gegen diese Emancipation. Vorhin hatten wir gefunden, daſs das Bewuſstsein ein Prädicat sein muſs, welches der Wille der Vorstellung ertheilt, jetzt können wir auch den Inhalt dieses Prädicates angeben, es ist die Stupefaction des Willens über die von ihm nicht gewollte und doch empfindlich vorhandene Existenz der Vorstellung. Die Vorstellung hat nämlich, wie wir gesehen haben, in sich selber kein Interesse an ihrer Existenz, kein Streben nach dem Sein, sie wird daher, so lange es kein Bewuſstsein giebt, immer nur durch den Willen hervorgerufen, also kann der Geist vor der Entstehung des Bewuſstseins seiner Natur nach keine anderen Vorstellungen haben, als die, welche, durch den Willen zum Sein gerufen, den Inhalt des Willens bilden. Da greift plötzlich die organisirte Materie in diesen Frieden des Unbewuſsten mit sich selber ein, und zwingt dem erstaunten Individualgeist in der nach gesetzmäſsiger Nothwendigkeit eintretenden Reaction der Empfindung eine Vorstellung auf, die ihm wie vom Himmel fällt, denn er findet*

---

*) Anm. v. HARTMANN's: „*Diese Emancipation darf nicht etwa so verstanden werden, als ob die bewuſste Vorstellung auſser aller Beziehung zum Willen gleichsam im reinen Aether des Idealen schwebte; dieſs wird schon durch die vorangegangenen Darlegungen dieses Buches hinreichend widerlegt, und wird sogleich noch schärfer einleuchten, wenn sich ergiebt, daſs das vom Willen selbst ausgehende Prädicat des Bewuſstseins zugleich Nichtbefriedigung des Willens d. h Unlustempfindung ist, daſs die bewuſste Vorstellung aus sinnlichen Elementarempfindungen besteht, und jede solche sinnliche Elementarempfindung zugleich Nichtbefriedigung eines bestimmten Wollens ist. Nur das soll mit der hier ausgesprochenen Emancipation der Vorstellung vom Willen gesagt sein, daſs die bewuſste Vorstellung im Unterschiede von der nur als Inhalt eines sie realisirenden Willens möglichen unbewuſsten Vorstellung (vgl. oben S. 373) bestehen kann und besteht, ohne daſs sie direct durch einen Willen hervorgerufen ist, der sie als zu realisirenden Inhalt besitzt, daſs sie Vorstellung ist, zunächst frei von jedem Streben sich zu verwirklichen, aber unbeschadet aller übrigen möglichen Beziehungen zum Willen, ja sogar unbeschadet der Möglichkeit, hinterdrein selbst wieder Willensinhalt zu werden.*"

in sich keinen Willen zu dieser Vorstellung; zum ersten Male ist ihm „der Inhalt der Anschauung von Aufsen gegeben.“ Die grofse Revolution ist geschehen, der erste Schritt zur Welterlösung gethan, die Vorstellung ist von dem Willen losgerissen, um ihm in Zukunft als selbstständige Macht gegenüber zu treten, um ihn sich zu unterwerfen, dessen Sclave sie bisher war. Dieses Stutzen des Willens über die Auflehnung gegen seine bisher anerkannte Herrschaft, dieses Aufsehen, den der Eindringling von Vorstellung im Unbewufsten macht, dies ist das Bewufstsein.

„Um weniger bildlich zu sprechen, denke ich mir den Vorgang folgendermaafsen: Es entsteht die von aufsen imprägnirte Vorstellung. Der unbewufste Individualgeist stutzt über das Ungewohnte, dafs eine Vorstellung existirt, ohne gewollt zu sein. Dieses Stutzen kann nicht von dem Willen allein ausgehen, denn der Wille ist ja das absolut Verstandlose, also auch zu blind zum Wundern und Stutzen; es kann aber auch nicht von der Vorstellung allein ausgehen, denn die von aufsen imprägnirte Vorstellung ist wie sie ist, und hat keinen Grund sich über sich selber zu wundern, alles Andere von Vorstellung aber aufser dieser Einen ist ja, wie wir wissen, im Unbewufsten, in unzertrennlicher Einheit mit dem Willen verknüpft. Es kann folglich erstens das Stutzen nur von beiden Seiten des Unbewufsten, Wille und Vorstellung im Verein, d. h. von einem erfüllten Willen, oder einer gewollten Vorstellung, vollzogen werden, und kann zweitens das, was an dem Stutzen Vorstellung ist, nur durch einen Willen existiren, dessen Inhalt es bildet. Mithin ist die Sache nur so zu denken, dafs die von aufsen imprägnirte Vorstellung als Motiv auf den Willen wirkt, und zwar einen solchen Willen hervorruft, dessen Inhalt es ist, sie zu negiren; denn würde der nun erregte Wille sich affirmativ zu ihr verhalten, so gäbe es wieder keine Opposition und kein Bewufstsein; der erregte Wille mufs sich also negirend zu ihr verhalten, und das Stutzen ist der Entstehungsmoment dieses negirenden Willens, das plötzliche, momentane Eintreten der Opposition des Willens. Weiter aber bedeutet das Wort Stutzen auch in der gewöhnlichen Sprache nichts, nur dafs der Procefs in unserer menschlichen Erfahrung eine zwischen bewufsten Momenten plötzlich eintretende Opposition ist, hier aber zwischen unbewufsten Momenten stattfindet.

„Es ist endlich zu erwähnen, dafs der opponirende Wille der von aufsen imprägnirten Vorstellung gegenüber zu schwach ist,

um seine negirende Intention durchzusetzen, er ist also ein ohnmächtiger Wille, dem Befriedigung versagt bleibt, der folglich mit Unlust verknüpft ist. Also jeder Procefs des Bewufstwerdens ist eo ipso mit einer gewissen Unlust verknüpft, es ist dies gleichsam der Aerger des unbewufsten Individualgeistes über den Eindringling von Vorstellung, den es dulden mufs und nicht beseitigen kann; es ist die bittere Arznei, ohne welche es keine Genesung giebt, freilich eine Arznei, die jeden Moment in solchen Minimaldosen verschluckt wird, dafs ihre Bitterkeit der Selbstwahrnehmung entgeht. —“ Nach diesem inhaltschweren Gedankenstrich erhebt sich sodann ein über fünf Seiten erfüllender Qualm: eine Antecipation dessen, was sich (p. 396) *„glücklicherweise im Cap. C. V. herausstellen wird“*, nämlich, *„dafs die Materie selbst ihrem Wesen nach gar nichts anderes ist als unbewufster Geist“*, und hierauf führt der gewissenhafte Denker (p. 401) zwei Stellen von Jac. Böhme und Schelling an, den einzigen Autoren, bei welchen er *„einigermaafsen verständliche Andeutungen einer solchen Entstehung des Bewufstseins aus einer Opposition verschiedener Momente im Unbewufsten“* gefunden hat (p. 400).

Welche der Musen aber rufen wir nun an, auf dafs uns Einsicht gewährt sei in das kunstvolle Getriebe dieser unaufhaltsam umrollenden Mühlräder?!

Zuerst vernehmen wir mit imposant einförmigem Lärm, dafs es die Opposition des Willens sei, die Stupefaction des Willens, das Stutzen des Willens, worin das Wesen des Bewufstseins bestehe. Schon freut sich unser eigner Wille, dafs ihm die lang versagte Wohlthat zu Theil werde, an etwas Bestimmtem einen Halt zu finden, an einer Definition, die zwar als das Gegentheil von sinnig erscheint und als supersublim, die aber immerhin doch constant bleibt und somit hoffentlich einem wirklichen Rathschlusse des Ersinners ihre olympische Geburt verdankt. — Vorschnelle Freude! Denn nur noch ein kurzes Rasseln, — und: *„dieses Stutzen kann nicht von dem Willen allein ausgehen, denn der Wille ist ja das absolut Verstandlose, also auch zu blind zum Wundern und Stutzen.“* Aber wie, — es ist ja jener andere Schall kaum verklungen, welcher so lautete: *„also kann der Geist vor der Entstehung des Bewufstseins seiner Natur nach keine anderen Vorstellungen haben, als die, welche, durch den Willen zum Sein gerufen, den Inhalt des Willens bilden.“* Das *„absolut Verstandlose“* hat demnach doch einen Inhalt, welcher aus Vorstellungen gebildet

wird: es ist doch nicht so dumm, wie es anfangs aussah (in der 2. Auflage steht übrigens [p. 367] harmloser als hier: *„zu dumm zum Wundern und Stutzen"*), nein, das absolut Verstandlose kann auch Inhalt haben, vermuthlich wohl, wie eine Flasche sicherlich aus einer anderen Substanz geformt ist als aus der, die ihren Inhalt bildet. Nicht doch, das wäre eine plump mechanische Hermeneutik. Der Wille ruft ja die Vorstellungen, seinen „Inhalt", erst hervor. Dynamisch ist das Verhältniſs zu denken! Immer tiefsinnig! Erinnern wir uns ein klein wenig an SPINOZA's oft übel gedeutete causa sui und ebenso daran ein Weniges, daſs ja nach SPINOZA intellectus et voluntas sogar unum et idem sind, während man doch hier die Vorstellung in den Willen nur hineinthun soll. Wie das geschehen könne? — nun, das zu verstehen, ist eben Sache des Tiefsinns. Aber nur behutsam, das wäre ja wieder nicht inductiv zu Werk gegangen, — hier heiſst es: immer hübsch accurat sein, speculativ und exact in einer Person. Es ist auch wirklich etwas anders als à la SPINOZA. Denn *„mithin ist die Sache nur so zu denken, daſs die von auſsen imprägnirte Vorstellung als Motiv auf den Willen wirkt;"* — nun, Gott sei Dank! Dann läſst sich doch selbst der „absolut Verstandlose" Etwas motiviren, er bessert sich vor unseren Augen, — brav! brav, mein Herr Doctor! Hoffen wir, daſs er mit der Zeit auch noch ein wenig Vernunft annimmt, der Wille nämlich; und wie sollte auch ein so gescheidter Autor wie Herr v. HARTMANN sich etwas ganz und gar „absolut Verstandloses" denken können! — nein, das wäre selbst für einen so Vieles denken könnenden Seher zu — „blind." Und ferner: wie sollte auch der an Souveränetät gewöhnte Gebieter über Alles, was sonst Vorstellung ist, wie sollte der Wille es in der Ordnung finden, wenn es einer Vorstellung gelingt, sich zu „emancipiren" von seiner Herrschaft! Gewiſs, er stutzt zunächst, sodann widersetzt er sich — nein doch, nicht er! — Also sie, die unbewuſste Vorstellung; ja, ja: sie ist ja nicht *„zu blind zum Wundern und Stutzen"*, — aber nein, auch sie nicht: das Stutzen kann *„folglich erstens nur von beiden Seiten des Unbewuſsten, Wille und Vorstellung im Verein, d. h. von einem erfüllten Willen, oder einer gewollten Vorstellung, vollzogen werden,"* und es *„kann zweitens das, was an dem Stutzen Vorstellung ist, nur durch einen Willen existiren, dessen Inhalt es bildet."* Also an dem Stutzen sind Distinctionen, Analysen zu machen, nämlich man hat daran zu unterscheiden erstens *„das, was an dem Stutzen Vorstellung ist."*

Was mag das Andere sein? Die Definition wird es lehren. Es ist ja Alles so ausführlich und plan dargelegt. Da steht es ja: *„Das Stutzen ist der Entstehungsmoment dieses negirenden Willens, das plötzliche, momentane Eintreten der Opposition des Willens."* Es ist also eine Zeitbestimmung, ein „Entstehungsmoment." Und auſserdem ist, wie wir vorher hörten, Etwas daran Vorstellung? Und sein Wesen ist Willensopposition? — — Sammeln wir uns. Beschwichtigend mahnt GŒTHE:

„Ihr müſst mich nicht durch Widerspruch verwirren;
Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren."

Mit bestem Willen also wollen wir den orakeldunklen Worten Gehör geben, mit demselben Willen, der so segenschwer für den Eigner werden kann, wenn er etwa bei SPINOZA, bei HERAKLIT, bei PLATO den Sinn zu erfassen sucht, so oft die Worte in eigentlichster Bedeutung unfruchtbar scheinen. Das sollen, das wollen wir. Ja, aber ist es auch möglich? Kann der Autor selbst es vollbringen, ohne umzuwerfen, was er so spielzeugmäſsig gebaut hat? Gesetzt auch, es wäre uns bereits geglückt, alle die schwer zusammenzureimenden Merkmale, die dem „Stutzen" zukommen sollen, unter einen eigenthümlichen neuen Begriff zu bringen. Gesetzt, uns wäre diese Leistung geglückt. Ach, — sie würde sofort frustrirt werden; denn unmittelbar auf die zuletzt gegebene Definition des Stutzens folgt diese Erklärung: *„Weiter aber bedeutet das Wort Stutzen auch in der gewöhnlichen Sprache nichts"*; wir werden also grade zur nüchternen Kritik zurückgewiesen, zu einer Auffassung der Worte im nicht metaphysischen oder tropischen Gebrauch, sondern im Gebrauch *„der gewöhnlichen Sprache"*, nun, und also ernüchtert, müssen wir denn erklären: das Gesagte ist nicht falsch, sondern es ist gar nicht gedacht, es entbehrt des Sinnes, und diesem Innern gemäſs ist die Ausstattung: ein leerer Gaukler-Pomp mit philosophischem Gepränge. Und durch das ganze „Werk" geht dieser genius loci: es ist überall das Machwerk desselben „Weltstadt"-Geistes, der hier einmal in literarischer Form als das auftritt, was man in der Industrie, proteisch-vielgestaltig, als „echt-Berliner" Pfusch-Arbeit kennt, angelegt auf Rollespielerei und Glanz, nichtsnutzig im Innern und unhaltbar.

In der gewöhnlichen Sprache bedeutet Stutzen nun und nimmermehr einen Willensact. Auch ist es nicht ein Entstehungsmoment, wie unser Autor in schülerhafter Ausdrucksmanier schreibt, während er zu sagen beabsichtigt: ein Moment, ein Zeit-

punkt genügt für das Eintreten des mit Stutzen bezeichneten Ereignisses. Sondern: das Wort Stutzen benennt einen Vorgang, der allerdings „plötzlich,“ „momentan“ beginnt, der aber niemals etwas Anderes ist als eine Veränderung in der Vorstellungsphäre, und wollen kann man erst, nachdem eine Vorstellungsveränderung als solche die für sie nothwendige Zeit consumirt hat. Wenn ich meine Schritte von einer aus Unachtsamkeit gewählten Richtung plötzlich ablenke, so ist dieser Plötzlichkeit in der Richtungsänderung nothwendiger Weise ein anderes Ereignifs in meinem Vorstellungsleben, eine mehr oder minder plötzliche Sensation vorhergegangen. Werde ich stutzig, wenn ich bemerke, dafs die Treppe, die ich hinuntergehen will, ohne Geländer ist, so gewinnt mein Bewufstsein vielleicht noch Zeit, um das rechte Wollen zu veranlassen, durch welches den Muskeln meines Körpers die zweckmäfsige Direction ertheilt wird — in einer mehr oder weniger von Natur oder durch Uebung im Organismus vorgearbeiteten Weise (vgl. das Vorwort p. 8—10). Bin ich nicht zur rechten Zeit stutzig geworden, so will ich, wenn meine Gewohnheit so ist, mich anlehnen, und wenn ich „unmittelbar“ vor dem Moment des Ausgleitens auch noch so stutzig werde, das heifst: wenn auch das lebhafteste Stutzigwerden meinem Ausgleiten um eine für die Ausführung von Willensaufträgen zu kurze Zeit vorherging, so merke ich doch erst beim Fallen, dafs es für meinen Willen zu spät war; denn hier wie immer ist es eben gar nicht der Wille, der die Opposition macht, sondern dieser kann stets nur der Vollstrecker des Oppositionsbeschlusses sein; damit es zu dem letzten komme, ist eine merkliche Zeitdauer erforderlich, die der Auftrag-Ertheilung an den Willen vorangeht, und dies Zeitintervall wird ausgefüllt mit „Stutzen“, d. h. damit, dafs das Bewufstsein intensiv erregt wird durch die Wahrnehmung einer plötzlich eingetretenen Vorstellung, und dafs nach der beurtheilenden Auffassung des plötzlich Eingetretenen die neue Vorstellung zum Erreger eines Willens wird. Das und nichts Anderes ist die von jedem klar urtheilenden Menschen auffindbare Erklärung des Stutzens in der gewöhnlichen Sprachbedeutung, auf welche v. H. sich beruft. Denn zu der Analyse der beiden angeführten Beispiele, zu deren hundertfacher Vermehrung die alltägliche Lebenserfahrung völlig ausreicht, zu einer solchen Analyse bedarf es gar keiner naturwissenschaftlichen, sondern nur einer unverworrenen Induction. Aber es liegt hier überdies einmal der Fall vor, dafs auch der confuseste „*Kerl, der speculirt,*“ durch

weniges Lesen aufgeklärt werden kann. Denn die inductive Naturwissenschaft hat hier ganz mütterlich dafür gesorgt, dafs der gesunde Menschenverstand sein Recht behaupten darf, und zwar sind hiezu Astronomen, Physiker und Physiologen im Verein thätig gewesen, um wirkliche Resultate fertig zu stellen, — ich nenne nur die Bekanntesten: BESSEL, POUILLET, HELMHOLTZ, HIRSCH, DONDERS. Wenn nur Hr. v. HARTMANN wenigstens das hätte lesen wollen, was von unterrichteten Männern darüber bereits popularisirt ist, — auch dann wäre er vor seiner stupenden Erklärung von Stupefaction bewahrt geblieben. Z. B. ist über den hergehörigen Gegenstand ein sehr instructiver Vortrag in der VIRCHOW- v. HOLTZENDORFF'schen Sammlung erschienen, und zwar schon im Jahre 1868, fünf Jahre vor der hier citirten fünften Auflage der „Philosophie des Unbewufsten.“ Der Vortrag ist betitelt: „Ueber die Schnelligkeit unseres Empfindens und Wollens.“ Der sachgemäfs referirende und auch eigene Beobachtungen mittheilende Physiolog, Prof. v. WITTICH, würde Hrn. v. H. wenigstens darauf hingewiesen haben, dafs (p. 27) „*die Vorgänge im Gehirn zwischen Bewufstsein und Wollen*“, obgleich „*grofsen persönlichen wie zeitlichen Schwankungen unterworfen*“, trotzdem jedenfalls Zeit brauchen. Denn (p. 28) „*dafs sie überhaupt mefsbar sind, dafs ihre Augenblicklichkeit nur eine scheinbare ist, darin liegt der hohe Werth der Thatsachen.*“ Am Schlusse (p. 30) heifst es: „*eine Kanonenkugel legt in derselben Zeit, welche zwischen unserer Empfindung und der ihr folgenden Willensäufserung verfliefst, nahezu 300 Fufs, ein Adler 20 Fufs, der englische Renner und die Lokomotive 14 Fufs zurück.*“ Es ist wohl schon hieraus ersichtlich, wie die mit wissenschaftlichem Anscheine vorgebrachte Erklärung vom Stutzen als dem „*plötzlichen, momentanen Eintreten der Opposition des Willens*“ — wie diese Definition eine viel kläglichere Rolle spielt als die unschuldige „*sprichwörtliche Schnelligkeit unserer Gedanken,*“ von welcher v. WITTICH (l. c. p. 30) gleichwohl mit Recht etwas ironisch sagt, sie sei „*wohl nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn schon der einfachste Gedankengang wird von den Schwingen des Adlers weit überholt.*“ Die Schnelligkeit des Gedankens wird vom Sprichworte doch höchstens übertrieben, aber die Erklärung des „Philosophen“ nimmt für das Stutzen grade das Gegentheil des als richtig Ermittelten in Anspruch. Denn für den „Philosophen“ ist es wesentlich, dafs das Stutzen ein momentanes Ereignifs sei, beginnend mit Wille und Vorstellung zugleich, — das naturwissenschaftliche

Resultat dagegen constatirt, daſs es ein Vorgang von meſsbarer Zeitdauer ist, und daſs es mit einer Vorstellungsänderung beginnt.

Wie gesagt, diese Wahrheit, welche auch dem gemeinen Menschenverstande nach der einigermaſsen besonnenen Prüfung des alltäglichsten Geschehens nicht neu zu sein brauchte, diese Wahrheit ist längst ihrer wissenschaftlichen Qualität nach popularisirt, d. h. es sind längst die mühsamen und gewissenhaften Laboratorium-Experimente, die Herrn v. HARTMANN gründlich als Irrlehrer erweisen, in allgemein zugänglicher und angenehmer Form mitgetheilt. Und wenn wir nun lesen, daſs von dem v. HARTMANN'schen Werke „*seit seinem ersten Erscheinen . . . . trotz ungünstiger Zeitverhältnisse vier Auflagen in einer Gesammtstärke von über 5000 Exemplaren vergriffen worden*“ (so sagt die Ankündigung der 5ten Auflage, der „ersten Stereotyp-Ausgabe,“ vorgedruckt der ersten Lieferung derselben, — und die erschienene 6te Auflage, die „zweite Stereotyp-Ausgabe“, mit der vorigen genau übereinstimmend, spricht wohl dafür, daſs der Enthusiasmus noch nicht culminirt hat —), und wenn wir uns gleichzeitig erinnern, daſs doch unter einem bis zwei Regimentern „Leser“ mindestens ein groſser Theil zu den Kreisen gehört, für welche die Vorträge der VIRCHOW- v. HOLTZENDORFF'schen Sammlung und sehr vieles andere Populäre aus der Naturwissenschaft bestimmt sind, — dann darf man wohl daran zu zweifeln beginnen, ob es richtig ist, mit „gemeinem Menschenverstand“ etwas Gesundes zu bezeichnen, oder ob nicht vielmehr ERASMUS Recht hat, welcher im Jahre 1508 also schrieb: „*Unter diesen Künsten und Wissenschaften hält man die für die schätzbarsten, die mit dem gemeinen Menschenverstande, das ist, mit der Narrheit, am besten übereinstimmen.*“ (Das Lob der Narrheit aus dem Lateinischen des ERASMUS. Berlin-Leipzig, 1781, Decker, p. 86.)

Die Wahrheit ist, daſs selbst die besseren Populär-Schriften wegen ihrer groſsen Verbreitung Niemandem mehr ein distinguirtes Ansehen geben, der es merken läſst, daſs er sich mit ihnen beschäftigt; folglich findet der Bildungs-Dünkel und die Bildungs-Gleiſsnerei und -Buhlerei die Mühe solcher Beschäftigung nicht mehr belohnt, sondern Damen nicht minder als Herren vom Geruche höheren Intellects greifen lieber zu der parfümirten Lectüre der „Fünftausend“, sind innerlich wehrlos gegen Tollheit und Unsinn und „stutzen“ auch über die plumpsten Harlekinaden entweder gar nicht, oder wenigstens nicht so, daſs sie es zu irgend einer Opposition brächten.

Für Leser, welche sich über die Angelegenheit des Stutzens etwas genauer zu informiren wünschen, bemerke ich, daſs DE JAAGER in einer Schrift vom Jahre 1865 die bei den Untersuchungen angewendeten Apparate und Experimente anschaulich vorgeführt und durch eigene Arbeit vermehrt hat; auch giebt der Verfasser einen kurzen Ueberblick über das Geschichtliche; der Titel der holländischen Schrift ist: „De physiologische tyd by psychische processen.“ (Utrecht, van de Weyer. Academisch proefschrift.) Ferner gehört hierher die bereits erwähnte Arbeit von DONDERS (s. ob. p. 24): „Die Schnelligkeit psychischer Processe,“ deren erster Artikel in dem Archiv von REICHERT und DU BOIS, 1868, steht. Eine zusammenfassende und aus eignem Fond bereicherte Darstellung der auf die „persönliche Gleichung“ bezüglichen Arbeiten und Fragen findet man im 19ten Capitel von WUNDT's mehrfach angeführtem Werke: „Grundzüge der physiologischen Psychologie“. — In jenem Artikel von DONDERS sind zwei Stellen, durch welche befangene Urtheiler, denen sie auſserhalb des Zusammenhanges gezeigt würden, den Eindruck erhalten können, als sprächen sie für Herrn v. HARTMANN; ich führe sie daher im Zusammenhange vor, damit aus ihm klar werde, daſs die Stellen nur auf eine Weise, nämlich gegen Herrn v. HARTMANN zu verstehen sind. DONDERS sagt:

„*Hierüber wurde die erste vergleichende Untersuchung durch* HIRSCH, *den bekannten Astronomen von Neuchatel, angestellt. Die zwischen Reiz und Signal verlaufende Zeit nannte er die physiologische Zeit, und bei gleichem Signal, z. B. einer Bewegung der Hand, fand er diese Zeit am kürzesten nach einem Reiz auf die Haut (natürlich in der Nähe des Gehirns), länger nach einem Reiz auf's Gehör, länger noch nach einem Reiz auf's Gesicht. Im Allgemeinen wurde durch spätere Untersucher dieses Ergebniſs befestigt. Aus sämmtlichen Versuchen, worunter auch die von mir und meinen Schülern genommenen, berechnete ich für die drei genannten Sinneswerkzeuge: Gefühl, Gehör und Gesicht, die physiologische Zeit resp. auf ungefähr $\frac{1}{7}$, $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{5}$ Secunde.*

„*Aber wie viel hiervon gehört zu dem eigentlichen psychischen Proceſs? Darüber sind wir ganz im Unsicheren. In dieser kurzen Zeit muſs viel geschehen. Folgen wir dem Proceſs von dem Mo-*

ment des Reizes an bis zu dem des Signals, so haben wir zu unterscheiden:

1. die Einwirkung auf die percipirenden Elemente der Sinneswerkzeuge;

2. die Mittheilung an die peripherischen Ganglienzellen, und das bis zur Entladung geförderte Anwachsen (die „Schwelle" von Fechner*);*

3. die Leitung in den Gefühlsnerven bis zu den Ganglienzellen der Medulla;

4. die steigende Thätigkeit in diesen Ganglienzellen;

5. die Leitung nach den Ganglienzellen des Organs der Vorstellung;

6. die steigende Thätigkeit in diesen Ganglienzellen;

7. die steigende Thätigkeit der Ganglienzellen des Organs des Willens;

8. die Leitung nach den Nervenzellen für Bewegung;

9. die steigende Thätigkeit in diesen Zellen;

10. die Leitung in den Bewegungsnerven bis an den Muskel;

11. die latente Thätigkeit im Muskel;

12. die steigende Thätigkeit bis zur Ueberwindung des Widerstandes vom Signal.

„Der ganze Procefs kann in $\frac{1}{4}$ Secunde ablaufen; als Minimum wurde selbst $\frac{1}{9}$ gefunden. Die Zeit nun, welche für die einzelnen Abschnitte des Processes gebraucht werden, sind nicht zu bestimmen. Allein die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in den Nerven können wir ungefähr in Rechnung bringen, und dies führt dann zu dem Resultat, dafs der psychische Procefs der Vorstellung und Entschliefsung kürzer dauert als $\frac{1}{10}$ Secunde, aber erlaubt nicht einmal zu behaupten, dafs er länger als 0 dauere. Die Wahrheit ist, dafs diese Versuche uns nur die Grenze nach der Seite des Maximums lehren und über die des Minimums durchaus keinen Aufschlufs geben."

Aus diesem Zusammenhange nun ergiebt sich, dafs der Schlufs des Citates sowie auch die Bemerkung nach seinem ersten Abschnitte nicht so verstanden werden können, dafs für die Zeit zwischen Vorstellung und Entschliefsung die Möglichkeit des Werthes von 0 könne zugelassen werden, sondern mit dem „psychischen Procefs der Vorstellung und Entschliefsung" kann nur jeder von beiden Processen für sich gemeint sein. Denn daran wird Nichts geändert, dafs wir 12 Stationen in dem ganzen Verlaufe zu

unterscheiden haben, und daran würde geändert werden, wenn eine Strecke zwischen zwei Stationen = 0 werden könnte; sondern die Möglichkeit des Nullwerths bezieht sich auf die Zeit des Aufenthalts an einer Station: das Minimum des Zeitintervalls zwischen zwei Stationen ist aber niemals dadurch zu verringern, dafs weder an der Anfangs- noch an der Endstation Halt gemacht wird.

Die Angaben von Donders und den übrigen Bearbeitern dieses Gegenstandes sind auch durch die neuesten Untersuchungen von Exner im Wesentlichen befestigt worden. Die interessanten Bereicherungen, welche E. zu danken sind, werden populär zusammengefafst in einem Artikel von Sklarek's „Naturforscher" (No. 40, 1873), betitelt: „die Reactionszeit des Sensoriums", einem Referate der Exner'schen Arbeit aus Pflüger's Archiv für die gesammte Physiologie, Bd. VII, p. 601. Dasselbe Archiv enthält in Bd. VIII, p. 526 die zweite Abhandlung zu E.'s „experimenteller Untersuchung der einfachsten psychischen Processe," unter der Ueberschrift: „Ueber Reflexzeit und Rückenmarksleitung", referirt in Sklarek's „Naturforscher", No. 16, 1874. An diese Arbeiten von Exner knüpft Obersteiner eine Methode, um mit dem von ihm construirten Psychodometer die *„reducirte Reactionszeit"* nach Exner zu bestimmen, d. h. *„die Zeit, welche im Gehirn selbst verfliefst, bis der sensitive Reiz in einen motorischen Willensakt umgesetzt wird."* (Virchow's Archiv, Bd. 59, Heft 3, 4, p. 427: „Ueber eine neue einfache Methode zur Bestimmung der psychischen Leistungsfähigkeit des Gehirnes Geisteskranker.")

Hienach wird es wohl auch den gläubigsten Hartmannianern einleuchten, dafs die inductiv-naturwissenschaftliche Methode an der v. Hartmann'schen Definition vom Stutzen in vollstem Mafse das gethan hat, was nach De Jaager mit einer Ansicht Johannes Müller's geschehen ist. Im Jahre 1837 hatte dieser geäufsert: *„Wir werden auch wohl nie die Mittel gewinnen, die Geschwindigkeit der Nervenwirkung zu ermitteln."* Hiezu bemerkt De Jaager (de physiologische tyd etc.): in dieser Beziehung hat ihn die Folgezeit *„schitterend gelogenstrafft"* (glänzend widerlegt).

Freilich bedürfen diese Worte einer kleinen Aenderung, um ganz auf den „Philosophen" anwendbar zu sein; denn es waren acht Jahre darüber hingegangen, bevor der erste Plan zu einer Widerlegung Müller's durch Du Bois mitgetheilt wurde, — von diesen Untersuchungen ist auch bis zu Herrn v. Hartmann eine

ungefähre Kunde durchgedrungen (2. Aufl. p. 421, 5. Aufl. p. 454); hingegen wird die Definition des Stutzens, dies wichtige Postament, auf welchem sich die glänzende Theorie des Bewufstseins in's Blaue erhebt, von dem Erfinder noch im Jahre 1873 öffentlich aufgestellt, trotzdem, dafs 50 Jahre vorher eine Hauptangabe davon bereits durch die Veröffentlichungen von Bessel (astronomische Beobachtungen. VIII. Abtheilung. Königsberg, 1823) als Irrthum bekannt gemacht war, nämlich die Plötzlichkeit des ganzen Vorganges, und trotzdem, dafs dann das Recht zur detaillirtesten Bestreitung jener Angabe schon vor dem Jahre 1865 durch stetige Bereicherung des Wissens um wirkliche „Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode" stabiliret war wie ein Rocher von Bronze.

Ja, Herr v. Hartmann würde aus den 1863 erschienenen „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele" von Wundt haben erfahren können, dafs selbst Bessel Vorgänger für seine Entdeckung gehabt hat, und zwar in Maskelyne und Dr. Kinnebrook, den Astronomen der Greenwicher Sternwarte vom Jahre 1795. (Wundt, l. c. I. pp. 367 und 488.) Aber es wäre wenig ehrerbietig gegen die Naturwissenschaft, als den hier legitimirenden Souverän, wenn wir nicht schnell den nahe liegenden Verdacht von ihr abwehrten, als habe sie hier Allotria zum Gegenstande von Regierungshandlungen gemacht: Alles, was die Naturwissenschaft in jener Definition vom Stutzen überhaupt zu corrigiren gehabt hätte, wenn die Definition vor dem Jahre 1823 wäre producirt worden, all dies bezieht sich lediglich auf das Merkmal der Plötzlichkeit, auf den „Entstehungsmoment"; denn, wie aus den hergehörigen Arbeiten der Naturforscher zu entnehmen ist, und wie es auch bereits die im ersten Abschnitte dieser Schrift gegebenen Belege ausreichend bekräftigen: für die Abweisung des anderen Mysteriums der Definition, dafs nämlich die im Stutzen vorliegende Oppositionserscheinung ursprünglich dem Willen auf gleiche Weise angehöre wie der Vorstellung und nicht dieser allein, und gar mit dem „speculativen Resultat", das auf diese Offenbarung gegründet wird, — dafür ist die Naturwissenschaft, und wäre es auch nur als occasionelle Urheberin, ganz vollständig zu exnexuiren. Als eine unmittelbare Ursache für irgend Etwas, das äufserlich erscheint, kann niemals der Wille supponirt werden, sondern immer nur die Molecularbewegung in gewissen körperlichen Gebilden, das Wollen selbst bleibt, wenn es als ursprünglich psychisches Phänomen aufgefafst wird, ganz unzugänglich aller Art von

Induction. Dafs also der Wille ein Erstes sei, das motiviren oder bekämpfen zu wollen, kann ohne Mifsverständnifs niemals die Angelegenheit eines methodischen Naturforschers werden. Aus einer physiologischen Analogie ist der Schopenhauer'sche Willens-Primat schlechterdings nicht zu vertheidigen und nicht zu widerlegen, und vollends die mitgetheilte Ableitung des Bewufstseins aus dem Willen, — er sei ein bewufster oder unbewufster, — dies ist die baare Willkür des Herrn v. Hartmann und schlägt allem Erfahrungsgemäfsen gerade in's Angesicht.

Will man den Resultaten der Induction auf gleiche Weise wie der Forderung: sei gewissenhaft im Denken! auch bei der Speculation gerecht werden, so bleibt Nichts übrig, als zunächst das Bewufstsein für die absolut erste Wissensquelle zu erklären: sicherer als alles in ihr Erzeugte, das Sicherste, das überhaupt angebbar ist, und eben deshalb auch: unerklärbarer als alles Unerklärte oder schwer Erklärliche. Denn *„bei den ersten Verhältnissen der Ursachen und Wirkungen"* geht es niemals an, dafs *„die Möglichkeit . . . . . weiter kann deutlich gemacht werden"* (Kant, VII, 1, p. 40). Ich weifs ausschliefslich durch das Bewufstsein, und ich weifs radical Nichts über das Bewufstsein, Nichts als dies Eine: es ist sui generis, — das sind die einzig gerechtfertigten Fundamental-Antworten auf alle möglichen Cardinal-Fragen nach Entstehung, Wesen und Zukunft von Wissen und Bewufstsein. Und zweitens hat man nach inductiver Methode den Willen dem Causalitätsgesetze unterzuordnen und ihn — ganz nach Kant — in jeder Form seines zeitlichen Auftretens für verursacht zu halten durch eine Vorstellung. Wer für die Anerkennung dieser Consequenz innere Hindernisse hat, der mufs logischer Weise mit Helmholtz constatiren, dafs er auch in der zeitlichen Erscheinungswelt eine Ausnahme vom Causalitätsgesetze zuläfst. Dann ist es nicht nur der intelligible Charakter nach der Kantischen Lehre, welchem (transscendentale) Willensfreiheit zukommt, sondern sogar der empirische, der in der Zeitform dem inneren Sinne erscheinende Wille ist danach frei — ein Zugeständnifs, das der exactere Denker Kant mit Entschiedenheit verweigert. Die Worte von Helmholtz lauten (Optik, p. 454): *„In den Thieren und im Menschen nehmen wir nach den Aussagen unseres eigenen Bewufstseins sogar mit Bestimmtheit ein Princip des freien Willens an, für welches wir ganz entschieden Unabhängigkeit von der Strenge des Causalgesetzes in Anspruch nehmen, und trotz aller theoretischen Speculationen über*

die möglichen Irrthümer bei dieser Ueberzeugung, wird sie unser natürliches Bewufstsein, glaube ich, kaum jemals los werden. Also gerade den uns am besten und genauesten bekannten Fall des Handelns betrachten wir als eine Ausnahme von jenem Gesetze. Wäre also das Causalgesetz ein Erfahrungsgesetz, so sähe es mit seinem inductiven Beweise sehr mifslich aus.“

Gegenüber dem Willensphänomen verzichtet der Naturforscher hier vollständig auf die Anwendung der inductiven Methode. Diesem Verhalten kann man zwar nur subjective Nothwendigkeit zuschreiben; denn den Anhängern der Theorie des empirisch unfreien Willens, z. B. KANT, wird man doch gleichfalls die Thatsache nicht bestreiten, die sie durch ihr Bewufstsein für sich constatiren, und die ich für mich selbst so formuliren darf: mein Bewufstsein bietet mir gröfseren Widerstand für die Annahme, dafs mein Wille ohne Ursache entstehe, als für die andere Annahme, dafs das Gefühl der Willensfreiheit, das ich natürlich nicht leugne, eine Täuschung sei, analog dem Gefühl, dafs ich unmittelbar die Tiefendimension anschaue, ohne alle Inductionsschlüsse. Aber obgleich ich demnach etwas Anderes durch mein Bewufstsein constatiren mufs als den Verzicht, den HELMHOLTZ, — hierin deutlich Unkantisch gesonnen — für sich angiebt, so bleibt doch auch für mich die angegebene Erklärung des exacten Mannes vollkommen verständlich, klar und definitiv unwiderleglich. Nur wird man in dieser Erklärung auch kein Resultat inductiver Methode erblicken wollen und auch kein speculatives Resultat, wie es sich ja auch selbst für keines von beiden giebt.

Was also auch Herr v. HARTMANN mit seiner Bewufstseinstheorie Alles mag gefrevelt haben, — über den rein speculativen Widersinn würde sich die Naturwissenschaft nicht zu beklagen haben; denn er tangirt gar nicht ihr Ressort. Aber eben deshalb soll der „Philosoph“ auch nicht so thun, als wäre er durch seine „speculativen Resultate“ in irgend einer Connexion mit soliden Unternehmungen; er ist und bleibt vielmehr in den bisherigen Leistungen ein gründlich unsolider Speculant, und wer ihm traut, ist übel berathen. Wie tüchtig er aber die an sich heterogenen Elemente zusammengeknetet hat, — davon dürfte das zuletzt gegebene Beispiel eine Probe gewährt haben, die trotz der Ueberfülle an ähnlich bereitetem Vorrathe nicht zu fernerem Kosten einladet.

Vielleicht gelingt es einer leichten Frucht aus gesegneteren Himmelstrichen, dafs Ungeniefsbare wenigstens für das anschauende

Verständnifs etwas annehmbar zu machen. Irgendwo steht folgende kleine Indische Erzählung:

„*Der alte König* DHRIBARASHTRA *war blind; — und als er sich einmal öffentlich mit seiner Frau* GANDHARI *zeigen mufste, erschien* GANDHARI *mit verbundenen Augen, damit sie nicht besser erscheine als ihr lieber Gemahl.*“

Vermuthlich hat im alten Indien ein prophetisches Gemüth die löbliche Absicht gehabt, uns im Voraus einen Schlüssel zu Herrn v. HARTMANN's Orakelbuch darzureichen. Denn in diesem Werke soll uns ja das Schauspiel geboten werden, wie der mächtige König des Wissens sich öffentlich zeigt mit der hehren Königin Philosophie, und es soll ein liebethätig wirkungsreiches Bezeigen sein, — eine Eleusinisch bedeutsame Feier, und nicht blos für Eingeweihte, nein, weltumfassend, weltüberwindend, welterlösend. Doch ach! der Herrscher ist blind und tappt im Finstern, — und so hat auch die Weisheit, eine neue GANDHARI, die strahlenden Augen in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und in der That — sie erscheint nicht besser als der liebe Gemahl.

Das Festspiel ist erfüllt von jenen „Genieschwüngen“, denen der alte KANT, der überhörte Warner, hat vorbeugen wollen, — „*den Genieschwüngen, . . . durch welche, wie es von Adepten des Steins der Weisen zu geschehen pflegt, ohne alle methodische Nachforschung und Kenntnifs der Natur, geträumte Schätze versprochen und wahre verschleudert werden.*“ (Critik der pract. Vern. Riga, 1788, p. 291, 292.)

Gleichwohl: ein Schauspiel bleibt es, und ein Volk von Denkern, in Schaaren herbeigeeilt, ideenschwer, voll Wissensdrang, gewährt dem unumwundenen Betrachter jedenfalls den unverfälschtesten Anblick. Der Pessimismus ist Herrn v. HARTMANN's Leitstern: wahrlich, er hat den Glanz dieses Gestirns in effectvoller Weise erhöht, zwar nicht im Metaphysischen, wie seine Meinung ist, — dies wäre allerdings, trotz lebhafter Gegenversicherung, von allem Trostlosen das Allertrostloseste, aber im Empirischen hat der Pessimismus durch Herrn v. HARTMANN's Beihilfe an einleuchtender Kraft wohl gewonnen, wie sehr auch freilich die Beihilfe in diesem Sinne sich selbst ganz „unbewufst“ bleibt. Denn wenn ZELLER (l. c. p. 911) schreibt:

„*Unter denen, welche mit ernsterer Forschung in seine*“ — SCHOPENHAUER's — „*Gedanken eingiengen, ist ohne Zweifel der bedeutendste der Berliner* EDUARD von HARTMANN,“ — so

mufs es wohl entweder erstens um die Ernsthaftigkeit und um das Bedeutende der Forschung traurig bestellt sein, welche von den zahlreichen Anhängern SCHOPENHAUER's gepflegt wird, oder zweitens ZELLER selbst hat in diesem Falle wenig ernste Untersuchung für den bedeutenden Berliner aufgewendet, oder endlich drittens: es ist Beides der Fall. Man darf sich wohl schon auf Grund der hier gegebenen Proben für die zweite Möglichkeit ebenso leicht entscheiden wie für die erste aus anderen Gründen, und so kann denn Herr v. HARTMANN im Hinblick auf seine Würdigung durch ZELLER an Sir JOHN FALSTAFF erinnern, welcher von sich sagt: „*J am not only witty in myself, but the cause that wit is in other men*“: „*ich bin nicht blofs selbst witzig, sondern auch Ursache, dafs Andre Witz haben*“ (SCHLEGEL); statt „witzig“ und „Witz“ sind aber in diesem Falle etwas andere Attribute zu setzen, so dafs die Application lauten würde: „ich bin nicht blos selbst ohne Ernst für wissenschaftliche Wahrheit, sondern auch Veranlassung, dafs es ein Mann wie ZELLER einmal an dem gewohnten Ernste der Prüfung hat fehlen lassen.“

VI.

Die Schrift von EDUARD LASKER: „Ueber Welt- und Staatsweisheit.“

Es war die Opposition gegen willkürliche Verwischung solcher Grenzen, welche im Interesse geordneter Kenntnifs und Erkenntnifs zwischen Naturwissenschaft und Philosophie zu respectiren sind, — diese Opposition war es, was mich hier dazu veranlafst hat, einen „Philosophen“ vorzuführen, an welchem sich die Folgen jener Verwirrung recht deutlich vor Augen stellen liefsen. Nun kann man freilich logischer Weise den Einwand erheben, dafs es ja in Wahrheit weder Naturwissenschaft noch Philosophie zu nennen sei, was in dem besprochenen Werke sein Wesen miteinander treibt, und dafs daher ein reineres Object der Beobachtung gewählt

werden müsse, wenn man das Vermeidenswerthe daran deutlich erkennen solle. Darauf ist zu erwidern, dafs dieser Uebelstand mehr oder minder bei jedem hergehörigen Paradigma vorliegen wird, und zwar immer grade so weit, als es sich zur Demonstration eignet; denn der wahren Forschung integrirt eben das Merkmal, dafs sie ihre Grenzen kennt, und insoweit irgendwo Mifsachtung einer fremden oder Unkenntnifs der eigenen Competenz zu bemerken ist, in demselben Grade liegt eben schon immer ipso facto die Spur eines verirrten Bestrebens vor, sei es in der Philosophie oder in irgend einer speciellen Wissenschaft. Warum sich aber das pseudo-wissenschaftliche Gebahren des Herrn v. HARTMANN für den beabsichtigten Nachweis ganz besonders empfahl, das ist bereits angedeutet worden: nicht nur das Verhalten des „grofsen“ Publikums, des gehorsamen Zöglings seiner gewissenhaften und mit deutscher Tiefe arbeitenden Vormünder, der Herren Recensenten, nicht nur dies allgemeine und keineswegs überraschende Verhalten gegen die neue Sorte von Philosophie hat als Signatura temporis ein gewisses Interesse für die Gegenwart, sondern ganz besonders die hochüberraschende Wahrnehmung, dafs selbst ein Lehrer und Förderer wirklicher Wissenschaft, dafs selbst ZELLER die Augen seines Geistes vor der grofsen Berliner Staubwolke nicht so zu bewahren gewufst hat, wie man es a priori annehmen durfte, ja, wie es Pflicht gewesen war, anzunehmen.

Sehr verschieden in Bezug auf die speciellen Motive, ganz identisch aber im Hinblick auf die allgemeine Tendenz ist die Wahl des zweiten Beispiels, zu welchem ich mich nun wende, um an ihm gleichfalls den Nachweis zu versuchen, dafs die Verkennung des Wirkungsbereichs der Philosophie auch nach anderen Seiten als nach denen des Wissens unheilvoll sein müsse, und um so unheilvoller, je höher an innerem Werthe das Gut ist, dessen Reinheit dabei gefährdet wird.

Es ist die Schrift von EDUARD LASKER „Ueber Welt- und Staatsweisheit“ (Berlin, 1873, Springer), deren Inhalt mir für diesen Zweck geeignet erscheint: der fast unveränderte Abdruck eines Vortrages, welchen die Berliner Zeitschrift „Die Gegenwart“ 1872 in vier Nummern (38—41) gebracht hatte. Schon aus dieser äufserlichen Angabe ist etwas nicht ganz Unwesentliches für den individuellen Unterschied zwischen diesem Beispiele und dem vorigen zu entnehmen. Das Werk des Herrn v. HARTMANN enthält in 5ter und 6ter Auflage 826 Seiten, während uns jetzt ein Ge-

genstand beschäftigen soll, welcher auf einem Raume von 37 Seiten der Betrachtung dargeboten ist. In der That: insofern bei der Beziehung von Aufsen zu Innen überhaupt Formulirungen erlaubt sind, also für eine liberal entgegenkommende Auffassung meiner Worte darf ich die individuellen Unterschiede etwa damit bezeichnen, dafs die Intensitäts-Grade des Interesse, auf welche die beiden Productionen berechtigten Anspruch erheben können, in etwa umgekehrtem Verhältnisse stehen wie die Bedingungen für ihre äufsere Erscheinung. Sollten aber auch exacte Psychophysiker das Verhältnifs 37: 826 erspriefslich für ihre Forschungen finden, so sei ihnen dasselbe mit aller Bereitwilligkeit zur Disposition gestellt, — vielleicht, dafs für irgend eine interessante Vorstellungsgröfse oder für einen desgleichen Empfindungs-Unterschied das Betreten der „Schwelle" des Bewufstseins damit zu constatiren ist, — ja, vielleicht, dafs „Fortune physique et morale" um eine neue Kategorie kann bereichert werden, etwa um: die Befriedigung des Intellects durch den Vergleich von Schriften, deren geistiger Gehalt umgekehrt proportional ihrem Volumen ist. (Vgl. zu näherer Beachtung Fechner: Elemente der Psychophysik, Leipzig, 1860, 1ter Theil, p. 236 ff.) Aber im Ernst: die individuellen Unterschiede zwischen den beiden Leistungen von Lasker und Herrn v. Hartmann bilden einen gewissen Antiparallelismus miteinander.

Der „Philosoph" tritt vor der ganzen Welt auf, decorirt mit Wissensflittern von überallher, und stellt dabei unbewufst eine solche Kahlheit auch an den allergewöhnlichsten Kenntnissen zur Schau, dafs es nicht zum Verwundern wäre, wenn die patriotische Gluth unserer Tage den Mythus würde ausgebrütet haben: der Autor sei ein Franzos, der unter verstelltem Namen sein übersetztes Buch zuerst in Deutschland publicirte, damit es auf dem noch immer geeignetesten Boden für speculatives Kraut besser gedeihe. Den praktischen Rechtsgelehrten und Politiker Lasker dagegen kennt man als Publicisten und einflufsreichen Abgeordneten zur Genüge, um zu wissen, dafs seine Rede nicht hohl ist; dafs er auf dem soliden Grunde tüchtiger Studien steht; und wie man sich vor banaler Charlatanerie schon von Hause aus sicher bei ihm fühlt, so begegnet man auch in der vorliegenden Schrift dieser Modegöttin nur beiläufig, nämlich nur da, wo von Kant die Rede ist; der Hauptsache nach aber hat man es hier mit der Entwicklung eines klar und geschickt behandelten Gedankens zu thun, und dieser Gedanke wird nicht vorgetragen, um die Welt zu beglücken

und zu erlösen, sondern er soll zunächst und hauptsächlich bei einem bestimmten Theile dieser Welt, er soll bei der deutschen Nation wirksamen Eingang finden. Ferner. Wo die Mühe des Widerlegens bei Herrn v. Hartmann überhaupt aufzuwenden wäre, da hat man es mit entstellten oder ganz unerhörten Thatsachen zu thun: mit dem personificirten Gerücht im Bereiche des empirischen Wissens. Wo nichts Thatsächliches vorliegt, da bietet Herr v. Hartmann entweder die Früchte fremden Denkens an, besonders die Früchte Schopenhauer's, — und diese wird man doch zu näherer Untersuchung lieber aus erster Hand beziehen, — oder aber der Autor präsentirt etwas Originales: die Bewufstseinstheorie sammt Consequenzen. Aber dann ist die Frage nach Richtig oder Unrichtig gar nicht mehr aufzuwerfen; denn, wie der hier demonstrirte Fruchtkern hoffentlich hinreichend gezeigt hat: Alles, was daran so aussieht, als wäre Ueberlegung bei der Entstehung betheiligt gewesen, ist nicht einmal unwahr zu nennen. Logik und Kritik hören eben ganz auf, die anwendbaren Instrumente zu sein, wenn man einem Inhalte beikommen will, der selbst aus ganz heterogenen Bestandtheilen geformt ist. Einen Weichselzopf kann man mit einem Kamme zu behandeln doch noch die Absicht haben, aber kann man auch ein Gekräusel von Tabakswolken glatt kämmen wollen? Und so giebt es auch für das wirklich Neue an der sogenannten Philosophie des Unbewufsten keine adäquate Bezeichnung aus der ernsten Wissenschaft, sondern der geeignete Terminus für die Leistung des „bedeutenden Berliners" findet sich vielmehr als eine vox propria in der engeren Heimath des Autors und lautet daselbst, onomatopoetisch genug: Quatsch. Damit die wahre Bedeutung dieses kernigen Ausdrucks auch in anderen Gauen des lieben Vaterlandes gewürdigt werde, so sei mir gestattet, den Sinn davon durch eine, so viel mir bekannt ist, bisher nur mündliche Ueberlieferung zu erläutern, welche ich einem Augen- und Ohrenzeugen des Geschehenen verdanke. Als vor vielen Jahren Karl Ernst v. Baer, der ruhmreiche Nestor der Embryologie und Zoologie, in Königsberg Professor war, wurde einmal in seiner Gegenwart ein sehr langer Vortrag von einem Studenten gehalten. Es geschah dies bei einer der damals dort üblichen geselligen Zusammenkünfte von Lehrern und Schülern der Universität, und wie immer setzte man sich auch dies Mal nach Beendigung der Discussion über den Vortrag zu Tische. Das Pro und Contra war aber heute ungewöhnlich matt und unergiebig gewesen, man hatte sehr

wenige Anhaltpunkte gefunden, um eine eigentliche Kritik an dem schwer verständlichen Inhalte des Gehörten zu üben. Verstimmt und ermüdet fand man auch beim Beginne des Conviviums nicht die rechte Laune für fröhliche Unterhaltung. Das Gespräch stockte endlich ganz. Da beendete BAER die Pause mit etwa folgenden Worten:

„Meine Herren, ich darf Ihnen wohl in Ermangelung gesprochener Allotria einen Rebus aufgeben. Was ist dies?“ — und dabei trommelte er mit Messer und Gabel auf dem Teller herum und erzeugte so ein gleichmäfsig klapperndes Geräusch, das sich recht bedeutungslos anhörte. Da Alles fortfuhr zu schweigen, schlofs BAER: „Nun, so soll ich es denn sagen? Sehen Sie: das ist nicht gehauen und nicht gestochen.“ Der Humor war gerettet.

Die andächtigen oder auch etwas verstimmten Leser des Herrn v. HARTMANN werden nun auch fern von Berlin eine anschauliche Vorstellung damit verbinden, wenn ich einen anderen Gegensatz zwischen dem „Philosophen“ und LASKER darin finde, dafs die Lehre des Ersten die Wirkung haben kann wie aller „Quatsch“, während LASKER's Worten die Bedeutung und die Kraft menschlicher Rede beizumessen ist. Welches besondere Unheil das v. HARTMANN'sche Gebräu in einzelnen Köpfen anrichten könne, das ist eben so wenig anzugeben wie für den Genufs aller excitirenden Mittel, und wie z. B. die Gewöhnung an übermäfsig viel Alkohol sehr verschiedene Folgen für den geistigen Habitus herbeiführen kann, niemals aber heilsame, so kann man auch von der neuesten Philosophie nur sagen: wer sich dadurch betäuben läfst, ist zu beklagen; denn um die Gradheit und Helligkeit seines Urtheils über philosophische Dinge ist er gebracht, aber die speciellen Wirkungen des „Lasters der Wortberauschung“, wie LASSALLE es passend benannt hat, — diese bleiben unberechenbar.

Das Gegentheil gilt für die Ausführungen LASKER's. Sie sind klar und verständlich; der Grundgedanke, dem sie Verbreitung geben wollen, ist plausibel entwickelt, und motivirt wird er mit scheinbar gut befestigten Gründen, mit solchen nämlich, die den Beifall vieler, wenn nicht der allermeisten Angehörigen der exacten Wissenschaft für sich haben. Keinerlei Confusion ist hier dem ersten Blicke offenbar; dem Denken und Wollen wird eine bestimmte Richtung, dem Werthschätzen ein deutliches und beliebtes Object dargeboten.

Und eben deshalb ist es nicht gleichgiltig, dafs der Grundgedanke nichtsdestoweniger eine Unwahrheit ist, und darum ist es der Mühe werth — im Interesse Einzelner, keineswegs im Interesse Vieler oder auch nur einer winzigen Partei —, dafs man dem Irrthume nachgehe und sehe, woher er stammt, und wohin er führt. Lediglich im Interesse Einzelner, und zwar ganz Weniger und ganz ohne allgemeinen Verband untereinander Lebender — und hiemit sei auf den letzten Punkt der Antiparallelen hingewiesen.

Für die „Philosophie des Unbewufsten“ hat ein vorher unbekannter Autor ein über das ganze Vaterland und darüber hinaus sich erstreckendes und so intensives Interesse erregt, wie es bei einem Gegenstande, der in's Metaphysische hinaufgewirbelt wird, und der des geistigen Eigenwerthes so sehr ermangelt, doch recht ungewöhnlich mufs genannt werden; denn selbst das „Livre des Sauvages“ des Abbé DOMENECH (Manuscrit pictographique Américain etc. Paris, Gide, 1860) war im Vergleich zu Herrn v. HARTMANN's Buch nur von ephemerem Dasein, trotzdem, dafs es veröffentlicht war „sous les auspices de M. le Ministre d'Etat et de la Maison de l'Empereur“, und trotzdem, dafs man noch jetzt nicht weifs, ob das für ein hochwichtiges ethnographisches Document ausgegebene Rothhaut-Manuscript das Werk eines deutschen Idioten war, oder, wie es auf dem Titel einer darüber verfafsten Schrift heifst, das „Schmierbuch eines deutsch-amerikanischen Hinterwäldler-Jungen.“ („„Das Buch der Wilden““ im Lichte französischer Civilisation“. Von J. PETZHOLDT. Dresden, 1861. Schönfeld.)

Konnte nun nicht bei jenem wiedererwachten Heifshunger nach philosophischer Kost die Annahme gerechtfertigt scheinen, das deutsche Publikum, mindestens der Theil des Publikums, der sich vorzugsweise von nationalem Bewufstsein erfüllt und getragen zeigt, werde ein noch viel intensiveres Interesse als an Herrn v. HARTMANN's Werk bekunden müssen, sobald ein durchaus nicht dunkler Ehrenmann, sobald ein allbekannter Vertreter nationaler Tendenzen seine Gedanken „über Welt- und Staatsweisheit“ darlegte? Würde es nicht nahe gelegen haben, so zu prophezeien?

Am 7. Februar 1873 erging im Preufsischen Abgeordneten-Hause das grofse moralische Strafgericht — über einige „Kleine“, wie Viele hinzufügen, und „LASKER's Rede gegen WAGENER und über das Eisenbahnkonzessionswesen in Preufsen“ bildete das Ge-

spräch sämmtlicher Leute, die sich auf das verstehen, was „wichtig“ ist.

Wenn damals ein Unerfahrener die jugendliche Frage an einen praktischen und nicht ideologischen Mann aus der „guten Gesellschaft“ würde gerichtet haben, was denn eigentlich das Wichtige an dem ganzen Lärm sei, — nun, so wäre der junge Mensch sehr geläufig belehrt worden: nicht nur das Interesse an der allgemeinen Wohlfahrt werde durch die Katastrophe kräftig berührt, sondern, was mehr sei: die allgemeine Sittlichkeit, das allgemeine Rechtsbewufstsein, diese sehr allgemeinen und bekanntlich höchsten Interessen aller honneten Menschen, diese ganz besonders seien durch die parlamentarische That LASKER's so „tief erregt.“ Nur ja nicht das zärtlich gehegte Interesse an schnödem Gelde, nur ja nicht die lang verhaltene Gier, einen Blick in jene Karten zu thun, mit deren klugem Spiele das „corriger la fortune“ so elegant effectuirt wird; noch weit weniger die Besorgnifs davor, dafs die grofse Enthüllung einen wenig opportunen Rückschlag üben werde auf Unternehmungen, an deren Gelingen die persönliche Theilnahme auf metallische Weise engagirt war; am Allerwenigsten Schadenfreude und Entfesselung der energisch comprimirt gewesenen, der schädlichen und verpönten Expansivkräfte des Neides und der Mifsgunst. Nein, nimmermehr, sondern im Gegentheil: die Cultur, die sowohl patriotische als auch humane Sorge um Abwehr französischer Depravation von deutscher Bürgertugend, das gefährdete Vertrauen auf innere Ehre, bei Leibe nichts Geringeres, nichts Trivialeres, beim Styx und bei Mercur nicht! Vielmehr: die Ideale selbst waren die hauptsächlichen Motive für das Echauffement der Gebildeten, der auf der Höhe der Situation Stehenden.

„Sprenkel für die Drosseln!“

Wer diese Moralitäten am Allergeläufigsten hören liefs, war mit um so gröfserer Wahrscheinlichkeit ein Heuchler vor sich und Anderen. Denn derselbe Bildungstrofs, der all die Complimente vor den „Idealen“, einstudirt wie von einem Chor in der Tragödie, emphatisch herdeclamirte, dieselbe respectable Schaar hatte drei Monate vorher auch nicht die Spur eines allgemein wahrnehmbaren Eindrucks erhalten von jenen idealen Culturverheifsungen, die derselbe LASKER, jeder Zoll ein Deutscher, so trefflich für die ungezählten Ideal-Verehrer entwickelt hatte. Am 2. November 1872 nämlich war der Schlufs des LASKER'schen Vortrages in der „Gegenwart“ erschienen, aber trotz des späteren Separat-Abdrucks blieb es auch in der Presse recht still von diesem Vortrage. Gleichwohl war es allerwärts eine „ja bekanntlich nicht mehr neue Thatsache“, dafs die Hinneigung zur Philosophie, also zu der Denk-Beschäftigung mit ideellen Gegenständen keinen Widerspruch mehr enthält mit dem, was auch moderner Weise darf besprochen werden, wie z. B. „die Philosophie des Unbewufsten.“ Nun, woher dieser sehr grelle Abstand zwischen dem Antheil an LASKER dem Praktiker und an LASKER dem Denker? Und woher ferner der warme Eifer für den metaphysischen Gallimathias vom „Unbewufsten“, zu dessen Bewältigung doch viele Stunden erforderlich sind, während man so sehr kühl bleibt gegen die angenehme Lectüre von einigen Seiten, in welcher dem Interesse für erspriefslich wirkende Philosophie ein beredt aufmunterndes Wort gespendet wird? Kann sich etwa der LASKER'sche Vortrag nicht mit dem Unterhaltendsten vergleichen, was z. B. in der Berliner Singakademie von tüchtigen Männern geboten wird? Sicherlich kann er das, trotzdem es ihm an dem gebräuchlichen Ornament von pikanten Anekdötchen und Scherzen fehlt. Durch den Inhalt und durch die Form kann er es. Woher also dennoch die grofse Gleichgiltigkeit?

Da dies Doppelräthsel sich auch in späterer Zeit nur durch ein arbiträres Gutachten wird lösen lassen, so ist es wohl nicht verfrüht, das auszusprechen, was bereits gegenwärtig von vielen Stillen im Lande umhergeraunt wird.

Es mag sein, dafs das Angebot *„speculativer Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode“* einem wirklich allgemein empfundenen Verlangen entgegenkam. Es ist keineswegs unglaublich, was in Bezug auf die „Philosophie des Unbewufsten“ von Kaufleuten, Industriellen, Militärs und anderen Angehörigen solcher Berufsarten versichert wird, mit welchen weder die Naturwissenschaft noch die Philosophie einen näheren Zusammenhang hat als einen entweder ganz allgemeinen, oder doch nur sehr indirecten. Diese Unparteiischen versichern dem Sinne nach dies.

„Nachdem wir, aufgeklärt durch die von allen Seiten her verkündeten Resultate der Naturforschung, mit den Traditionen der Bibel gebrochen hatten, wendeten wir uns zu den Aposteln des neubefestigten Glaubens, zu den Materialisten der Gegenwart. Anfangs erfreuten wir uns hier des gesicherten Bodens von allgemein beglaubigten Thatsachen und Erklärungen. Aber der Ueberblick über die scharfsinnig entgötterte und entseelte Schöpfung hat

doch mit der Zeit etwas Trostloses für uns gehabt. Von dem platten BÜCHNER an bis hinauf zu MOLESCHOTT, CARL VOGT und DARWIN sammt der Legion von Dolmetschern des Letzten mit HAECKEL an der Spitze, — überall hat uns das Gefühl oder der unklare Gedanke nicht verlassen: hiemit können die Fragen unmöglich erschöpft sein oder auch nur zurückgewiesen werden, wegen welcher wir grade die Mühe des Lernens aufwenden wollten. Aber zum Widerlegen des Behaupteten fehlten uns die Kenntnisse, und so blieb es bei einem gewissen Unbehagen. Die Religion war überwunden, aber was als Ersatz geboten wurde, war kein Ersatz.

„Für Viele allerdings, welche wir irrthümlicher Weise früher für Gleichgesinnte gehalten hatten, ja vielleicht wirklich für die Mehrzahl wurde die Lücke ausgefüllt, die entstanden war durch Zurückweisung von Supranaturalismus aller Art; die Lücke wurde ausgefüllt durch positive Kenntnisse, deren Quelle schliefslich die logisch verwerthete Beobachtung der Sinnenwelt war. Für diese Kenntnisse waren auch wir dankbar, aber, im Gegensatze zu den Befriedigten mufsten wir uns sagen: wir haben etwas ganz Anderes gesucht als Kenntnisse, indem wir Bibel und Philosophie Preis gaben. Man sagte uns nun, und zwar meistens mit grofser Ueberlegenheitsmiene, das wäre das metaphysische Bedürfnifs, was aus uns spräche, — der antiquirte Standpunkt eines glücklich überwundenen Verlangens nach unerreichbaren Dingen. Aber dies Decret schreckt uns nicht. Das Verlangen ist nicht überwunden. Bei wem es sich scheinbar überwinden läfst, der hat es in Wirklichkeit nie gekannt, der hat im Gegentheil schon früher zu den Nachsprechern gehört, zu denen er uns zu machen wünscht. Wir aber erklären: es giebt ein inneres, eingeborenes Recht, und zwar von gröfserer Allgemeinheit und Kraft, als man gewöhnlich zugesteht, ein Recht, nicht befriedigt zu sein, weder durch die Kirche, noch durch die öffentlich ausgebotene Philosophie, noch durch die Naturwissenschaft, noch endlich durch die Kunst. Das „metaphysische Bedürfnifs“ existirt, es ist so wenig zu antiquiren wie Lust am Dasein, wie Liebe und Freundschaft, wie Alles, was zu dem Wesen des Menschen gehört, und zwar zu seinem Besten, nicht wie Herrschsucht zu seinem Unheil. Und wir wollen unseren Kindern weder Mythologie für Wahrheit einschwärzen, noch sind wir gesonnen, gewaltsam zu ersticken, was wir bei den verheifsungsvollsten von ihnen wach werden sehen, und was grade erst recht „metaphysisches Bedürfnifs“ ist. Die „naturwissenschaftliche Erziehung“ wird zwar mit vollem Recht als

„Schutz gegen die Gedankenwillkür“ empfohlen: als Mittel gegen „mystische Doctrinen“ und Romantik aller Art wollen auch wir den Anschauung gebenden Unterricht, die Cultur der sinnlichen Beobachtung und die Kenntnifs der empirischen Aufsenwelt fördern und werth halten. Aber ist damit genug geschehen, wenn unsere Kinder vor Verwilderung des Gemüths sollen bewahrt bleiben und zu menschlichen Entwicklungs-Zielen sollen hingeleitet werden? Man wende uns nicht ein, dafs diese Frage bereits nach Obscurantismus schmeckt. Man wird es nicht wagen, auch gegen LESSING eine solche Abwehr motivirt zu finden, und doch ist er es, der Folgendes geschrieben hat (Sämmtl. Schr., Lachmann. Berlin, 1839, Vofs, XI, p. 24):

„Es war Zeit, dafs CARTESIUS *aufstand. Die Wahrheit schien unter seinen Händen eine neue Gestalt zu bekommen; eine desto betrüglichere, je schimmernder sie war. Er eröfnete allen den Eingang ihres Tempels, welcher vorher sorgfältig durch das Ansehen jener beyden Tyrannen bewacht ward. Und das ist sein vorzügliches Verdienst.*

„Bald darauf erschienen zwey Männer, die, trotz ihrer gemeinschaftlichen Eifersucht, einerley Absicht hatten. Beyden hatte die Weltweisheit noch allzuviel praktisches. Ihnen war es vorbehalten, sie der Mefskunst zu unterwerfen. Eine Wissenschaft, wovon dem Alterthume kaum die ersten Buchstaben bekannt waren, leitete sie mit sichern Schritten bis zu den verborgensten Geheimnissen der Natur. Sie schienen sie auf der That ertappt zu haben.

„Ihre Schüler sind es, welche jetzo dem sterblichen Geschlechte Ehre machen, und auf den Nahmen der Weltweisen ein gar besonders Recht zu haben glauben. Sie sind unerschöpflich in Entdekkung neuer Wahrheiten. Auf dem kleinsten Raum können sie durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen Geheimnisse klar machen, wozu ARISTOTELES *unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen sie den Kopf, und das Herz bleibt leer. Den Geist führen sie bis in die entferntesten Himmel, unterdessen da das Gemüth durch seine Leidenschaften bis unter das Vieh herunter gesezt wird.“*

„Das ist es, worauf wir hindeuten wollen. Mit der naturwissenschaftlichen Erziehung bekämpfen wir die Verirrungen des Denkens über Alles, was in die Sinne fällt. Aber das, was den Menschen grade zu erheben geeignet ist, kann bei all solcher Erziehung in Todesschlaf sinken; die exacte Pädagogik tritt weder der Rohheit des Gemüths entgegen, noch sorgt sie für die

Entwicklung des Geschmacks, noch thut sie das Mindeste für Erweckung und Pflege von Rechtsgefühl und wahrer Ehre, noch giebt sie irgend welche Nahrung für das Leben in solchen Ideen, deren natürliches Interesse für jeden denkenden Menschen zu leugnen, nur dann möglich ist, wenn man es dahin gebracht hat, ein degenerirtes Hyperculturwesen zu sein, oder wenn man zu keiner Zeit des Lebens etwas Anderes war als ein Nichts denkender Dutzendmensch. Mit einem Wort, die naturwissenschaftliche Erziehung garantirt nicht, dafs unsere Kinder für alle ethischen und ideellen Beziehungen nicht in der regulärsten Versimpelung heranwachsen, oder aber, dafs sie nicht gleich uns in ganz wichtigen Angelegenheiten des menschlichen Interesse ebenso unbefriedigt bleiben, wie wir zu sein bekennen. Denn wir sehen uns getäuscht und hingehalten durch die Anpreisungen der fashionablen Naturwissenschaft, und wir wollen nach wie vor für uns selbst über Gott, Willensfreiheit und Unsterblichkeit sowie von dem Inhalte einer umfassenden Weltanschauung etwas Zulänglicheres erfahren, als was uns jetzt von sämmtlichen Gelehrten geboten wird, die uns zuweilen eine Zugbrücke zu ihrer weit dahinter stehenden Burg herablassen.

„Mit solchem Reden fanden wir bei Allem, was modern ist, wenig Gehör, — mit Ausnahme von zwei Modernheiten, für die aber wir unsererseits taub sind und bleiben, nämlich für moderne Theologie und für den Hokuspokus des Psychographenthums und ähnlicher Mysterien. Wendeten wir uns nun aber an Philosophen von Fach oder an philosophirende Naturforscher, so wurde uns gewöhnlich gesagt, KANT sei ähnlich ungeniefsbar wie HEGEL und verlange jedenfalls ein hartes Studium, und übrigens habe sich grade die Naturwissenschaft das Brauchbare von ihm angeeignet; bei ihm also würden wir wohl gleichfalls nicht vor die rechte Schmiede kommen; ähnlich sei es mit den Epigonen KANT's. Doch möchten wir nur ihn, den eben Gefragten, selbst anhören oder lesen. Aber sowohl Hören als Lesen verging uns dann gewöhnlich sehr bald über all dem Rothwälsch von Abstractionen, und statt dieses nachgehegelten Humdrum hielten wir es dann schon lieber für das Richtige, allen Fragen nach dem „Räthsel des Lebens" mit dem HEINE'schen Ausrufe den Mund zu schliefsen: *„ein Narr wartet auf Antwort!"*

„Da werden uns nun plötzlich von einem Manne, der in allen Satteln fest sitzt, die *„speculativen Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode"* angeboten. Das eben hatten wir gesucht: einen Kenner des Erfahrungsmaterials, der aber am Stoffe nicht kleben bleibt, sondern der als Verkünder auftritt von Zusammenhang gebenden Gedanken, welche nicht aus der Luft gegriffen sind, und die man verstehen kann."

Nun, meine Wifsbegierigen, und dies langgesuchte Kleinod haben Sie wirklich in der „Philosophie des Unbewufsten" gefunden?

Möglich, dafs auf diese Frage auch private Denker und nicht blos viele der Herren Publicisten mit einem aufrichtigen und vernehmlichen Ja antworten. Die Erfahrung aber, welche ich in so vielen Fällen gemacht habe, dafs der Eindruck des Regelmäfsigen bei mir entstanden ist, — diese Erfahrung ist etwas anders. Das Ja wird nicht sehr zuversichtlich ertheilt, sondern statt dessen bekommt die bis dahin bewahrte Ernsthaftigkeit des Gesprächs eine specifisch pfiffige Nuance, und bei näherem Sondiren kann man sehr bald folgendes Zugeständnifs erhalten: es sei schliefslich doch etwas Anderes gewesen als Weltanschauung, was die Lectüre so fesselnd gemacht habe; in dem interessanten und aus einem so reichen Kenntnifsschatze dotirten Buche sei nämlich den sexuellen Angelegenheiten des Daseins eine solche Art von Wissenschaftlichkeit eingefleischt, dafs man wie durch eine hochpikante Curiosität überrascht worden sei, und — nun ja, namentlich durch mündliche Berichte hierüber sei wohl das Publikum im Allgemeinen zuerst zu jener Neugier gestimmt worden, welche gewöhnlich nur gewissen Romanen zu Statten kommt.*)

Für eine quantitative Analyse der hier bezeichneten Ursachen bleibt natürlich der ungewöhnliche Erfolg des in seinem Vaterlande, wenn nicht viel, so doch bei Vielen Etwas geltenden Propheten unzugänglich, aber qualitativ ist es sicherlich nicht allein der ideelle Gehalt, der der allgemeinen Theilnahme zu Grunde liegt; denn sonst würde der tiefe Deutsche hoffentlich längst die innere Nichtigkeit erkannt, und er würde mindestens denselben passiven Widerstand dagegen geleistet haben, der zum Glück seit lange gegen HEGEL und die Seinigen geübt wird. Aber wer kann widerstehen, wenn er *„speculative Resultate nach induc-*

*) Diese Stelle war bereits geschrieben, als eine kleine Schrift von GUSTAV HANSEMANN erschien, betitelt: „EDUARD v. HARTMANN's Philosophie des Unbewufsten, für das Bewufstsein weiterer Kreise bearbeitet." (Köln-Leipzig, 1874, Mayer.) Daselbst wird die obige Erklärung in sehr drastischer Form (auf p. 51, Anm.) bestätigt.

tiv-naturwissenschaftlicher Methode“ auf einem Werke angekündigt liest, welches von der vox populi als eine Quelle der Erleuchtung gepriesen wird über mysteriöse und doch sehr intim bekannte Interessen von allgemeinster und zugleich privatester Natur! —

Man bemerkt wohl, dafs ich ganz besonders das Motto anschuldige, das Herr v. HARTMANN seinem Buche gegeben hat, als den Angelhaken, mit welchem er so stark im Trüben hat fischen können. In der That, ich würde die Verantwortlichkeit des Autors viel geringer veranschlagen, wenn er nur ein Motto würde gewählt haben, welches der wirklichen Natur des Inhalts angemessener wäre. Vielleicht entschliefst er sich dazu, die künftigen Stereotypausgaben seines Werkes mit folgenden Worten aus HEINE's „Salon“ auf dem Titelblatte zu schmücken:

„*Wie oft, als Knabe, versäumte ich die Schule, um auf den schönen Wiesen von Schnabelewops einsam darüber nachzudenken, wie man die ganze Menschheit beglücken könnte.*“

An einem solchen Aushängeschilde würde man doch gleich auf den ersten Blick die allem Pedantischen feindliche Bestimmung des Gebäudes erkennen, als einer Freistätte für liebliche Kinder der Phantasie, zumal der jugendlichen, — und sollte darum weniger für Gäste gesorgt sein? Aber man wäre der unliebenswürdigen Polizei-Function überhoben, die hochgeborenen Ideale selbst im herangereiften Bildungsalter vor compromittirenden Zusammenkünften in wenig standesgemäfsen Vergnügungslokalen zu warnen.

Und wäre an der durch LASKER zur Explosion gekommenen „tiefen Erregung, die durch das Land ging“, vorzugsweise ein ideelles Motiv betheiligt gewesen und nicht vielmehr in erster Linie die ganze Summe der allerniedrigsten materiellen Interessen, — deren praktische Wichtigkeit zu leugnen, natürlich nur einem stupiden Menschen einfallen könnte, — nun, dann würde man eben auch für den Anwalt der Philosophie in LASKER etwas mehr Achtsamkeit erübrigt haben, als der Fall war. Die anscheinenden Widersprüche in dem Verhalten des Publikums lösen sich also auf recht einfache Weise, und wer diese Lösung etwa für „doch viel zu pessimistisch“ erklären kann, für dessen Weltkenntnifs darf man getrost ein ebenso mitleidig-resignirtes Lächeln in Bereitschaft haben, wie er seinerseits es hat für den „Schematismus einer ideologisch zurecht gemachten Anschauung.“ Den Austausch dieses weniger seelenvollen als zweckmäfsigen Mienenspiels finde ich nun aber durchaus nicht gebunden an Bedingungen

der Partei-Unterschiede, und selbst wenn ich innerlich noch in der Lage wäre, mich nicht nur für jeden einzelnen Fall des politischen Handelns, sondern für jeden möglichen Fall, also grundsätzlich zu einer bestimmten Partei zu zählen, selbst dann würde ich mit Recht behaupten dürfen, dafs ich mich zwar gleichzeitig gegen eine Partei wenden mufs, indem ich eine Kritik der LASKER'schen Gedanken versuche, dafs es aber nicht aus Vorliebe für irgend eine andere Partei geschieht, sondern ausschliefslich um einzelner Unbefangener Willen, welche, „ideologisch“ gleich mir, aber in jüngerem Lebensalter als ich, leicht zu beeinflussen sind durch den rationellen Anschein, mit welchem LASKER seinen sehr gründlichen Irrthum hat ausstatten können. Zu der Sache selbst darf ich demnach mit dem beruhigenden Bewufstsein übergehen, dafs ich im Voraus jeden Schein beseitigt habe, als werde wohl das Folgende für einen Demokraten von Fach oder für einen Patrioten und Staatsmann von Profession oder für irgend welchen „praktischen“ Politiker das Interesse einer inneren Beziehung haben. Mit dieser Erklärung erfülle ich gleichzeitig eine Pflicht der Dankbarkeit gegen gewisse gediegene Politiker, welche mir schon manche Lectüre dadurch erspart haben, dafs sie mit der treugemeinten Versicherung beginnen, sich immer der strengsten Enthaltsamkeit von allem Philosophiren zu befleifsigen, und zwar nicht nur aus natürlichem Geschmack, sondern auch pflichtgemäfs, da ja bekanntlich Nichts dabei herauskomme.

Der Gedankengang in LASKER's Schrift ist nun dieser.

Zunächst: es sollen nicht „*Regeln der Staatsweisheit*“ vorgetragen werden, sondern die „*bescheidenere Absicht ist, zu untersuchen, in welchem Abschnitt politischer Entwickelung wir uns befinden.*“ Zu dieser Frage hat der oft bemerkte Widerspruch Veranlassung gegeben zwischen dem „*ungemessenen Lob*“, welches man dem neunzehnten Jahrhundert wegen seines hohen Grades der Cultur und des Geisteslebens spendet, und solchen Ereignissen desselben Jahrhunderts, „*welche einen niedern Bildungsgrad verrathen, wie wir, in allgemeiner Betrachtung, ihn verbunden glauben mit den Zuständen längst überwundener Unwissenheit oder Barbarei;*“ z. B.: die Anerkennung von zwei neuen Dogmen, „*für zahlreiche Millionen angefertigt*“, und „*der zeillose Schrecken der Commune.*“ Die Quelle dieser Widersprüche wird gefunden in dem „*stets vorhandenen Unterschiede zwischen dem scheinbaren und dem wahren Umfang des Wissens.*“ „*Der uneingeweihte Beurthei-*

ler miſst mit dem Maſsstab seiner vereinzelten Kraft, und darum erscheint ihm das ererbte Wissen viel gröſser, als es wirklich ist". Wie der Erwachsene dem Kinde, das an die Unerschöpflichkeit des fertigen Wissens glaubt, viele Fragen aus wirklicher Unkenntniſs nicht beantworten kann, so steht auch der Arzt, der Geschichtsforscher, ja jeder Unterrichtete dem Laien gegenüber. Die „*entmuthigende Darlegung unserer geringfügigen Kenntnisse*" ist aber nicht das Ziel der vorliegenden Aufgabe, sondern diese leitet nun an, „*das Gesetz des Fortschrittes zu beobachten, welches unmittelbar an jene wenig tröstliche Erscheinung anknüpft.*" Aus einer solchen Beobachtung werden wir für das „*Gebiet des öffentlichen Lebens und der gesellschaftlichen Beziehungen*" die Frage beantworten lernen: „*Wohin streben wir, und mit welchen Mitteln werden wir das Neue erreichen?*"

„*Glücklicherweise liegt in der Entwickelung eines andern Culturzweiges ein Beispiel vor mir, welches für die Absicht meiner Darlegung paſst. Die in heftiges Ringen eintretende Staatsweisheit mag sich messen an dem gleichartigen Kampfe und den Errungenschaften der Weltweisheit. In dem Wettkampf der Dialektik mit den Naturwissenschaften schlieſst sich soeben eine Epoche des Fortschrittes ab, welche von dem ersten Anfang aufgezeichneter Ueberlieferungen bis zu den jüngsten Arbeiten unserer mitlebenden Naturforscher sich erstreckt.*" Aus dem früh begonnenen „*Tasten der Menschen nach ewigen Wahrheiten (Ethik)*" entwickelten sich „*zwei Methoden der Gedankenarbeit.*" „*Das Forschen nach dem Ursprung der Dinge lehnte sich an die mächtigsten Erscheinungen,*" besonders an die hervortretenden Wirkungen der „*Allmacht des Wassers und des Feuers.*" Eine andere Richtung des Geistes lehrt „*an den Formen die Wiederkehr gleichartiger Erscheinungen*" entdecken, „*findet Regeln und Gesetze*", bringt verschiedene Wahrnehmungen „*unter Einen Gesichtspunkt.*" Diese beiden Arten des Forschens bleiben völlig getrennt, „*aber die gesonderten Ursprungsquellen bleiben erkennbar.* PLATO *und* ARISTOTELES *haben nach den beiden Methoden den Aufbau der Systeme vollendet.*" „*Doppelt wichtig aber sind sie uns, weil in unsern Tagen der Ring sich abzuschlieſsen beginnt, dessen Anfang in ihnen verkörpert erscheint.*" Eine gedrängte Uebersicht über den zurückgelegten Kreislauf zeigt uns, wie durch „*neue Begebenheiten,*" durch „*unbekannt gebliebene Erscheinungen*" . . . „*der umfangreiche Raum jener ersten Anlagen nur ausgefüllt, nicht erweitert*" wird. „*Die Lehren der Meister für das Leben zu verwerthen,*" wird das Ziel vieler praktischen

Männer. Gleichzeitig wird die Sprache „*geschmeidig,*" „*biegsam*" und begünstigt die Zunahme philosophischer Systeme. „*Aber die geschäftige Welt hat an dieser Fülle keine Freude; sie sucht nach Körnern und die Systeme sind in leeres Stroh geschossen. Die wechselseitigen Beziehungen der Zunft und der arbeitsamen Welt erkalten. Während die bewunderungswürdigen Anfänge, aus der Anschauung der Dinge entsprungen, in steter Anschauung sich entfaltet haben, entfremdet sich jetzt die Philosophie von dem wahren Leben.*" Die „*unlohnende Mühe*" mit ihr wird daher von den Verständigen gemieden, und „*gegen die aufdringliche Zunft der verständniſsschweren Denker*" vertheidigt man sich „*mit der Waffe des Spottes.*" In dieser „*Abneigung verborgen liegt der Keim der Kraft, welche die Philosophie zu ihrer früheren Gröſse zurückführt.*" Denn es liegt das gesunde Bestreben zu Grunde, die Wissenschaft für das Leben ersprieſslich werden zu lassen. Zwar: es „*werde, während die Thätigkeit des Forschens sich vollzieht, der Hinblick auf die Anwendung ausgeschlossen, weil er die Reinheit des Strebens trübt. Aber hat die Wissenschaft ihr Werk gethan und liegt das Ergebniſs vor, so bleibt die Anwendung doch die letzte Probe seines Werthes.*" Nur sind freilich nicht blos „*Wohlhabenheit und leibliches Behagen*" werthvoll, sondern „*werthvoll ist, was die Kenntniſs der Sprache vermehrt, das Verständniſs der Vorzeit erleichtert, den Sinn für Schönheit gegen die Verirrung des Geschmackes sichert.*" Immer jedoch bleibt die Anwendbarkeit die Hauptsache. Auf Grund dieser richtigen Einsicht forderte BACO die in Systemmacherei verirrten Philosophen auf, sich wieder der Beobachtung, der Realität der Dinge zuzuwenden. Der Ruf hatte Erfolg, wie in England, so in Italien und Deutschland; COPERNICUS, TYCHO de BRAHE, KEPLER, NEWTON bezeichnen deutlich den Aufschwung der Erfahrungswissenschaft. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts tritt auch Frankreich in diese Richtung ein, und „*gegen das Ende des Jahrhunderts . . . . . . übernahm Deutschland die Arbeit, um nach redlichem Bemühen die Führerschaft, innerhalb der ganzen gebildeten Welt unbestritten, zu erlangen.*" Und in Deutschland eben ist es, wo „*der groſse Kampf zwischen der Philosophie des alten Stiles und den Naturwissenschaften den meist belehrenden Verlauf nimmt . . . . und vor unseren Augen sich abzuschlieſsen beginnt.*"

„*Den sichtbaren Uebergang aus der herkömmlichen in die neuere Methode bildet* KANT." „*Obschon er selbst in die gedankliche Un-*

tersuchung sich vertieft, weist er die anderen doch in erster Linie zur sinnlichen Wahrnehmung an. Kant *ist der Geistesverwandte* Bacos von Verulam, *aber seine selbständige Bedeutung liegt in dem letzten Zusammenfassen aller Systemlehren seit* Plato *und* Aristoteles. *Hierin finden wir seine Schwächen und seinen Werth. Eine schwerverständliche Sprache für einfache Gedanken ist das Erbtheil seiner Studien, die Folge seiner Methode: aber bei ihm wird die aufgewendete Mühe noch belohnt, weil der aus der Umhüllung ausgeschälte Gedanke von einfacher Größe ist und einen tiefen Eindruck hervorbringt. Wie das System eine Vermittelung mit dem Leben, so läßt der Ausdruck noch eine Vermittelung mit dem gemeinen Verständniß zu.*“ Nach Kant beginnt wieder die bereits geschilderte „*fruchtlose Bildung der Systeme*“; trotzdem werden „Fichte, Hegel, Schelling *mit* Kant *zusammengenannt und gleich verehrt.*“

„*Inzwischen hatten sich rüstige und arbeitsame Geister den Beobachtungen und Experimenten zugewendet.*“ Die entartete Philosophie wird mit Geringschätzung gestraft, „*von der reinen Gedankenwelt wenden sich die Forscher ab (Psychologie, Moral, Metaphysik).*“ „Schelling *und* Hegel *galten als Beispiele;* Kant *und alle erhaltenen Namen der Philosophie wurden, meist aus Unkenntniß der Werke, in gleicher Weise geschätzt und als Träger der inhaltsleeren Dialektik verworfen.*“ „*Wie bei den Jüngern der alten Philosophie in Formeln und abgerundeten Systemen, war für die unduldsamen Jünger der ausschließlichen Naturwissenschaft in den Laboratorien und Secirsälen, auf den Sternwarten, bei den Retorten, Waagen und Mikroskopen ein unendlicher Vorrath des Ruhmes,*“ . . . . „*für die Philosophie gab es keinen Raum.*“ Aber so konnte es nicht bleiben, und der Vortragende selbst hat frühzeitig die Wendung vorhergesehen, welche wir gegenwärtig als eingetreten anerkennen. „*Ursprünglich*“ — so hatte er sich vor zwanzig Jahren gegen einen jungen Freund geäußert — „*ursprünglich habe jedes Philosophiren auf Beobachten, Zusammenfassen und Verwerthen des Gefundenen beruht. Das Beobachten allein sei auch heute nur ein Theil des Philosophirens; es trete jetzt stärker hervor, weil die Vermehrung dieser Kenntniß ungebührlich vernachlässigt worden und nachzuholen sei. Bald werde die Masse der losen Einzelheiten zwingen, den zweiten jetzt vernachlässigten Theil des Philosophirens wieder aufzunehmen.*“ Ueber Erwarten schnell ist diese Ansicht bestätigt worden. „*Durch die feinen Untersuchun-*

gen der Hör- und Sehorgane gelangt Helmholtz *zur Seelenkunde und Aesthetik. Durch die beobachteten Wandlungen der Zucht geht* Darwin *dem Ursprung der Dinge entgegen, mit reicheren Hülfsmitteln, doch auf dem Wege der alten Genetik.* Virchow, *der mit ungewöhnlich scharfem Auge erstaunliche Massen von Einzelheiten geprüft hat, sucht sich in den vereinzelten Thatsachen zurecht zu finden, und nimmt einen Leitfaden auf, welcher an das alte Sittengesetz (Ethik) erinnert. An der Spitze ihrer Fachwissenschaft schreiten diese und geistesverwandte Männer in natürlicher Fortentwickelung zum Zusammenfassen, zur Erforschung der höchsten zulässigen Fragen, zur Philosophie zurück.*“

Der so aufgefaßte Entwicklungsgang der Beziehungen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie dient nun dem Verfasser als Vorbild für das Verhältniß zwischen den Staatswissenschaften und der Staatsweisheit; es wird sich also aus der Analogie die Antwort auf die obige Frage ergeben: „*Wohin streben wir, und mit welchen Mitteln werden wir das Neue erreichen?*“

„*Die erste Aufzeichnung* *umfassender und tiefdurchdachter* *Forschungen beginnt gleichfalls mit* Plato *und* Aristoteles.“ Beide, obgleich „*grundverschieden auch hier*“ in ihren „*Anschauungsweisen,*“ „*gelangen dennoch über Ziel und Mittel zu einer seltenen Uebereinstimmung, und den Grund darf man in den Umständen ihres gemeinsamen Vaterlandes suchen. Die in Kleinstaaten zersplitterte Kraft der Nation erfüllte sie beide mit Sehnsucht nach einer allmächtigen Staatsgewalt. Diese Anschauung ist zum Ideal eines großen Culturvolkes geworden und kommt unter gleichen Verhältnissen immer wieder zum Vorschein*“, so in dem „*zerrissenen Italien*“, wo Dante zu Gunsten der Einheit der Nation selbst die Fremdherrschaft des deutschen Kaisers anruft, und wo „*in demselben Einheitsdrange*“ Machiavelli „*von der Kräftigung der Staatsgewalt das Heil seines Landes erwartet.*“ „*Die nachhaltige Wirkung*“ von Machiavelli's berühmtem Buche vom Fürsten „*leite ich von dem Umstande ab, daß ein im Volke dunkel lebendes Gefühl einen kühnen Ausdruck fand.*“ „*So oft die Staatsgewalt sich lockert, lassen die Völker sich den Cäsar gern gefallen. Dagegen, sobald die Staatsgewalt genügend befestigt ist, fühlt das Volk die Unzulänglichkeit dieses einen Segens.*“ „*England war am frühesten mit seiner Staatsgewalt fertig und trat zuerst in den Kampf um gesicherte Rechte und gute Volkswirthschaft ein.*“ „*In mißverstandener Auffassung dieses englischen Staatswesens entwirft* Mon-

TESQUIEU eine beste Verfassung für den modernen Staat.“ „Der Irrthum des Verfassers verbreitete sich.“ „Das Studium fremder Verfassungen und Gesetze ohne Kenntniſs der ergänzenden Anschauungen, Sitten und Einrichtungen verführt zu unpassenden Mustern und miſslungener Nachahmung.“ Ebenso erweisen sich „Versuche des Fortschrittes, welche durch einiges Verdienst sich Eingang verschaffen, ... auf die Dauer durch ihre Einseitigkeit als untauglich.“ Richtige Ideen und neuentdeckte Erscheinungen werden respective „zum Staatsgedanken erhoben“ und „zum Leitfaden der Regierungskunst gemacht.“ „Schroffe Einseitigkeiten, welche im gewöhnlichen Leben als fixe Ideen gemieden werden, erheben sich zuweilen zu ernsten Staatslehren.“ Der Prüfstein bleibt immer das Leben selbst. „Was im Verständniſs der Vielen bis zur Klarheit der Handlung gediehen war, behauptete sich mit nachdauernder Wirkung; was dagegen in klugen Schlüssen bevorzugter Köpfe seinen Ursprung oder weitere Ausbildung empfangen hatte, verschwand oder führte zu Irrthümern, welche in schwerer Arbeit wieder entwirrt werden muſsten. Drei Revolutionen in drei Jahrhunderten unter drei Völkern bestätigen dieselbe Regel.“ „Die anscheinend erfüllte Forderung“ muſs „aus dem Leben entsprungen,“ nicht „in gelehrter Ausbildung ersonnen“ sein, um dauernde Nachwirkung zu haben. „Was in der Schule wie Weisheit klingt, erweist sich an den Thatsachen als Thorheit, und ist erst die Zuversicht geschwunden und der leitende Grundsatz, weil er sich als untauglich erwiesen, aus den Händen gelassen, so drängt sich die Verwirrung in alle Schichten ein, welche von der Bewegung ergriffen werden.“ „Wenn unsere deutsche Heimat, trotz der wiederholten Erschütterungen, das entgegengesetzte Schicksal erfährt, so danken wir es zumeist dem kräftigen Aufschwung des nationalen Geistes. Mit Unlust sehen wir auf fruchtlose Jahre zurück, da wir auf dem Gebiete innerer Gestaltung planlos umherirrten und Mühen verschwendeten. An dem gereiften Gedanken des Nationalstaates haben wir uns aufgerichtet; die in der Erkenntniſs des Volkes erhärtete Idee übt ihre unwiderstehliche Gewalt aus.“

„Eine Anzahl altgebildeter Gelehrten hält an der Unübertrefflichkeit der Systeme fest und sieht auf die systemlosen Geschäftsmänner mit vornehmer Geringschätzung herab; eine andere Zahl altgebildeter Politiker verehrt mit religionsartigem Eifer die schroffen Grundsätze und weist mit Verachtung die ausgleichenden Naturen zurück. Doch mit gleicher Verachtung der Grundsätze wird

ihnen erwidert, und die altmodische Theorie wird, wie früher die altmodische Philosophie, mit Spott überhäuft. Die allgemeinen Sätze sind in Verruf. Wer an eine gewisse Schlüssigkeit der Gedanken erinnert, ist ein Doctrinär, wer an eine Gleichmäſsigkeit des Handelns, ist ein Principienreiter. Keine Vergangenheit und keine Zukunft; handeln wir, ruft der heutige Politiker, wie der Tag es erfordert. Wer sich in schwierigen Umständen zurecht findet, wird anerkannter Führer; wie nach der beseitigten Verlegenheit die Zukunft sich gestalten werde, bleibt auſser Frage. Gegenüber der einmal bewährten Kraft verhallt die Kritik, weil der Mangel an Einheit, der Wechsel selbst als Zeugniſs der Tüchtigkeit gilt. Ist die Wendung zuträglich und ohne Gefahren? So lange die Nation nur von einem Gedanken getragen wird, schadet keine Einseitigkeit und keine Methode des politischen Handelns. Auf allen Wegen strömt die gesammte Kraft dem einen Gedanken zu und hilft ihn verwirklichen. So in den letzten Jahren der Aufbau des deutschen Nationalstaates. Sobald aber die Aufgaben wieder sich vervielfältigen und die Naturgewalt nicht mehr ausreicht, die versprengten Thätigkeiten nach dem einen Ziele zu lenken, kommt der Werth der Methode wieder in Anschlag. Daher ist jetzt die Frage an der Zeit, ob die Wendung zuträglich und ohne Gefahren ist.“

„Die unmittelbare Gegenwart leidet unter den Nachtheilen des Ueberganges.“ „Während den nützlichen Gelegenheitsmaſsregeln gehuldigt wird, geräth die Ethik selbst ins Schwanken. Wenn bisher Ueberzeugungstreue die Probe des tüchtigen Mannes war, so fällt dieses wichtige Erkennungszeichen jetzt weg. Auch die guten Gesinnungen stehen unter der Herrschaft der wandelbaren Nützlichkeit. Der umfassende Geist wendet sich mit einigem Zwang von der Betrachtung des Allgemeinen ab; leicht drängt sich die bewegliche Menge hinzu. Der Eigennutz sieht die Scheidewand niedergerissen, welche ihn von der Gemeinschaft mit den Uneigennützigen ausschloſs. Der kleine Sinn bläht sich auf, als ob er, nach dem Gebot der Zeit, in freiwilliger Einschränkung auf den kleineren Gesichtskreis sich zurückzöge. Die Vornehmheit des Geistes wird verdrängt und an ihren Platz rückt die virtuose Geschicklichkeit, welche des Tages Bedürfniſs mit einem knappen Tagesvorrath versorgt.“

„Gewiſs sind solche Erscheinungen nicht frei von Besorgniſs.“ (Sic.) „Dennoch leben wir in keinem Zustand des Verfalles, sondern der Schritt ist nach vorwärts geneigt.“ „Die Rückkehr zu den

grofsen Grundsätzen und zu fruchtbaren Systemen ist unmöglich, ehe wir nicht neuen Stoff angesammelt haben; die Ordnung wartet auf neue Zufuhr. Freilich in der jetzigen Weise dürfen wir nicht genügsam verharren. Auf dem Scheidewege der beiden Richtungen kann die rechte Grenze allein durch genaue Kenntnifs gefunden werden und das Wissen fehlt. An der Entwicklung der Naturwissenschaften haben wir gelernt, dafs die verbrauchten Systeme abgelöst werden müssen durch die beschwerliche Arbeit der Einzelerkenntnifs." Nun ist aber „*in den Aufgaben des Staates das Gebiet der Versuche sehr eingeschränkt.*" Daher haben wir, „*im Bewufstsein, dafs unsere Kenntnifs unzulänglich, der willkürliche Versuch ungestattet ist, durch entfesselte Freiheit das Feld allgemeiner Concurrenz eröffnet und die freie Thätigkeit der Einzelnen folgt dem Zuge der Zeit in zahlreichen Experimenten, welche nicht unter der Leitung der Gesetze stehen und für welche die Regierer nicht verantwortlich sind.*" „*Aber auch unter der Verantwortlichkeit der Einzelnen rufen die Experimente vielfaches Mifsbehagen hervor. Die meisten leitet der Eigennutz und die Empfindung kommt über uns, als ob in anderer Weise zwar, doch nicht ganz unähnlich, wie in den Zeiten des Faustrechts, die Verkehrsverhältnisse in einen Krieg Aller gegen Alle ausarten und die beunruhigte Gesellschaft abermals zum Schutz durch freiwillige Verbände ihre Zuflucht nehme.*"

„*Aber wie ist zu helfen?*" „*Die volle Kenntnifs der Dinge mufs dem Gesetz vorangehen und doch kann die Gesetzgebung nicht ruhen; je weniger klare Erkenntnifs das Gegengewicht hält, um so mehr werden die Gesetzgeber von dem Drange der öffentlichen Meinung zu undurchdachten Schritten fortgerissen. In der Verlegenheit dieser Gegensätze befinden wir uns jetzt.*" „*Uns fehlt weder die Kraft der Combination noch die Kunst der Schlufsfolgerungen, sondern die Kenntnifs der bewegenden Ursachen; sogar die Kenntnifs der Zustände, für welche die Regel gegeben werden soll, reicht nicht aus. In das Studium der Einzelheiten müssen wir uns vertiefen.*" „*Die Weisheit der Grundrechte hat sich erschöpft.*" „*Die Volkswirthschaftslehre bewegt sich nach einem früher gegebenen Anstofs, aber sie arbeitet am alten Vorrath.*"

„*Das zu grofser Wirksamkeit bestimmte Hauptinstrument, die Statistik ist noch roh, wenig ergiebig und noch weniger zuverlässig. Ueber die offenbarsten Tagesereignisse fehlt uns sichere Auskunft.*"

„*Für die meisten Beziehungen fehlt das Geschick, auch nur die*

Fragen richtig aufzuwerfen, und vielfach fehlt jene innere Wahrheitsliebe, welche die Thatsachen belauscht ohne die vorgesetzte Absicht eines bestimmten Beweises." Nicht auf „*bewufste Fälschungen*" wird hiemit gedeutet, sondern auf Voreingenommenheit, welche die Objectivität des Urtheils trübt. „*Die selbstprüfende Arbeit ist eine seltene Ausnahme*"; Autorität, persönliche Vorliebe und Eigennutz beeinträchtigen vielfach die Wahrheit der Forschung. „*Indessen, trotz der überall hervortretenden Mängel und Unvollkommenheiten, beruhigt doch die Gewifsheit, dafs wir uns den Beobachtungen zuwenden.*"

„*Ist erst der reiche Vorrath angesammelt, dann drängt er uns zum Zusammenfassen und wir kehren so gewifs zur Staatsweisheit zurück, wie gegenwärtig die Rückkehr von naturwissenschaftlichen Experimenten zur zusammenfassenden Philosophie sich vollzieht. Nur das Falsche wird ausgewiesen bleiben.*"

„*Wiederum übernimmt die deutsche Nation die Leitung.*"

„*Der neugeschaffene Nationalstaat fordert ursprüngliches Denken heraus, denn die alten Formeln sind für ihn nicht passend. Die nationale Befriedigung giebt uns die volle Lust zu der schwierigen Arbeit und wir treten mit verjüngtem Gemüth an das Werk.*"

Dies ist der wesentliche Gedankeninhalt der LASKER'schen Schrift. Zu seiner Vorführung habe ich mich, meiner Maxime getreu, in möglichst ausgedehntem Mafse der authentischen Worte des Autors bedient, damit wiederum die Gelegenheit zur Controle für die folgende Kritik jedem Leser unmittelbar geboten sei.

Motiv und Tendenz meines Angriffs sind in zwei von LASKER's eigenen Sätzen ausgesprochen, welche ich bedingungslos unterschreibe. Der eine lautet: „*Ich nehme mit eigenen Augen wahr, wie sich die Geschichte unserer Tage für die Zukunft vorbereitet und sehe voraus die schiefen Bilder und die Halbwahrheiten, welche Nachkommen über uns mit reinem Gewissen als geläuterte Wahrheiten mittheilen werden*" (p. 7), und der andere Satz (p. 31) spricht noch kürzer: „*Heillose Verwirrung haben die Einbrüche unfertiger Gedanken angestiftet.*" Der Schlufs, zu welchem LASKER kommt, hat einen solchen unfertigen Gedanken zur Voraussetzung, und zu diesem wende ich mich zuerst: es ist der Gedanke des ersten Theils der in Rede stehenden Schrift. Für ihn

ist nicht Lasker allein verantwortlich; vielmehr darf man wirklich von diesem Gedanken sagen, er sei über die Cultur der Gegenwart hereingebrochen. Denn es wird eben jetzt grade von angesehenen Naturforschern für eine Wahrheit gehalten, daſs das exacte Wissen im Begriffe sei, sich der lange verlassenen Philosophie wieder zuzuwenden, um die bereits benachtheiligte Einheit des Zusammenhanges innerhalb der Naturforschung herzustellen, und um der geistigen Beherrschung des überreich angesammelten Materials neue Garantieen für die Zukunft zu bereiten. Andererseits tritt bei den modernen Philosophen von Fach das immer ernstere Bestreben hervor, nicht mehr wie unter der Dynastie der Naturphilosophen sensu strictiore der empirischen Wissenschaft fremd zu bleiben, nicht mehr die eigene Unwissenheit durch Revelationen von innen her zu beseitigen und günstigen Falls ein Zwitter zu bleiben von Poetasterei und Abstraction, ein Amalgam von Jean Paul und Hegel. Der im ersten Abschnitte dieser Schrift vorgeführte Professor Liebmann bietet keineswegs eine vereinzelte Erscheinung dar: es gehört im Gegentheil heute zum Anstande eines Philosophen, daſs er Vertrautheit an den Tag lege mit Arbeiten von Darwin, Fechner, Helmholtz und anderen Naturforschern. Die Philosophie zu einer exacten Wissenschaft werden zu sehen, als Philosoph kurfähig zu werden für den glänzenden Hofstaat des weithin anerkannten Gebieters, — das ist so recht das zeitgemäſse Ideal eines akademischen Lehrers der Weltweisheit. Den oben mehrfach erwähnten Artikel „Ueber die Phaenomenalität des Raumes“ (s. p. 20) schlieſst Liebmann mit folgenden Worten:

„*Wer mit mir hierin eine Verification zugleich und Restriction des berühmten philosophischen Paradoxons erkennt, wird mit mir auch das Vergnügen darüber theilen, daſs die nimmer endende Arbeit der Philosophie doch nicht in allen Fällen einer ziellosen Penelopearbeit gleicht.*“ Wehmüthig-demuthvoller Laut, — sehr unwerth einer Penelope, die den zudringlichen Freiern mit viel besserem Selbstbewuſstsein sollte entgegenzutreten wissen!

Auch äuſserlich fehlt es nicht an Symptomen eines mindestens freundnachbarlichen und zu Transactionen herzlich geneigten Verhältnisses zwischen Philosophie und Naturforschung. Auſser den angeführten Arbeiten von Helmholtz, Tyndall, Wundt, Zöllner, Haeckel, Classen, Ueberweg, Liebmann, Stumpf und auſser den zahlreichen anderen Belegen, welche man in Lange's Geschichte

des Materialismus findet, führe ich noch als einzelne weniger allgemein bekannte Beispiele an, daſs von August Müller, Professor der Anatomie in Königsberg, eine anziehend geschriebene Abhandlung im 6ten Bande (Heft 5, 6) der „Altpreuſsischen Monatsschrift“ erschienen ist, betitelt: „die Grundlagen der Kantischen Philosophie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte gesehen,“ und daſs andererseits von dem Philosophen George ein Aufsatz, „der Muskelsinn“, publicirt wurde in dem „Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin,“ herausgegeben von Reichert und Du Bois-Reymond (1870, No. 2). Ueberweg ist also nicht der einzige Philosoph, welcher die den Naturwissenschaften speciell bestimmten Räume für geeignet gehalten hat, um sich Gehör zu verschaffen. Wird man nun ferner bei einem Philosophen wie Mill die unzweideutigsten Spuren gewahr von einer mehr als laienhaften Beschäftigung mit der Physik, und läſst man es als nicht bedeutungsloses Zeichen gelten, daſs Helmholtz ein Colleg liest über „die logischen Principien der Erfahrungswissenschaften,“ — dann erscheint es ganz unvermeidlich, daſs der von Lasker seinen Ausführungen zu Grunde gelegte und vorangestellte Gedanke von der segensreichen Wiedervereinigung der beiden Forschungsrichtungen den allgemeinen Glauben für sich hat.*)

Ja, dieser Gedanke hat so tiefe Wurzeln nach allen Richtungen getrieben, daſs selbst ein Kantianer von der Gediegenheit Emil Arnoldt's „*das überraschende Zusammentreffen*“ erwähnt „*einzelner Resultate naturwissenschaftlicher, zumal physiologischer Forschungen mit den Ergebnissen des Kriticismus,*“ — und zwar geschieht dies in einer sehr gehaltreichen Rede, in welcher die Philosophie ihre wahre Selbständigkeit und Würde in ganz anderer Weise als bei Liebmann bekundet, nämlich angemessen und in überzeugender Motivirung. („Metaphysik die Schutzwehr der Religion.“ Königsberg, 1873, Theile.)

Aus welchen Gründen ich mich für berechtigt halte, dieses „überraschende Zusammentreffen“ von Naturwissenschaft und Kanti-

*) Während des Druckes dieser Stelle mache ich die Bekanntschaft folgender Schrift, welche die angeführten Beispiele, besonders durch sich selbst, auf bemerkenswerthe Weise vermehrt: „Philosophie und Naturwissenschaft. Zur Erinnerung an David Friedrich Strauss.“ Von Carl Gustav Reuschle. (Bonn, 1874, Emil Strauſs.)

schem Kriticismus für eine Täuschung zu erklären, das war der Gegenstand der ersten Abschnitte dieser Schrift. Ich glaube gezeigt zu haben, daſs jede der naturwissenschaftlichen Theorieen von dem Zustandekommen des räumlichen Sehens vereinbar ist sowohl mit dem transscendentalen Idealismus KANT's als mit seinem Gegentheil, dem transscendentalen Realismus, und daſs dasselbe auch gelte für die JOH. MÜLLER'sche Lehre von den specifischen Sinnesenergieen. Ob man von einem Zusammentreffen spricht oder von Unvereinbarkeit zwischen KANT und der Naturwissenschaft in Bezug auf die Theorie von der Wahrnehmung alles Räumlichen, Beides ist auf gleiche Weise irrthümlich: nur mangelhafte Auffassung entweder von KANT's Lehre oder von den physiologischen Theorieen, wenn nicht von Beidem, kann diesen Irrthum erklären. Aber wie groſs er auch sein mag, es ist ein so allgemein gewordener Irrthum, daſs die Verantwortlichkeit dafür eine Last darstellt, welche den einzelnen Träger nur wenig drücken kann, und um so weniger, je später er sich seinen Genossen zugesellt hat. Mit einem Manne also, dessen Berufsthätigkeit weder der Philosophie noch der Naturwissenschaft angehört, wird man billiger Weise nicht besonders deshalb rechten dürfen.

Aber drakonisch sei die Verurtheilung LASKER's für die schlechthin unverantwortliche Oberflächlichkeit, mit der es ihm gefallen hat, KANT zu loben und zu beurtheilen. Wahrlich, es ist zum Mindesten eine überaus unerfreuliche Thatsache, daſs ein „Mann des Volkes", der schriftlich und mündlich als belehrende Kraft thätig ist, in so leichtfertiger Weise über Etwas spricht, das zumal für deutsches Culturleben von hoher Bedeutung bleibt, und wovon er so sehr ungewöhnlich wenig versteht. Denn in der That, eine so tiefe Unwissenheit über KANTische Philosophie, wie LASKER sie zur Schau stellt, fängt an, ausgezeichnet zu sein und verdient es. Man wird doch, meine ich, keine Uebertreibung darin finden, wenn ich behaupte, unter dem Mittelschlag unserer Gebildeten, an welche LASKER seine Worte richtet, haben die Allermeisten so Etwas davon munkeln gehört, daſs KANT eine gewisse, vor ihm niemals vernommene Neuigkeit über Raum und Zeit producirt hat; daſs ferner der kategorische Imperativ ein Sittengesetz bedeute, hinter welchem doch noch etwas Anderes stecken müsse als das Gebot: du sollst nicht gegen dein Gewissen handeln und unter Anderem nicht lügen, da ja allerdings diese Pflicht nicht ganz neu erfunden zu werden brauchte; man pflegt es doch auf Treu und Glauben

wenigstens den Historikern, Literatoren und dem ganzen Chor vortragender Bildungsräthe nachzusprechen, daſs von KANT eine wirkliche Epoche in der Philosophie datirt; daſs die Wirkung KANT's auf seine und die folgende Zeit nach den verschiedensten Richtungen von bahnbrechender Bedeutung geworden ist; daſs die SCHILLER'sche Poesie und die Naturwissenschaften von diesem einen Manne die unzweifelhaftesten Eindrücke empfangen haben, und daſs auch die Pfleger von Religion und Staatswissenschaft aus derselben Quelle sehr fruchtbare Anregungen schöpften. All dies ist bereits zum Ueberdruſs oft popularisirt, und ganz besonders seit dem Mode-Philosophen SCHOPENHAUER ist es ein Schlagwort: KANT sei der Vollbringer einer wirklichen That in der Philosophie. „*Tiefer als je ein Mensch vor ihm untersuchte* KANT, *was wir wissen und nicht wissen und nicht wissen können*": diese Worte rühren von KARL TWESTEN her, dem Parteigenossen LASKER's, und sie befinden sich in solcher Nachbarschaft bei dem Letzten, daſs es schwer fällt, anzunehmen, LASKER habe nicht wenigstens früher einmal durch diese Worte einen sehr unzweideutigen Eindruck erhalten; sie stehen nämlich auf Seite 295 desselben Bandes der „Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur", in welchem auch ein Artikel von LASKER enthalten ist. (2ter Band, Berlin, 1862, Guttentag, p. 282: „SCHILLER im Verhältniſs zur Wissenschaft. Von KARL TWESTEN;" p. 493: „Zu den Regierungsvorlagen in Preuſsen. Von EDUARD LASKER.") Daſs KANT selbst sich sehr wohl bewuſst war, wie viel bedeutungsvoller seine Philosophie sei, als sie einem Kritiker vom Schlage LASKER's erscheint, geht nicht nur aus den Vorreden zu den ersten beiden Auflagen der Kritik der reinen Vernunft hervor, sondern auch aus mehren anderen Stellen. In der Vorrede von 1787 (p. XVI) vergleicht er seine Leistung der des COPERNICUS, und 1781 schreibt er: „*Ich kenne keine Untersuchungen, die zur Ergründung des Vermögens, welches wir Verstand nennen, und zugleich zu Bestimmung der Regeln und Gränzen seines Gebrauchs, wichtiger wären, als die, welche ich in dem zweiten Hauptstücke der transscendentalen Analytik, unter dem Titel der Deduction der reinen Verstandesbegriffe, angestellt habe.*" Aus den „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können", dem 3ten Theile der ROSENKRANZ-SCHUBERT'schen Gesammtausgabe, geben folgende Seiten Zeugniſs von dem vollen Selbstbewuſstsein KANT's: 11, 91, 93, 96, 119, 143, 146, 147, 155, 159, 162, ebenso im 8ten Theile

p. 226. An der ersten dieser Stellen bezeichnet KANT seine Lehre als *„eine ganz neue Wissenschaft, von welcher Niemand auch nur den Gedanken vorher gefaſst hatte“*, und dasselbe Bewuſstsein grade von der Originalität und Fruchtbarkeit seiner Entdeckungen offenbart er unverhüllt an all jenen Stellen. Entweder also hat KANT an einer ganz maſslosen Selbstüberschätzung gelitten, — oder aber LASKER's Beurtheilung ist unter aller Würde des Beurtheilten und hoffentlich auch des Urtheilenden. Mag es auch übertrieben sein, wenn SCHOPENHAUER von KANT als von *„jenem groſsen Lehrer der Menschheit“* spricht, *„der ganz allein neben* GOETHE *der gerechte Stolz der Deutschen Nation ist“* (die beiden Grundprobleme der Ethik, 2. Aufl. p. 84), aber von den suffisanten Lehrerchen der Gegenwart verdient es doch einigermaſsen beachtet zu werden, wenn ein so sehr selbständiger Denker wie SCHOPENHAUER, der zur übergroſsen Anerkennung nirgendwo eine starke Neigung bekundet, der auch gegen KANT ganz derb und freimüthig polemisirt, wo es seiner Ueberzeugung entspricht, daſs aber derselbe sonst lobkarge Mann in folgender Weise über KANT geurtheilt hat:

„So wird auch von KANTS *Lehre allererst durch die Zeit die ganze Kraft und Wichtigkeit offenbar werden, wann einst der Zeitgeist selbst, durch den Einfluſs jener Lehre nach und nach umgestaltet, im Wichtigsten und Innersten verändert, von der Gewalt jenes Riesengeistes lebendiges Zeugniſs ablegen wird.“* (Die Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl. 1. Bd, p. 492.)

Die transscendentale Aesthetik ist nach SCHOP. *„als das Seltenste auf der Welt, nämlich eine wirkliche, groſse Entdeckung in der Metaphysik, zu betrachten“* (ebenda, p. 518). Und so herbe, satirisch, ja bis zum Despectirlichen rücksichtslos er an einzelnen Stellen seiner Kritik der KANTischen Philosophie wird, so bleibt doch sein Urtheil hell genug, um mitten in aller Opposition dem als wahr erkannten Verdienste KANT's in folgender Weise gerecht zu werden:

„Diese Lehre KANTS *vom Zusammenbestehen der Freiheit mit der Nothwendigkeit halte ich für die gröſste aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns. Sie, nebst der transscendentalen Aesthetik, sind die zwei groſsen Diamanten in der Krone des* KANT*ischen Ruhmes, der nie verhallen wird.“* (Die beiden Grundprobl. p. 176.)

All dies ficht unseren Redner wenig an. Nach ihm liegt KANT's *„selbständige Bedeutung in dem letzten Zusammenfassen aller System-*

lehren seit PLATO *und* ARISTOTELES. *Hierin finden wir seine Schwächen und seinen Werth.“* Nun, mit Ausnahme der Bemerkung über die *„schwerverständliche Sprache,“* einer Bemerkung, die den Zusatz *häufig* verlangt, um richtig zu sein, ist diese ganze Stelle über KANT von A bis Z eine einzige groſse Liederlichkeit und besonders für einen von Nationalbewuſstsein erfüllten Deutschen so unschicklich als möglich.

Daſs Jemand, der sich mit KANTischen Gedanken so wenig abgegeben hat wie LASKER, gar keine Ahnung davon haben könne, daſs KANT gleich PLATO, SPINOZA und gleich jedem wahren und originellen Philosophen eine durchaus kosmopolitische Bedeutung habe, und zwar im allereminentesten Grade, und daſs diese Bedeutung nicht nur wegen der Nachwirkungen unsterblich sei, sondern auch wegen der Fähigkeit wahrer Philosophie, unmittelbare Einwirkungen zu üben, in allen Jahrhunderten und in allen Theilen der Erde, Einwirkungen, welche noch directer sein können als die der echten Poesie von HOMER bis BYRON, — daſs LASKER hievon keine Ahnung habe, ist verständlich: die ganze Tendenz seines Vortrages lehrt, dies verstehen. Aber wie soll man es erklären, daſs ein Deutscher in demselben Vortrage, in dem er vor seinen Landsleuten den Werth des nationalen Gedankens pragmatisch zu entwickeln sucht, die völlige Abtrünnigkeit von deutschem Sinne und deutscher Art durch sein eigenes Verhalten in Scene setzt? Denn daſs KANT, wenn nicht eine Ehre für die Menschheit, so doch mindestens eine Zierde Deutschlands sei, wird von LASKER ebenso wenig wie von einem anderen Patrioten bestritten werden, und gleichfalls gilt es für erhaben über allem Zweifel, daſs es undeutsch sei, grade diejenigen Zierden des deutschen Namens ungewissenhaft und mit Seichtigkeit zu behandeln, in welchen, wenn nicht deutsches Gemüth, so doch desto mehr deutsche Gedanken-Tiefe, deutscher Charakter, deutscher Idealismus so typisch ausgeprägt sind wie eben in KANT, der doch mindestens nicht weniger als irgend einer von den glorreichsten deutschen Gelehrten dem Namen seiner Nation Achtung und Ansehen in allen Culturstaaten erworben hat und zu erwerben fortfährt, und zwar sowohl bei den Vaterlandlosen als auch bei den Patrioten aller Länder und Parteien.

Es soll keine rhetorische Frage gewesen sein, zu welcher dies Verhalten LASKER's gegen KANT Veranlassung gegeben hat; unerklärlich erscheint es nur auf den ersten Blick; wie es aber zu erklären sei, darauf möge der Schluſs dieser Erörterung die Ant-

wort ertheilen, und zunächst folgen wir dem Redner in der Entwicklung seines Gedankenganges weiter. Für den ersten Theil desselben ist es ja, wie gesagt, weder LASKER noch seine Partei-Tendenz, mit welcher speciell zu rechten ist, und das Vergehen gegen KANT, für welches allerdings LASKER allein der Beklagte bleibt, ist nur eine beiläufig begangene Unthat und nur als bedeutungsvolles Symptom nicht zu vernachlässigen; einstweilen aber beschäftigt uns noch jener allgemeine Irrthum von der Wiedervereinigung der Philosophie und der Naturforschung. Denn sowohl für die von LASKER erwähnten Berührungspunkte als auch für andere nicht erwähnte halte ich dasselbe aufrecht, was ich für die Untersuchungen über das Wesen des Raumes und über das räumliche Sehen eingehender zu begründen gesucht habe. Die Berührungspunkte zwischen Exactheit und wirklich selbständiger, d. h. theoretischer Philosophie sind nur äufserliche oder scheinbare; innere Gemeinsamkeit der Probleme besteht überall nicht zwischen den beiden Forschungsrichtungen. LASKER sagt: *„Durch die feinen Untersuchungen der Hör- und Sehorgane gelangt* HELMHOLTZ *zur Seelenkunde und Aesthetik.“* Es verhält sich nun mit der Aesthetik im Wesentlichen ganz identisch wie mit dem, was der Redner etwas zu freigebig Seelenkunde nennt, und was für HELMHOLTZ doch einzuschränken wäre auf einen sehr speciellen Theil von den Grundlagen der Erkenntnifstheorie. Mit der Aesthetik, zu welcher HELMHOLTZ gelangen soll, kann wohl nur der Theil der Forschungen gemeint sein, welcher in dem zuerst 1863 (Braunschweig, Vieweg) erschienenen berühmten Werke zusammenhängend von HELMHOLTZ dargestellt ist: „Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik.“ In den Urtheilen über diese gehaltreichen *„Früchte achtjähriger Arbeit“* treffen wir auf dieselbe Erscheinung, welcher wir oben bei Gelegenheit der Besprechung von HELMHOLTZ' optischen Arbeiten begegnet sind: den Autor finden wir viel zurückhaltender gegen benachbarte Gebiete als seine Anhänger; selbst da, wo es aus seinen Worten ersichtlich wird, dafs er für seine Person geneigt ist, den Resultaten seiner Forschung eine zu weit gehende Verwerthung zu geben, selbst da ist seine Haltung mafsvoll genug, um das Subjective des eigenen Geschmacks von dem wissenschaftlichen Wahrspruche unterscheiden zu lassen, und wenn man sich nur an seine eigenen Worte hält, so kann man zwar, wie ich es von mir selbst bekenne, zu individueller Antipathie gegen die Ge-

schmackrichtung des Autors gelangen, aber man wird in den sachlichen Aeufserungen die Competenz des Naturforschers gegenüber der Aesthetik noch viel weniger überschritten finden, als es in den oben besprochenen Arbeiten gegenüber dem transscendentalen Idealismus der Fall ist. Aber ganz unveranlafst durch HELMHOLTZ ist die irrthümliche Auffassung freilich nicht, von welcher LASKER's Worte ein Echo geben, und deshalb will ich versuchen, die Punkte hier hervorzuheben, an welche sich das bereits vielfach nachgesprochene Ueberschätzungs-Urtheil geknüpft hat.

Das wahre Verhältnifs zwischen Naturforschung und Aesthetik ist sehr klar und hinreichend ausführlich im 13ten Abschnitte des genannten Werkes dargelegt. (p. 357 der 1ten Auflage.) Es ist hier ausdrücklich hervorgehoben, bis wohin die rein naturwissenschaftliche Untersuchung reicht, ferner, wo die Beziehung zur Aesthetik anfängt, und endlich, wie weit etwa diese Beziehung noch zu constatiren ist.

„Wenn wir bisher,“ heifst es p. 358, *„in der Lehre von den Consonanzen von Angenehm und Unangenehm gesprochen haben, so handelte es sich nur um den unmittelbaren sinnlichen Eindruck des isolirten Zusammenklanges auf das Ohr, ohne alle Rücksicht auf künstlerische Gegensätze und Ausdrucksmittel, nur um sinnliches Wohlgefallen, nicht um ästhetische Schönheit. Beide sind streng zu trennen, wenn auch das erstere ein wichtiges Mittel ist, um die Zwecke der letzteren zu erreichen.*

„Die geänderte Natur der fortan zu behandelnden Gegenstände verräth sich schon durch ein ganz äufserliches Kennzeichen, nämlich dadurch, dafs wir fast bei jedem einzelnen derselben auf historische und nationale Geschmacksverschiedenheiten stofsen.“ . . . . *„Daraus folgt der Satz, der unseren musikalischen Theoretikern und Historikern noch immer nicht genügend gegenwärtig ist, dafs das System der Tonleitern, der Tonarten und deren Harmoniegewebe nicht auf unveränderlichen Naturgesetzen beruht, sondern dafs es die Consequenz ästhetischer Principien ist, die mit fortschreitender Entwickelung der Menschheit einem Wechsel unterworfen gewesen sind und ferner noch sein werden.“*

Wir sehen also, dafs HELMHOLTZ es sehr wohl weifs, wie wenig Aussicht vorhanden ist, die Aesthetik durch die Resultate der Exactheit jemals ganz auszufüllen, ja der Naturforscher ist es hier, der für die Liberalität in der Kunst gegen die Kunstkenner von

Profession eintritt, indem er darauf hinweist, daſs das durchgreifend Allgemeine sich immer nur auf die isolirten Bestandtheile bezieht. Diese Bestandtheile aber, die Constituirung der verschiedenen Klangfarben sowie die Consonanzen und Dissonanzen, zwischen welchen letzten sich jedoch die Grenze schon als veränderlich erwiesen hat zugleich mit der Veränderung der Tonsysteme (p. 346), — diese Bestandtheile sind nur Bedingungen erster Ordnung für die Darstellung des Schönen, und schon bei den Bedingungen der nächst höheren Ordnung erreicht die naturgesetzliche Constanz ihr Ende.

Den 19ten Abschnitt (p. 551) beginnt HELMHOLTZ mit folgenden Worten:

„Ich habe mich bemüht, in der letzten Abtheilung dieses Buches nachzuweisen, daſs die Construction der Tonleitern und des Harmoniegewebes ein Product künstlerischer Erfindung, und keineswegs durch den natürlichen Bau oder die natürliche Thätigkeit unseres Ohres unmittelbar gegeben sei, wie man es bisher wohl meist zu behaupten pflegte.“ Und der Schluſs des Werkes sichert vollends den Autor vor jedem berechtigten Vorwurfe, daſs er sich als Naturforscher eine Rechtsprechung angemaſst habe, die ihm nicht gebühre. Die viel zu wenig beachtete Erklärung lautet (p. 560): *„Ich schlieſse hiermit meine Arbeit. So viel ich übersehe, habe ich sie so weit fortgeführt, als die physiologischen Eigenthümlichkeiten der Gehörempfindung einen directen Einfluſs auf die Construction des musikalischen Systems ausüben, so weit als die Arbeit hauptsächlich einem Naturforscher zufallen muſste. Denn wenn sich auch naturwissenschaftliche Fragen mit ästhetischen mischten, so waren die letzteren doch von verhältniſsmäſsig einfacher Art, die ersteren jedenfalls viel verwickelter. Dies Verhältniſs muſs sich nothwendig umkehren, wenn man versuchen wollte, in der Aesthetik der Musik weiter vorzuschreiten, wenn man zur Lehre vom Rhythmus, von den Compositionsformen, von den Mitteln des musikalischen Ausdrucks übergehen wollte. In allen diesen Gebieten werden die Eigenthümlichkeiten der sinnlichen Empfindung noch hin und wieder einen Einfluſs haben, aber doch wohl nur in sehr untergeordneter Weise. Die eigentliche Schwierigkeit wird in der Verwickelung der psychischen Motive liegen, die sich hier geltend machen. Freilich beginnt auch hier erst der interessantere Theil der musikalischen Aesthetik — handelt es sich doch darum, schlieſslich die Wunder der groſsen Kunstwerke zu erklären, die Aeuſserungen und Bewegungen der verschiedenen Seelenstimmungen kennen zu lernen. So lockend aber auch das Ziel sein möge, ziehe ich es doch vor, diese Untersuchungen, in denen ich mich zu sehr als Dilettant fühlen würde, Anderen zu überlassen, und selbst auf dem Boden der Naturforschung, an den ich gewöhnt bin, stehen zu bleiben.“*

Mehr Zugeständniſs wird wohl auch der entflammteste Kunst-Enthusiast nicht verlangen. Ueber den Akustiker HELMHOLTZ ist von ästhetischer Seite jede Anklage ungerecht, ebenso ungerecht, wie es sein würde, wenn gegen den Optiker HELMHOLTZ als Vertreter der empiristischen Theorie eine Beschwerde erhoben würde von Seiten eines transscendentalen Idealisten. Aber gegen HELMHOLTZ als mathematischen Vertheidiger eines transscendenten Raumes mit mehr als drei Dimensionen habe ich allerdings die Beschwerde für begründet erachtet, und so will ich auch hier bekennen, daſs es eben ausschlieſslich die naturwissenschaftliche Seite ist, gegen welche mir etwaige Einwände unerlaubt scheinen, sofern man deren Berechtigung nicht experimentell oder mathematisch nachzuweisen vermag. Die Natur des Gegenstandes hat es aber begreiflicher Weise auch dem exacten Forscher nicht gestattet, sich der ästhetischen Urtheile gänzlich zu entschlagen, und bei der wohlmotivirten Autorität des Urtheilenden ist es nicht eben wunderbar, daſs ein groſser Theil des Publikums, in nicht ungewöhnlicher Weise durch Referenten informirt, auch die individuelle, ästhetische Richtung des gefeierten Gelehrten für das nothwendige Ergebniſs seiner exacten Forschung angesehen hat und ansieht, — ganz so, wie wir es eben an dem Beispiele des belehrenden LASKER vor uns haben. Thatsächlich wird es aber, wie aus den citirten Stellen klar ist, durch HELMHOLTZ selbst legitimirt, wenn man seinen rein ästhetischen Standpunkt als etwas Individuelles ansieht, wofür der Anspruch des Allgemeingiltigen nicht mehr zu erheben ist. Und da nun in dies Gebiet des Individuellen grade diejenigen ästhetischen Fragen gehören, welche das allgemeinste Interesse für sich haben, so betheiligt man sich an der Irreführung des öffentlichen Urtheils, wenn man der Meinung Vorschub leistet: die exacte, die beobachtende Wissenschaft könne dazu verhelfen oder habe gar bereits dazu verholfen, die vielfachen Verschiedenheiten des Geschmacks auf principielle Weise auszugleichen.

Im 16ten Abschnitte des in Rede stehenden Buches bespricht HELMHOLTZ die Nachtheile der temperirten Stimmung, in welcher

die moderne Musik ausgeführt wird. Er sagt (p. 490): *„Darüber kann keine Frage sein, dafs das System der temperirten Stimmung durch seine Einfachheit ganz aufserordentliche Vorzüge für die Instrumentalmusik hat, dafs jedes andere System einen aufserordentlich viel complicirteren Mechanismus der Instrumente bedingen und ihre Handhabung beträchtlich erschweren würde, und dafs daher die hohe Ausbildung der modernen Instrumentalmusik nur unter der Herrschaft des temperirten Stimmungssystems möglich geworden ist. Aber man mufs nicht glauben, dafs der Unterschied zwischen dem temperirten und dem natürlichen System eine mathematische Spitzfindigkeit sei, die keinen praktischen Werth habe.“*

Die Ungenauigkeiten und Mängel der temperirten Stimmung werden nun rein objectiv klar gelegt, und wir lernen gewifs mit Interesse die Ursachen dafür kennen, dafs (p. 498) *„in der That mehrstimmige Accorde von mehreren Spielern im Quartett ausgeführt, oft genug merkwürdig schlecht klingen, während jeder einzelne von diesen Spielern Solosachen ganz hübsch und angenehm vorzutragen im Stande ist.“* Auch über die praktische Bedeutung der gleichschwebend gestimmten Klaviere lernen wir nicht nur unparteiischer urtheilen, sondern es kann auch von sehr erfreulichen Folgen für die allgemeine Methode des Unterrichts im Gesange werden, wenn wir neben den Vortheilen jener gleichschwebenden Stimmung auch auf ihre Nachtheile hingewiesen werden; wenn wir erfahren, dafs das Singenlernen am gleichschwebend gestimmten Klaviere die Ursache dafür sei (p. 499), *„dafs gegenwärtig selbst von unseren Opernsängern nur wenige im Stande sind, einen kleinen mehrstimmigen Satz, der entweder gar keine Begleitung hat oder nur sparsam durch wenige Accorde begleitet ist, wie z. B. das Maskenterzett in* MOZART's *Don Giovanni, so zu singen, dafs der Hörer die volle Freude an dem reinen Wohlklange haben könnte.“* In diesen und vielen anderen lehrreichen Beispielen handelt es sich lediglich um die physischen Bedingungen für ein Resultat, von dem ausnahmelos Jedermann zugeben wird: es sei höchst wünschenswerth, dafs es so vollkommen als irgend möglich erreicht werde: die Reinheit und Genauigkeit in der Darstellung aller Consonanzen und Dissonanzen, welche der Componist eben dargestellt wissen will. Und schon bei Gelegenheit dieser Beispiele, in denen die berathende und belehrende Stimme des naturkundigen Technikers nur von purem Unverstande mifsachtet werden kann, schon hier ist es möglich, sich des nach HELMHOLTZ selbst *„streng zu trennenden“* Unterschiedes bewufst zu

werden zwischen *„sinnlichem Wohlgefallen“* und *„ästhetischer Schönheit.“* Man darf es als eine ganz allgemein zugestandene Erfahrung bezeichnen, dafs selbst ein gut entwickeltes Gehör in die Lage kommen könne, dem technisch unvollkommeneren Gesange den Vorzug zu geben vor einem solchen, der sich von der nachtheiligen Einwirkung moderner Klaviere befreit hat; denn es ist möglich, dafs der erste die in den Grenzen des Erträglichen gehaltenen Ungenauigkeiten für den Eindruck dadurch ausgleicht, dafs er durch seine übrigen Ausdruckmittel der Absicht des Componisten gerecht wird, während es bei dem anderen Gesange trotz seiner vollkommeneren Reinheit geschehen kann, dafs durch sinnwidrige Vertheilung der Intensitätsgrade oder durch nicht stimmungsgemäfse Wahl des Tempo oder durch Unterlassung jeder Nuance im Rhythmus ein seelenloser, unschöner Eindruck erzeugt wird. Analoge Erfahrungen sind durchaus nicht selten: es giebt Klavierstimmer von so vorzüglicher Feinheit des Gehörs, dafs sie Schallwirkungen, welche für die meisten Menschen den Charakter des Geräuschs haben, als Töne hören, so dafs sie z. B. richtig angeben, für welchen Ton man ein Monochord einzustellen habe, damit es antworte auf ein mit dem Finger ausgeführtes Klopfen an ein Möbel oder an irgend einen wenig klingenden Gegenstand. Instrumente, die ein solcher Stimmer mit Ausdauer fertig gestimmt hat, bedürfen ceteris paribus viel seltener des erneuten Stimmens als nach der Behandlung durch einen weniger geeigneten Techniker, und das wird wohl auch das hauptsächliche Kriterium bleiben, um den Auserwählten von den vielen Berufenen zu unterscheiden. Aber sind die auserwählten Klavierstimmer auch eo ipso musikalische Menschen? Nein; man kann an ihnen zuweilen die Erfahrung machen, dafs sie, wie ein Kritiker (COLERIDGE) bei anderer Veranlassung es ausdrückt, Ohren haben, aber kein Ohr. Der vortrefflichste und gewissenhafteste Klavierstimmer, den ich gekannt habe, und dessen technische Berufsleistungen die begründeteste Anerkennung, ja Bewunderung erregten, derselbe feinhörende Mann blieb bis an sein Lebensende als ausübender Musiker unerträglich. Der einfachste Tanz, die leichteste Lied-Melodie klangen auf dem eben von ihm fertig gestimmten Flügel unter seinen durchaus nicht fehlgreifenden und auch nicht fortissimo schlagenden Fingern dennoch so, als wollte er mit diabolischem Behagen alles Leben und alle Seele in den armen Klangkörpern der Musikstücke zerhacken und verwüsten. Und doch kamen die vorgeschriebenen

Consonanzen besser als gewöhnlich dabei zur Geltung. Aus diesen und vielen ähnlichen bekannten Beispielen geht nun doch deutlich hervor, dafs es sich schon bei den Bedingungen erster Ordnung für das Zustandekommen des Wohllauts nicht um ein Radicalmittel in der Aesthetik handelt, sondern das Verhältnifs ist schon auf den untersten Stufen der gegenseitigen Beziehung dasselbe wie zwischen den körperlichen und den psychischen Vorgängen: ohne die ersten sind wir ganz aufser Stande, von den letzten Etwas zu erfahren; ferner: je vollkommener das materielle Substrat beschaffen ist, um so vollkommener kann auch die psychische Wirkung ausfallen, aber sie mufs es aus diesem Grunde noch nicht; sie verlangt noch andere Bedingungen als die physischen, und diese anderen Bedingungen sind für die Gesammtwirkung so sehr wichtig, dafs sie innerhalb gewisser Grenzen die Werthbestimmung entscheiden. Dies Verhältnifs wiederholt sich nicht nur in allen Künsten, sondern überall da, wo es sich um Schätzung, um Wählenswerth oder Minder-wählenswerth handeln kann, immer vorausgesetzt, dafs die fraglichen Objecte in ihrer Existenz für uns gebunden sind nicht nur an Raum und Zeit, sondern auch an eine irgend wie beschaffene Erscheinungsgrundlage in der Aufsenwelt. Ueberall ist es von gröfster Wichtigkeit, sich zu vergegenwärtigen, dafs mit Erfüllung der Bedingungen für die Erscheinungsweise noch nicht das Wesen der Sache gegeben ist, und dafs man stets Gefahr läuft, das höhere Gut einzubüfsen, sobald man dem geringeren die gröfsere Achtsamkeit zuwendet.

Wenn ein Metriker an GOETHE'schen Hexametern Verstöfse gegen anerkannte Gesetze der Metrik und Prosodie nachweist, so ist man thöricht, gegen diese Nachweise als solche eifern zu wollen, thöricht, es zu bestreiten, dafs „Hermann und Dorothea" eine noch vollendetere, noch idealere Schöpfung wäre, wenn auch der subtilste Metriker Nichts auszusetzen fände, nota bene, falls diese letzte metrische Vollendung vereinbar bliebe mit allen übrigen Vorzügen der herrlichen Dichtung. Aber die Thorheit nimmt sofort Platz auf Seiten des Metrikers, wenn ihn die Voreingenommenheit für den Gegenstand seiner gründlichen Kenntnifs dazu führt, VOSS oder auch RÜCKERT und PLATEN wegen gröfserer Correctheit gar für die gröfseren Dichter zu erklären. Ob es einen derartigen Metriker mag gegeben haben, weifs ich nicht, aber für gut verbürgt mufs ich es halten, dafs Dr. JULIUS LESSING in Berlin folgendes Urtheil über das Dresdener Exemplar der HOLBEIN'schen

Madonna nicht nur in sich entwickelt, sondern auch öffentlich abgegeben hat:

„Der Dresdener Teppich zeigt das persische Muster durchzogen mit rundlichen Musterungen, die mit dem Charakter des Ganzen nichts zu thun haben, vielmehr der Renaissance angehören und in dieser Form frühestens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorgekommen sind. Das Darmstädter Bild dagegen enthält die durchaus treue strenge Nachbildung eines ächt persischen Teppichs; ein neuer gewifs überraschender Beweis dafür, dafs die Dresdener Madonna von einem nachlässigen und für stilistische Sachen gefühls- und urtheilslosen Copisten herrührt." (Ueber die Aechtheitsfrage der HOLBEIN'schen Madonna. Discussion und Acten von GUSTAV THEODOR FECHNER. Leipzig, 1871, Breitkopf u. Härtel. p. 96.)

Nun, vorausgesetzt, die Richtigkeit der Thatsache sei unanzweifelbar, so folgt sicherlich für eine grofse Anzahl der Beschauer des Dresdener Bildes lediglich dies daraus, dafs sich ein Copist gegen minutiöse Angelegenheiten des Stils indifferent verhalten, und dafs er trotzdem ein Künstler sein kann, der zu rühren und zu entzücken weifs. Für wen aber ein anachronistisches Teppichmuster zum Kriterium werden kann nicht nur der historischen Bestimmung eines Bildes, sondern auch des inneren Werthes, der einem Bilde zuzusprechen ist, — von einem solchen Kenner wird man mindestens nicht behaupten, dafs er selbst über der Kritik sei, sondern für die Interessen der Kunst und nicht der Technik ist er der Geistesverwandte jener Literatoren, welche das Urtheil, SHAKESPEARE sei ein Stümper, damit begründeten, dafs er Böhmen an's Meer verlegt und den Gebrauch von Kanonen in die Zeit vor Erfindung des Schiefspulvers.

Das auf die HOLBEIN'sche Madonna bezügliche Beispiel ist absichtlich crafs gewählt, und ich bin sehr weit davon entfernt, an der Stelle des HELMHOLTZ'schen Buches, welche ich nun zu erwähnen habe, einen analogen Hang zur Correctheits-Anbetung wahrzunehmen. Aber den Weg, der zu Verirrungen hinführt, wenn man ihn consequent verfolgt, diesen Weg finde ich allerdings von HELMHOLTZ betreten, und so sehr ich auch anerkenne, dafs es derselbe Weg ist, der von anderen Verirrungen ableiten kann, z. B. von den Monstrositäten der „Zukunftsmusik", so halte ich es doch für das allein Richtige, dafs man in theoretischen Angelegenheiten sich schlechterdings niemals durch Opportunitätsrücksichten bestimmen lasse.

Nachdem HELMHOLTZ die Nachtheile der temperirten Stimmung für die ausübende Musik besprochen hat, fährt er fort (p. 501):

„Endlich ist, wie ich glaube, ein Einfluſs der temperirten Stimmung auf die Compositionsweise nicht zu verkennen. Zunächst ist dieser Einfluſs günstig gewesen; er hat bewirkt, daſs die Componisten wie die Spieler sich mit der gröſsten Leichtigkeit in den verschiedensten Tonarten bewegen können, daſs ein Reichthum der Modulationen möglich wurde, der früher nicht existirt hat. Andererseits aber ist nicht zu verkennen, daſs die veränderte Stimmung zu einem solchen Reichthume von Modulationen auch zwang. Denn da der Wohlklang der consonanten Accorde nicht mehr ganz rein war, die Unterschiede zwischen ihren verschiedenen Umlagerungen verwischt wurden, muſste man durch stärkere Mittel, durch reichlichen Gebrauch scharfer Dissonanzen, durch ungewöhnlichere Modulationen zu ersetzen suchen, was die der Tonart selbst angehörigen Harmonien an charakteristischem Ausdruck verloren hatten. Daher bilden in manchen neueren Compositionen dissonante Septimenaccorde schon die Mehrzahl der Accorde, und consonante Accorde die Ausnahme, während Niemand zweifeln wird, daſs es umgekehrt sein sollte, und die fortdauernden kühnen Modulationssprünge drohen das Gefühl für die Tonalität ganz zu zerstören.“

Dies ist denn nun die bedenkliche Stelle des Ueberganges von Naturwissenschaft zu Aesthetik; hier galt es, nach dem Programm zu handeln, das p. 359 so ausgesprochen ist: *„Der wissenschaftlichen* **Aesthetik** *werden hierbei die psychologischen Motive zur Untersuchung zufallen, der* **Naturwissenschaft** *die technischen.“*

Ist die Tonalität ein rein technisches Motiv, so hat HELMHOLTZ Recht, als Naturforscher auch die Compositionsweise durch den Einfluſs der temperirten Stimmung benachtheiligt zu finden. Ist aber die Tonalität nicht von rein technischer Bedeutung, so ist Alles, was der Akustiker für den Werth der Compositionen aus dem mehr oder weniger beachteten Princip der Tonalität folgert, nicht mehr von objectivem Werthe, sondern von individuellem. Nun heiſst es p. 367 von der Tonalität:

„Wir können die Herrschaft der Tonica als des bindenden Mittelgliedes für sämmtliche Töne des Satzes mit FÉTIS *als das Princip der* **Tonalität** *bezeichnen. Dieser gelehrte Musiker hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daſs in den Melodien verschiedener Nationen die Tonalität in sehr verschiedenem Grade und*

verschiedener Weise entwickelt sei.“ HELMHOLTZ selbst finden wir demnach in der Theorie einverstanden damit, daſs die Tonalität nicht ausschlieſslich technische Bedeutung habe, sondern daſs sie als „Princip“ wesentlich ästhetischer Natur sei, so daſs also der Grad ihrer Wirksamkeit abhängig ist von unberechenbar vielen und schwankenden Einflüssen, wie sie eben in dem Ausdrucke „psychologische Motive“ zusammengefaſst erscheinen. Diesem weiten Bereiche aber werden bei der Darstellung des „Einflusses der temperirten Stimmung auf die Compositionsweise“ Schranken gesetzt, deren Errichtung nicht mehr eine Obliegenheit des Technikers ist, und bei deren Kennzeichnung wir auch in HELMHOLTZ den individuellen Aesthetiker sprechen hören; er fährt im Anschluſs an die kurz vorher mitgetheilten Worte so fort (p. 502):

„Es sind dies miſsliche Symptome für die weitere Entwickelung der Kunst. Der Mechanismus der Instrumente und die Rücksicht auf seine Bequemlichkeit droht Herr zu werden über das natürliche Bedürfniſs des Ohres, und droht das Stilprincip der neueren Kunst, die feste Herrschaft der Tonica und des tonischen Accordes wieder zu zerstören. Unsere letzten groſsen Componisten MOZART *und* BEETHOVEN *stehen noch am Anfang derjenigen Periode, wo die Herrschaft der gleichschwebenden Temperatur beginnt.* MOZART *hat noch Gelegenheit gehabt, reiche Studien in Gesangscompositionen zu machen. Er ist Meister des süſsesten Wohllauts, wo er ihn haben will, aber er ist darin auch fast der Letzte.* BEETHOVEN *hat mit kühner Gewalt Besitz ergriffen von dem Reichthum, den die ausgebildete Instrumentalmusik hervorbringen konnte, seinem gewaltigen Willen war sie das gefügsame und zu Allem bereite Werkzeug, in welches er eine Gewalt der Bewegung zu legen wuſste, wie vor ihm Keiner. Die menschliche Stimme aber hat er als dienende Magd behandelt, und deshalb hat sie ihm auch nicht mehr die höchsten Zauber ihres Wohlklangs gespendet. Und kann eine so übermächtige und melancholische Natur, einem tief verstimmten Zeitalter entsprossen, die Norm für die weitere Entwickelung der Kunst abgeben?“*

An keiner Stelle des ganzen Werkes wird wohl die persönliche Geschmackrichtung des Autors so speciell charakterisirt wie durch diesen Passus, und wir dürfen aufrichtig dankbar dafür sein, daſs es uns ermöglicht wird, fundamentale ästhetische Gegensätze in unzweideutigster Weise aneinander zu halten. Sicherlich spricht HELMHOLTZ mit seiner Bevorzugung MOZART's gegenüber BEET-

HOVEN einem sehr grofsen Theile musikliebender Menschen aus der Seele, und bei all diesen Gleichgestimmten darf man wohl auch eine gemeinsame Antipathie voraussetzen: sie werden durchgängig Gegner der durch RICHARD WAGNER am Geräuschvollsten vertretenen Richtung in der Musik sein. Gegen diese letzte den innigsten Widerwillen zu hegen, habe ich von mir bereits bekannt, und jedenfalls würde ich es in weit höherem Grade für ein Glück halten, wenn es dem Princip der Tonalität gelänge, die Bastard-Mifsgeburten neuester Zeit von Grund aus zu vertilgen, als ich es für ein Unglück hielte, wenn dasselbe Princip dem Genius MOZART's eine andauernde Huldigung von gröfster Allgemeinheit bereitete, von einer solchen, wie sie ja für BEETHOVEN doch schwerlich jemals bereitet werden kann, und zwar aus denselben Gründen schwerlich, welche auch der Popularität von GOETHE und BYRON entgegen sind. Aber wenn ich auch eher für als gegen den bezeichneten Einflufs der „physiologischen Grundlage für die Theorie der Musik“ eingenommen bin, so wäre es doch immer nur ein Resultat, welches ich gutheifsen könnte, nicht die Mittel, mit denen es erreicht wäre. Auf diese aber kommt es bei der vorliegenden Erörterung zunächst an, und um diesen Punkt grade hat sich die Unklarheit angesammelt, von deren Wirkung jene Stelle in LASKER's Rede ein instructives Beispiel giebt; denn unter anderen Punkten ist es auch der hier besprochene, wo der Redner auf einen Baum deutet, an dessen weittragenden Zweigen so einladende Früchte gedeihen sollen, wie er selbst sie anbietet. Und an den Früchten kann und soll man hier dennoch die Art ihrer Träger erkennen, — nämlich an der Gesammtheit der Früchte, nicht an der oben bezeichneten, ganz vereinzelten Wirkung.

Wer die emporhebende und von allem äufserlich Empirischen weithinwegführende Macht BEETHOVEN'scher Musik in sich erfahren hat; wer jemals inne geworden ist, dafs für Seelenconflicte von zerstörender Tendenz eine Klärung und Läuterung möglich ist wie durch die neunte Symphonie von BEETHOVEN oder durch einige seiner späteren Sonaten, besonders op. 106 und 111; wer jemals die kräftigende Genugthuung in sich erlebt hat, dafs er in subjectiv unzweideutiger Weise den Unmuth über die unlösbaren Räthsel des Daseins von der Stimme eines göttlich überlegenen und dennoch anklagenden Prometheus ausgesprochen findet; wer in BEETHOVEN den Befreier kennen gelernt hat von Melancholie und Ingrimm und in gleichem Mafse den Offenbarer des Erhabenen und Beseligenden, — ganz vergebens ist es, einem solchen „Enthusiasten“ motiviren zu wollen, dafs dennoch aus triftigen physikalisch-physiologischen Gründen MOZART der Schöpfer vollendeterer Kunstwerke sei. Das Gegenargument des grundsätzlich ungelehrigen Parteimannes für BEETHOVEN lautet so: das stärkste Zeugnifs für den Vorzugswerth eines Kunstwerkes vor anderen kann für mich immer und definitiv nur in mir gesprochen werden. Wenn nun irgend eine Theorie der Musik dahin führt, den „*Meister des süfsesten Wohllauts*“ über einen Künstler zu stellen, der darin Meister ist, dafs er von Conflicten befreit, indem er sie ausspricht, und zwar befreit, nicht um nur heiter und glücklich im Genusse des Wohllauts zu stimmen, sondern um in eine Welt des Erhabenen und Ewigen zu führen, für welche „*alles Vergängliche nur ein Gleichnifs*“ bleibt, — wenn also nach irgend einer Theorie dieser zweite Meister nicht der weitaus höher stehende sein soll, dann bleibt die Theorie für mich unzureichend, und der Anhänger dieser Theorie sucht und findet in der Musik etwas ganz Anderes, als ich in ihr suche und finde. Nur die Mittel der musikalischen Erregungen sind uns gemeinsam, die inneren Resultate der Perceptionen sind auf beiden Seiten durchaus heterogen.

Für diese Unvereinbarkeit der verschiedenen Kunstauffassungen bietet das HELMHOLTZ'sche Buch noch andere Belege, von denen einige der hauptsächlichsten hier angeführt seien.

Die Einleitung sagt (p. 3):

„*Die Musik steht in einem viel näheren Verhältnifs zu den reinen Sinnesempfindungen, als sämmtliche übrigen Künste, welche es vielmehr mit den Sinneswahrnehmungen, das heifst mit den Vorstellungen von äufseren Objecten zu thun haben, die wir erst mittelst psychischer Processe aus den Sinnesempfindungen gewinnen. Die Dichtkunst geht am entschiedensten allein darauf aus, Vorstellungen anzuregen, indem sie sich an Phantasie und Gedächtnifs wendet, und nur mit untergeordneten Hilfsmitteln mehr musikalischer Art, z. B. dem Rhythmus, der Tonmalerei, wendet sie sich zuweilen an die unmittelbare sinnliche Empfindung des Ohrs. Ihre Wirkungen beruhen deshalb fast ausschliefslich auf psychischen Thätigkeiten. Die bildenden Künste benutzen zwar die sinnlichen Empfindungen des Auges, aber doch in nicht viel anderer Absicht, als die Dichtkunst sich an das Ohr wendet. Hauptsächlich wollen sie in uns nur die Vorstellung eines äufseren Objects von bestimmter Form und Farbe hervorbringen. Wir sollen uns*

wesentlich nur für den dargestellten Gegenstand interessiren und an seiner Schönheit uns erfreuen, nicht an den Mitteln der Darstellung.“ . . . .

. . . .

(p. 4) *„In der Musik dagegen sind es wirklich geradezu die Tonempfindungen, welche das Material der Kunst bilden; wir bilden aus diesen Empfindungen, wenigstens so weit sie in der Musik zur Geltung kommen, nicht die Vorstellungen äußerlicher Gegenstände und Vorgänge.“* . . . .

. . . .

„In diesem Sinne ist es klar, daſs die Musik eine unmittelbarere Verbindung mit der sinnlichen Empfindung hat, als irgend eine der anderen Künste, und daraus folgt denn, daſs die Lehre von den Gehörempfindungen berufen sein wird, in der musikalischen Aesthetik eine viel wesentlichere Rolle zu spielen, als etwa die Lehre von der Beleuchtung oder der Perspective in der Malerei. Diese letzteren sind allerdings dem Künstler nützlich, um eine möglichst vollendete Naturwahrheit zu erreichen, haben aber mit der künstlerischen Wirkung des Werkes nichts zu thun. In der Musik dagegen wird gar keine Naturwahrheit erstrebt, die Töne und Tonempfindungen sind ganz allein ihrer selbst wegen da und wirken ganz unabhängig von ihrer Beziehung zu irgend einem äußeren Gegenstande.“

Es wird also hier den Tonempfindungen ein Selbstzweck zugeschrieben: sie sind danach nicht die Bedingungen für die Kunstwirkung, sondern der eigentliche Gegenstand der Freude, welche die Kunst bereitet. Diese Auffassung ist aber keineswegs die allein mögliche, ja, es ist, wie wir sehen werden, nicht einmal diejenige, bei welcher HELMHOLTZ selbst durchweg stehen bleibt. Aber wesentlich beherrscht wird allerdings bei ihm die Gesammtbetrachtung der Musik von dieser primitiveren Auffassung, obgleich der Autor auch einmal Veranlassung findet, Opposition dagegen zu erheben, daſs die Bedingung der angenehmen Empfindung für den Gegenstand des Wohlgefallens gehalten wird, nämlich bei Gelegenheit der Deutung der Elemente des musikalischen Empfindens. Von der *„Beziehung der ganzen Zahlen zu den musikalischen Consonanzen“* wird (p. 27) Folgendes gesagt:

„Sie blieb von da ab) theils das Ziel, theils der Ausgangspunkt der wunderlichsten und kühnsten, phantastischen oder philosophischen Combinationen, bis in neuerer Zeit die meisten Forscher*

*) von der Zeit der Pythagoräer.

sich der auch von EULER *vertretenen Ansicht anschlossen, daſs die menschliche Seele ein besonderes Wohlgefallen an einfachen Verhältnissen habe, weil sie diese besser auffassen und übersehen könne. Aber es blieb unerörtert, wie es die Seele eines nicht in der Physik bewanderten Hörers, der sich vielleicht nicht einmal klar gemacht hat, daſs Töne auf Schwingungen beruhen, anstelle, um die Verhältnisse der Schwingungszahlen zu erkennen und zu vergleichen.“*

In der weiteren Ausführung wird eben diese Ansicht corrigirt, nach welcher die einfachen Verhältnisse für den Gegenstand des Wohlgefallens gehalten werden, nicht für die Bedingung davon. Auf Seite 351 lesen wir:

„Aber es folgt aus den physiologischen Vorgängen, welche den Unterschied zwischen Consonanz und Dissonanz, oder nach EULER *der geordneten und ungeordneten Tonverhältnisse, fühlbar machen, doch auch schlieſslich ein wesentlicher Unterschied unserer Erklärungsweise von der* EULER*'schen. Nach der letzteren soll die Seele die rationalen Verhältnisse der Tonschwingungen als solche wahrnehmen, nach unserer nimmt sie nur eine physikalische Wirkung jener Verhältnisse wahr, die intermittirende oder continuirliche Empfindung des Gehörnerven.“*

Von der Opposition, welche hier gegen EULER's Urtheil über das Wesen und den Werth der Consonanz vertreten ist, von dieser Opposition finde ich nun das Analogon gerechtfertigt gegen die citirte Anwendung, welche HELMHOLTZ dem Princip der Tonalität giebt. Denn besonders aus diesem concreten Falle wird es ersichtlich, daſs HELMHOLTZ als Aesthetiker für sich selbst in praxi dabei stehen bleibt, in den Empfindungen, in dem Genusse des Wohllauts den Gegenstand und Inhalt musikalischen Lebens zu finden. Die abstract gehaltenen Ausführungen bieten aber auch genug Anhalt für eine mehr ideelle Auffassung der Musik, und der Eindruck jener Erklärung, daſs die *„Töne und Tonempfindungen ganz allein ihrer selbst wegen da sind,“* wird durch andere Stellen wesentlich berichtigt. So wird jener Satz, *„daſs das System der Tonleitern, der Tonarten und deren Harmoniegewebe nicht auf unveränderlichen Naturgesetzen beruht,“* sondern auf ästhetischen Principien, welche dem Wechsel unterworfen sind, — dieser Satz wird durch den Vergleich mit der Baukunst verdeutlicht. Es waren technische Erfindungen, welche (p. 361) *„nach einander drei ganz verschiedene Stilprincipien, nämlich das der geraden Horizontallinie, des Rundbogens und des Spitzbogens, erzeugten,“* aber HELM-

HOLTZ weist doch zugleich darauf hin, dafs diese Stilprincipien nur die Bedingungen herstellen für einen höher stehenden psychologisch-ästhetischen Inhalt. Er sagt (p. 361):

„*Diese,*“ — die Strebepfeiler — „*wie der überall hindurchbrechende Spitzbogen, gaben harte Formen, die Kirchen wurden im Innern enorm hoch. Beides aber entsprach dem kräftigen Sinne der nordischen Völker, und vielleicht gerade die Härte der Formen, vollständig beherrscht von der wunderbaren Consequenz, die sich durch die bunte Formenpracht der gothischen Dome hinzieht, diente dazu, den Eindruck des Gewaltigen und Mächtigen zu erhöhen.*“

Den eigentlich inneren Werth erhalten also die gothischen Formen doch erst durch das Symbolische ihrer Wirkung, erst dadurch, dafs der Eindruck, den sie erzeugen, vermittelt wird nicht durch die erste Instanz der Wahrnehmung mit dem Auge, sondern durch etwas viel Complicirteres, nämlich durch die individuelle Sinnesart nordischer Völker, für welche jener Eindruck der gemäfse ist.

Noch deutlicher und in beredter Ausführung macht sich diese ideelle Kunstauffassung im 19ten Abschnitte des Werkes geltend. Es ist besonders die Idee der Vernunftmäfsigkeit, welche für HELMHOLTZ den wahren Werth eines Kunstwerks begründet. Er sagt (p. 553):

„*Indem wir durch kritische Betrachtung die Schönheit eines solchen Werkes zu begreifen streben, was uns bis zu einem gewissen Grade auch gelingt, zeigen wir, dafs wir eine Vernunftmäfsigkeit in dem Kunstwerke voraussetzen, die auch zum bewufsten Verständnifs erhoben werden kann, obgleich ein solches Verständnifs weder für die Erfindung, noch für das Gefühl des Schönen nöthig ist.*“ Ferner (p. 555):

„*Darin liegt offenbar der Grund der moralischen Erhebung und des Gefühls seliger Befriedigung, welches die Versenkung in ächte und hohe Kunstwerke hervorruft. Wir lernen an ihnen fühlen, dafs auch in den dunklen Tiefen eines gesund und harmonisch entfalteten menschlichen Geistes, welche der Zergliederung durch das bewufste Denken für jetzt wenigstens noch unzugänglich sind, der Keim zu einer vernünftigen und reicher Entwickelung fähigen Ordnung schlummert, und wir lernen, vorläufig zwar an gleichgültigem Stoffe ausgeführt, in dem Kunstwerk das Bild einer solchen Ordnung der Welt, welche durch Gesetz und Vernunft in*

allen ihren Theilen beherrscht wird, kennen und bewundern. Es ist wesentlich Vertrauen auf die gesunde Urnatur des menschlichen Geistes, wie sie ihm zukommt, wo er nicht geknickt, verkümmert, getrübt und verfälscht worden ist, was die Anschauung des rechten Kunstwerks in uns erweckt.“ . . . .
. . . .

„*Wenden wir nun diese Betrachtungen auf das System der musikalischen Töne und der Harmonie an, so sind dies allerdings Gegenstände, die einem ganz untergeordneten und elementaren Gebiete angehören, aber auch sie sind langsam reif gewordene Erfindungen des künstlerischen Geschmacks der Musiker, und auch sie müssen sich daher den allgemeinen Regeln der künstlerischen Schönheit fügen. Gerade weil wir hier noch in dem niederen Gebiete künstlerischer Technik verweilen, und nicht mit dem Ausdrucke tieferer psychologischer Probleme zu thun haben, stofsen wir auf eine verhältnifsmäfsig einfache und durchsichtige Lösung jenes fundamentalen Räthsels der Aesthetik.*“

Aus diesen trefflichen Bemerkungen scheint mir nun besonders deutlich hervorzugehen, dafs es eben ein individuelles Geschmacksurtheil ist, was wir in den mitgetheilten Aeufserungen über MOZART und BEETHOVEN von HELMHOLTZ vernommen haben. Dafs man es in der BEETHOVEN'schen Musik in sehr hervorragender Weise „*mit dem Ausdrucke tieferer psychologischer Probleme zu thun habe,*“ wird von Niemandem bestritten. Auch HANSLICK, welcher in seiner gehaltvollen kleinen Schrift: „Vom Musikalisch-Schönen“ so kraftvoll dafür eintritt, dafs man in die Musik nicht hineintragen solle, was nicht in ihr liegt, dafs man ihr namentlich nicht die Fähigkeit zusprechen solle, Gefühle „darzustellen“, — selbst HANSLICK giebt von BEETHOVEN's Symphonieen zu, die ästhetische Untersuchung werde in ihnen „*auch ohne Namen und Biographie des Autors zu kennen, ein Stürmen, Ringen, unbefriedigtes Sehnen, kraftbewufstes Trotzen herausfinden.*“ (4. Aufl., Leipzig, 1874, Barth, p. 63.) Für den Ausdruck dieser und verwandter Seelenbewegungen kommt nun aber eine Frage zur Geltung, die von HELMHOLTZ nicht aufgeworfen wird, und welcher Frage sein Urtheil über BEETHOVEN auf definitive Art präjudiciren würde, wenn man diesem Urtheile die Bedeutung einer objectiven Entscheidung beimessen wollte, womit man den keineswegs absprechenden Worten einen offenbaren Zwang anthun würde. Die Frage, welche ich meine, ist die, ob ein Widerspruch gegen

das Princip der Tonalität schon durch die blofse Thatsache festgestellt wird, dafs in einer Composition die *„dissonanten Septimenaccorde die Mehrzahl der Accorde bilden und consonante Accorde die Ausnahme.“* HELMHOLTZ meint an jener Stelle, es werde *„Niemand zweifeln, dafs es umgekehrt sein sollte,“* aber zusatzlos trifft diese Meinung nur für diejenige Geschmackrichtung zu, welcher HELMHOLTZ für seine Person den Vorrang zugesteht, indem er MOZART über BEETHOVEN stellt. Denn nur dann ist unzweifelhaft das Vorherrschen der consonanten Accorde ein Postulat, wenn die Erzielung des Wohllauts und die Erweckung solcher Seelenvorgänge, für welche er der angemessenste Ausdruck ist, als der einzig mögliche Zweck der Musik gelten soll. Sicherlich wird dem Principe der Tonalität durch solche Auffassung und Richtung genügt. Nur ist damit noch nicht die einzig mögliche Art festgestellt, wie diesem Principe zu genügen ist. Es können in einer Composition die Dissonanzen in überwiegendem Mafse hervortreten, und trotzdem kann die Tonalität als bestimmendes Princip dem ganzen „Harmoniegewebe“ zu Grunde liegen: der Componist kann nämlich dafür gesorgt haben, dafs die Dissonanzen sich als solche fühlbar machen; er kann die Abweichung von den Forderungen des sinnlichen Wohlgefallens als eine stets charakterisirte Contrastwirkung lebendig halten; er kann die Beziehung zu dem Dreiklang einer und derselben Tonica durch alle noch so seltsam gestaltete Modulationen hindurch wirksam sein lassen, so dafs mehr oder weniger klar die Erinnerung an eine constante Grundharmonie wie ein still waltendes Lebens-Element gegenwärtig bleibt; dann werden auch die fremdartigsten Abweichungen grade eben durch ihre Gegensätzlichkeit eindruckvoll bleiben. Mögen dann immerhin die consonanten Accorde so spärlich vertheilt sein wie z. B. in dem letzten Satze des opus 106 von BEETHOVEN: dennoch bleibt es das Princip der Tonalität, welches als eine Bedingung, nicht als Zweck bei der Ausgestaltung aller Motive die ganze Harmonieführung beherrscht. Ohne die Beziehung zu der constanten Haupt-Tonart würde der tragische Charakter jenes mächtigen Satzes gar nicht zur Geltung kommen können.*) Es liegt eben schon in dem

*) Die beste Erläuterung hiefür bietet der Vergleich zweier Taktgruppen des Satzes selbst. Nimmt man als 1ten Takt denjenigen, mit welchem bei der Vorzeichnung der B-Tonart das Allegro risoluto beginnt, so betrachte man

Begriffe des Contrastes und Conflicts, dafs Etwas da sei, woran das Gegensätzliche und Widerstreitende allein bemerkbar wird. Nur mit Hilfe der überall zu Grunde liegenden B-dur-Tonart wird es in dem genannten Satze, der wie die ganze Sonate nach BEETHOVEN's eignen Worten*) *„in drangvollen Umständen geschrieben“* ist, kund gethan, dafs hier ein Seelen-Conflict, wenn nicht „dargestellt“, so doch desto unzweideutiger dargelebt, dem Werke selbst eingeseelt ist, — ein Conflict, welcher mit erschütternder Kraft die Tiefen des Gemüths aufwühlt; die Offenbarung dieses Conflicts folgt als ein Gewitter auf das schwüle Largo der Einleitung mit seinen einsilbigen, wie aus geprefstem Innern und zusammenhanglos gegebenen Laut-Andeutungen, und reinigend, wie es ein Gewitter vermag, wirkt dann das übermenschliche Grollen des empörten Titanen. Diese ganze Wirkung aber hat zur nothwendigen Voraussetzung, dafs das Gefühl für die Tonalität grade recht lebendig und immanent in dem Hörer vorhanden sei. Nur dadurch, dafs man überall inne wird, wie auch die grellsten Dissonanzen von einer gemeinsamen Stammharmonie getragen bleiben, ohne welche sie beziehungslos auseinanderfallen müfsten, nur dadurch haben die Dissonanzen Bedeutung; sie werden hieroglyphisch, und die Wirkung des Ganzen wird die eines wüsten Lärms, eines ungestalten Chaos von Tönen, sobald das Gefühl für die Tonalität den Hörer verläfst, oder, was häufiger vorkommt, wenn dies Gefühl auf Grund des Gehörten gar nicht in ihm erweckt wird. Wenn also HELMHOLTZ auf die Gefahr der *„fortdauernden kühnen Modulationssprünge“* hinweist, welche *„das Gefühl für die Tonalität ganz zu zerstören drohen“*, so wird er Jeden auf seiner Seite haben, der unter einer gewissen Sorte von Unmusik zu leiden gehabt hat, wie sie sich in vielen Epigonen-Leistungen auf forcirte Weise breit macht. Wenn man den Gewaltsamkeiten jener „Modulationssprünge“ auch nach häufigem Hören keinen Zusammenhang mit einer bindenden Grundharmonie abgewinnen kann; wenn der Wohllaut versagt wird, ohne dafs man den inneren Zwang der Verweigerung nachfühlen kann; wenn die Quelle der Melodie so

Takt 19 bis 26 und hierauf die Umformungen derselben Figur, wie sie vom 82ten Takte vor dem Schlusse, — der Schlufs-Takt selbst als erster gezählt, — auftreten (letzter Takt auf S. 55 und die ganze Seite 56 der Original-Ausgabe von 1819, Wien, Artaria).

*) Aus einem Briefe von BEETHOVEN an RIES, 19. April, 1819. (Briefe BEETHOVEN's, herausgeg. von L. Nohl. Stuttgart, 1865, Cotta, p. 191.)

gar nicht ihr Dasein verräth wie z. B. bei LISZT, dem es leider nicht genügt hat, seinem reproductiven Genius in wunderbar vollkommenen Transcriptionen unvergängliche Denkmäler zu setzen; wo also das Barocke und Wilde gar nicht mehr als Contrast geboten wird, sondern wo es um seiner selbst willen vorhanden scheint, — eine eitel pompöse Maske für qualvolle Impotenz —, dann allerdings wird es dem Hörer nahe gelegt, an „ausstaffirten Schmerz“ zu glauben, an Affectation und innere Leerheit, und man wendet sich nach der Erduldung unfruchtbarer Gehör-Strapazen mit herzensfrohem Dankgefühle zu HAYDN und MOZART zurück, den freudigen Spendern reicher, sonniger Gaben, voll erwärmender und erquickender Kraft. Wer sich nun in den letzten Compositionen BEETHOVEN's nicht zurecht findet; wer sich namentlich nur an einzelne Sätze aus den späten Sonaten und Quartetten hält, ohne daſs er jedes Mal den Zusammenhang mit dem Ganzen der Composition beachtet, der kann freilich, zumal nach seltenem und nicht intensiv eindringendem Anhören, dahin gelangen, daſs er eine Aehnlichkeit findet zwischen den Schöpfungen BEETHOVEN's aus seinen letzten Lebensjahren und den bizarren Productionen neuester „Meister.“ Aber die Aehnlichkeit des Eindrucks wird durch den Mangel im Hörer bewirkt, nicht etwa dadurch, daſs die Compositionsarten untereinander aus gleicher Heimath stammen. Der Zauber des sinnlichen Wohlklangs fehlt allerdings bei BEETHOVEN in manchen Sätzen seiner mit Recht „sublim“ genannten Compositionen, und wenn das Sublime durch bloſse Aussperrung der leichten Grazien gegenwärtig zu machen wäre, dann würde auch von den Allermodernsten so mancher auf der Schwindelhöhe angelangt sein, auf der er wünscht, gesehen zu werden. Aber die bloſse Negation thut es freilich nicht, und wenn ein Wasser nicht nur allen Weingeist entbehrt, sondern wenn es auch gar nichts Anderes dafür bietet als eben blos Wasser, nun, so wird es schlieſslich Glaubenssache, daſs man dennoch selig dadurch werden könne, und dann genügt das Bekenntniſs, um allen Discussionen zweckmäſsiger Weise ein Ende zu machen.

Und hiemit ist denn nun auch gleichzeitig zugegeben, daſs eine solche Verwerthung des Tonalitäts-Princips für die Aesthetik, wie sie hier gegen HELMHOLTZ geltend gemacht wird, nicht geeignet sein kann, um in concreten Fällen einen objectiven Maſsstab für die Schätzung des Kunstwerths darzubieten. Durch persönliche Geschmackrichtung wird HELMHOLTZ geneigt, MOZART

vor BEETHOVEN die Palme zu reichen. Dadurch bekundet er, daſs das Princip der Tonalität für ihn nur nach einer Richtung hin jenen höheren Kunstzweck realisiren hilft, welchen er als das Gefühl von Vernunftmäſsigkeit bezeichnet, nämlich nur nach der Richtung auf den zur positiven, unmittelbaren Wahrnehmung gelangenden Wohllaut. Darin liegt denn freilich auch ein positiver Halt für die Schätzung einer Composition. Von zwei Tondichtungen muſs dann die vorzüglichere die sein, in welcher bei etwa gleicher Zeitdauer oder Anzahl von Takten und gleicher Mannigfaltigkeit der Bewegung der sinnliche Effect des Wohlklangs häufiger erzielt wird als in der anderen. Vindicirt man hingegen der Tonalität eine zwiefache Wirksamkeit, so stellt man die Entscheidung über den Kunstwerth einer rein subjectiven Schätzung anheim, einer solchen, welche sich durch kein äuſserlich nachweisbares Kriterium zu rechtfertigen vermag, und die daher eingeständlich ebenso unbefähigt bleibt, um Eroberungen mit Hilfe unwiderleglicher Demonstrationen zu unternehmen, wie sie andererseits jedem noch so rationell geplanten und mit empirisch exacten Mitteln noch so vollkommen ausgerüsteten Angriffe alle wirksame Annäherung unmöglich macht. Wie sehr das Princip der Tonalität der Deutung unterworfen ist; wie wenig seine Anerkennung dem Gebrauche präjudicirt, der davon gemacht und gutgeheiſsen wird, dafür darf wohl der deutlichste Beleg darin gesehen werden, daſs wir auch in dem Antipoden des Standpunktes, welchen HELMHOLTZ durch sein concretes Kunsturtheil vertritt, daſs wir auch in dem Propheten des Kunstwerks der Zukunft den offenen Fürsprecher desselben Princips finden. In seinem Buche „Oper und Drama“ schreibt RICHARD WAGNER dem Musiker allein die Fähigkeit zu für die *„volle Verwirklichung“* der Absicht des Dichters, und von dieser Verwirklichung behauptet er, daſs sie auf dem Vermögen beruhe, *„die Urverwandtschaft der Töne für eine vollkommen einheitliche Kundgebung ureinheitlicher Empfindungen an das Gefühl zu verwenden.“* (2. Aufl., Leipzig, 1869, Weber, p. 271.) *„Hier würde“*, heiſst es auf derselben Seite, *„die musikalische Modulation, um die dichterische Absicht zu verwirklichen, in die verschiedensten Tonarten hinüber und zurück zu leiten haben; alle die berührten Tonarten würden aber in einem genauen verwandtschaftlichen Verhältnisse zu der ursprünglichen Tonart erscheinen, von der aus das besondere Licht, welches sie auf den Ausdruck werfen,*

wohl bedingt, und die Fähigkeit zu dieser Lichtgebung gewissermaſsen selbst erst verliehen wird." Ferner (p. 272):

„*Ist hiermit die dichterisch-musikalische Periode bezeichnet worden, wie sie sich nach einer Haupttonart bestimmt, so können wir vorläufig das Kunstwerk als das für den Ausdruck vollendetste bezeichnen, in welchem viele solche Perioden nach höchster Fülle sich so darstellen, daſs sie, zur Verwirklichung einer höchsten dichterischen Absicht, eine aus der anderen sich bedingen und zu einer reichen Gesammtkundgebung sich entwickeln, in welcher das Wesen des Menschen nach einer entscheidenden Hauptrichtung hin, d. h. nach einer Richtung hin, die das menschliche Wesen vollkommen in sich zu fassen im Stande ist (wie eine Haupttonart alle übrigen Tonarten in sich zu fassen vermag), auf das Sicherste und Begreiflichste dem Gefühle dargestellt wird.*"

Es verhält sich mit den „Modulationssprüngen" und mit dem Vorwiegen der Dissonanzen in der Musik ganz analog wie mit dem tragischen Element im Drama. Wird das ergreifend Schreckliche, das gewaltsam Erschütternde nicht in einem solchen Zusammenhange dargestellt, daſs wir die innere Nothwendigkeit davon nachzufühlen vermögen, so büſst es alle läuternde Kraft ein, und es entsteht eine Wirkung, nicht von Poesie erzeugt, sondern von Vandalismus, wie z. B. in den blutigen Schauspielen der Englischen Bühne vor SHAKESPEARE, den intellectuellen Urhebern von „TITUS ANDRONICUS." Die wahre Katharsis ist aber nur dann möglich, wenn für alle ethische Dissonanz ein Ursprung fühlbar bleibt, der uns nicht aufgezwungen erscheint, nicht willkürlich fingirt, sondern dessen innere Wahrheit wir zu erkennen vermögen, ein Ursprung, für den uns die Erfahrung des eignen inneren Lebens den naturgemäſsen Keim aufweist, mag auch das Product der dichterischen Ausgestaltung dieses Keimes noch so unvereinbar sein mit unserm eignen Wesen. Aber nur das eigne Selbst kann entscheiden, ob diese Bedingungen echter Kunstwirkung erfüllt sind oder nicht.

Wie in der Poesie das Element der eingeborenen, psychologischen Urmotive das Kriterium des künstlerisch Erlaubten bleibt, so ist auch in der Musik das Gefühl für die Tonalität ein solches Kriterium. Aber es heiſst, einen einseitigen Gebrauch dieses Kriteriums zur Doctrin machen, wenn man in der Poesie nur die Darstellung des positiv Tugendhaften für künstlerisch berechtigt erklärt, und ebenso, wenn man Compositionen deshalb dem Kunstideal gemäſser findet als andere, weil sie auf positive Weise, durch die Vorherrschaft des Wohllauts, der Idee der Vernunftmäſsigkeit gerecht werden.

Die Darstellung des Moralischguten in der Poesie ist allerdings das genaue Analogon von der Realisirung des Wohlklangs in der Musik. Auch für die Schätzung wahrer Poesie ist der hier bekämpfte einseitige Standpunkt keineswegs allgemein überwunden; die analogen Gründe, welche für MOZART zu Ungunsten von BEETHOVEN sprechen sollen, werden geltend gemacht für die Bevorzugung SCHILLER's als des „moralischeren" Dichters vor GŒTHE, BYRON, ja selbst vor SHAKESPEARE als dem Schöpfer eines Richard III. Nun kann aber Niemand entschiedener gegen diese Auffassung von dem wahren Wesen der Poesie protestiren als SCHILLER selbst, und es hat mitunter eine eigenthümliche Wirkung, wenn man dieselben Tagesschriftsteller, welche, aus Begeisterung für die Tugend, in SCHILLER ihren bevorzugten Dichter feiern, in ihren ästhetisirenden Ausführungen hartstirnig gegen Alles freveln hört, wofür SCHILLER selbst mit inniger Ueberzeugung als für das Rechte und Echte in der Poesie eingetreten ist. Die sehr oft überhörten Worte, welche von einem Theile jener SCHILLER- und Tugend-Patrone niemals gelesen sind, — vermuthlich wohl aus zarter Rücksicht gegen den philisterfeindlichen Autor, oder auch aus Gründen einer ganz besonderen Art von Gewissenhaftigkeit und Liebe zur Wahrheit, — diese Worte sind für die gegenwärtige Erörterung so Licht gebend, daſs ich den Gegenstand mit nichts Instructiverem besiegeln kann als mit drei von SCHILLER dargebotenen Belegen. In der Abhandlung „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" lesen wir:

„*Die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmäſsige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet.*" . . „*Für die Würdigung der Kunst ist es aber vollkommen einerlei, ob ihr Zweck ein moralischer sey, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische Mittel erreichen könne, denn in beiden Fällen hat sie es mit der Sittlichkeit zu thun, und muſs mit dem sittlichen Gefühl im engsten Einverständniſs handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunst ist es nichts weniger als einerlei, welches von beiden ihr Zweck, und welches das Mittel ist. Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert sie das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie so allgemein*

wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt sich in ein ernsthaftes Geschäft; und doch ist es gerade das Spiel, wodurch sie das Geschäft am besten vollführen kann. Nur indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlthätigen Einfluſs auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre völlige Freiheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen."

Ferner lautet eine Stelle in dem Aufsatze: „Ueber das Erhabene":

„*Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen, verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlseyn und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen! Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängniſs. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muſs doch endlich aufhören — nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der Alles zerstörenden und wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung, des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemälde der in den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maſs aufstellt, und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt.*"

Endlich schreibt SCHILLER am 1. März 1795 an GŒTHE (55ter Brief des Briefwechsels, 3te Ausg., Stuttgart, 1870, Cotta, I, p. 53):

„JAKOBI *ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Ideen suchen, und das was seyn soll, höher halten als das was ist; der Grund des Streits liegt also hier schon in den ersten Principien, und es ist völlig unmöglich, daſs man einander versteht.*

„*Sobald mir einer merken läſst, daſs ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf. Könnte er Ihnen zeigen, daſs die Unsittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objects flieſst, und daſs die Art wie Sie dasselbe behandeln nur von Ihrem Subject sich herschreibt, so würden Sie allerdings dafür verantwortlich seyn, aber nicht deſswegen weil Sie vor dem moralischen, sondern weil Sie vor dem ästhetischen Forum fehlten. Aber ich möchte sehen wie er das zeigen wollte.*"

Die Tendenz dieser Stellen ist offenbar darauf gerichtet, einer willkürlichen Beschränkung zu opponiren, welche der befreienden und erhebenden Macht der Poesie dann zugefügt wird, wenn man die Darstellung des Moralischguten zum Zweck der Kunst erhebt, während darin nur eines ihrer Mittel liegt für den ihr eigenthümlichen Zweck der Läuterung und Erhöhung durch die Phantasie, also für den Zweck einer auf nicht abstracte Weise zu bewirkenden Hinüberführung in das Reich des Idealen aus der empirischen Welt, in welcher letzten das Erhabene nie anders als symbolisch zur Erscheinung zu bringen ist. Hält man nun daran fest, daſs das Moralischgute diesem höchsten Zweck der Poesie auf dieselbe Weise als ein Mittel dient wie das Princip der Tonalität dem höchsten Zweck der Musik, und zwar wie dieses als ein Mittel von zwiefacher Anwendbarkeit, so wird es aus den angeführten Stellen zugleich ersichtlich geworden sein, welche Berechtigung man hat, zu behaupten, daſs die Folgerungen, zu denen HELMHOLTZ auf Grund des Tonalitäts-Princips für die Aesthetik gelangt, nur von individueller Giltigkeit sein können. Nun hat aber die immer eifriger gepflegte Methode der exacten Behandlung alles zu Ergründenden jene von HELMHOLTZ maſsvoll geltend gemachte persönliche Richtung zu einem Streben von allgemeiner Bedeutung werden lassen, und wenn HELMHOLTZ findet, daſs (l. c. p. 1) „*der naturwissenschaftliche, der philosophische, der künstlerische Gesichtskreis in neuerer Zeit mehr, als billig ist, auseinandergerückt worden sind,*" so darf man jetzt im Gegentheil darauf hinweisen, daſs eine Neigung begonnen hat, die Grenzen der genannten Gesichtskreise mehr, als heilsam ist, zu verwischen.

Von den nachtheiligen Folgen dieser Neigung wird freilich die Naturwissenschaft nicht berührt, wohl aber andere Gebiete, und nicht am Wenigsten die Auffassung der Kunst; denn indem man die Erzielung positiven Wohlklangs zu einem Maſsstab für das musikalisch Schöne erhebt, thut man der Musik einen ebenso groſsen Zwang an wie der Poesie mit der einseitigen Verwerthung des Moralischen.

Und für keine Kunst ist die Gefahr einer solchen Benachtheiligung so groſs wie gerade für die Musik. Denn in jeder anderen Kunst macht es sich in zwingenderer Weise geltend als in der Musik, daſs

die Mittel der Darstellung nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern nur eben als Vermittler für einen höheren, ideellen Gehalt. An der ästhetischen Richtung von HELMHOLTZ fehlt es auch anderen exacten Forschern nicht, aber wenn sie ihren Problemen in den bildenden Künsten nachgehen, so finden sie sich sehr bald durch den Stoff selbst in äußerst enge Grenzen eingeschlossen.

So hat FECHNER mit bewährter Exactheit es unternommen, zu ermitteln, welchen Werth das Verhältniſs des goldenen Schnitts für die bildende Kunst beanspruchen darf, ein Verhältniſs, dessen „*Begriff darin beruht, daſs die kleinere Dimension eines Gegenstandes sich zur gröſseren, also z. B. bei einem Rechteck die kleinere Seite zur gröſseren, verhält wie die gröſsere zur Summe beider; oder, wenn es sich um Abtheilungen handelt, daſs die kleinere Abtheilung sich zur gröſseren Abtheilung verhält, wie die gröſsere zur Summe beider, oder zum Ganzen.*" (Zur experimentalen Aesthetik von GUSTAV THEODOR FECHNER. Erster Theil. Abhandlgn. d. math.-physischen Classe d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Bd. IX. No. VI. Leipzig, 1871, Hirzel. p. 569.)

Die universelle Bedeutung, welche ZEISING der Sectio divina hat beimessen wollen, als einem — nach seinen eigenen Worten — „*die ganze Natur und Kunst durchdringenden morphologischen Grundgesetze,*" diese Bedeutung ist von dem kritikvolleren Forscher auf ein höchst bescheidenes Maſs reducirt. FECHNER sagt (l. c. p. 576): „*Entschieden bestätigt gefunden habe ich nämlich den Vorzug des goldenen Schnitts als Dimensionsverhältniſs für einfache Rechtecke, was zugleich der einfachste und fundamentalste Fall ist, der sich untersuchen lieſs, ohne daſs daraus schon sichere Folgerungen für das Verhältniſs der Hauptdimensionen von Ellipsen und complicirteren Formen zu ziehen, was vielmehr besonders untersucht werden muſs. Hingegen hat sich für eine fundamentale ästhetische Bedeutung des goldenen Schnittes als Abtheilungsverhältniſs nach denselben Methoden, welche zur Anerkennung der Bedeutung des goldnen Schnittes als Dimensionsverhältniſs geführt haben, überhaupt keine Bestätigung finden lassen, ungeachtet* ZEISING *seine Bedeutung in dieser Beziehung noch stärker hervorhebt, als in jener, und ein noch massenhafteres Material von Belegen dafür beigebracht hat.*"

Der Gegenstand selbst hat also dafür gesorgt, daſs eine wirklich exacte Behandlung schon nach den ersten Schritten der Forschung darauf verzichtet, Bäume anzupflanzen, welche in den

höchsten Himmel der Kunst hinaufreichen. Aber in der musikalischen Aesthetik hält FECHNER diese Resignation offenbar nicht in gleichem Maſse für geboten. Er unterscheidet (p. 560) den Eindruck, „*welchen Formen, Farben, Töne, so wie die Verhältnisse von Formen, Farben, Tönen durch ihre eigene Beschaffenheit machen, von dem Eindruck, den sie als Träger gewisser Bedeutungen, im Dienste gewisser Zwecke oder Ideen machen,*" und nennt „*ersteren den directen, letzteren den associativen Eindruck, oder, insofern beide zu einem einheitlichen Eindruck verschmelzen, ersteren den directen, letzteren den associativen Factor des Eindrucks,*" und von seiner eigenen Aufgabe sagt er, sie sei „*hier nur, zu ermitteln, was die einfachsten Formverhältnisse abgesehen von associativer Mitbestimmung in ästhetischer Beziehung wirken*"; er hat bereits vorher anerkannt, daſs die Frage nach diesen einfachsten Formverhältnissen (p. 559) „*für die höhere Aesthetik insofern nur ein untergeordnetes Interesse hat, als die Schönheit aus höherem Gesichtspunct immer an der Erfüllung von Foderungen hängt, welche über den Gesichtspunct einer Formwohlgefälligkeit an sich weit hinausgreifen.*" Doch dies gilt für FECHNER nicht in Bezug auf die Musik. Wo er ihrer gedenkt, heiſst es (p. 562): „*Dabei kommt in Rücksicht, daſs der associative Factor überhaupt in der Musik nur die Nebenrolle, der directe die Hauptrolle spielt, indeſs in den höheren Künsten der Sichtbarkeit die Hauptrolle dem associativen Factor anheimfällt.*" Womit denn die individuelle Geschmackrichtung von HELMHOLTZ auf's Allerklarste begünstigt ist, und womit für eine Musik wie für die „sublime" von BEETHOVEN die Verurtheilung implicirt wird; denn das Wesen dieser Musik liegt eben gerade darin, daſs sie nicht „*durch ihre eigene Beschaffenheit*" den erwünschten Eindruck machen kann, sondern nur „*als Träger gewisser Bedeutungen, im Dienste gewisser Zwecke oder Ideen.*"

Es war die „Verkennung des Wirkungsbereichs der Philosophie," wegen welcher uns die exacte Bearbeitung ästhetischer Probleme hier beschäftigt hat. Das Ergebniſs der Betrachtung ist dasselbe wie jenes, das sich aus der Untersuchung des Zusammenhanges zwischen den physiologischen Theorieen über das räumliche Sehen und der philosophischen Erklärung des Raumes ergab: die exacte Wissenschaft hat nur innerhalb des sinnlich Empirischen ihr Richteramt zu üben; hier ist und bleibe ihre Jurisdiction unbestritten, — hier, aber nirgendwo sonst. Alle Angelegenheiten,

welche nur durch den Appell an das ausschließlich Psychische im Menschen zu erledigen sind, womit also der Gegensatz zu dem Psychophysischen bezeichnet sein soll, — alle diese Angelegenheiten gehören nicht mehr vor das Forum der beobachtenden Disciplinen. Der Zweifel, der häufig darüber entstehen kann, zu welchem Ressort ein Problem gehöre, ist immer und nur zu erledigen durch die Beantwortung der Frage: betrifft das Problem eine directe Beziehung zwischen einem körperlichen Geschehen und seiner Wirkung nach innen, oder ist diese Beziehung indirect? Im ersten Falle wird entweder das physische Ereigniß selbst untersucht, wie in allen auf äußere Beobachtung allein gerichteten Wissenschaften, oder, wie im psychophysischen Gebiete, seine unmittelbare Einwirkung auf die Psyche; denn daß bei den hierher gehörigen Vorgängen der Proceß im Nerven noch nicht erforscht ist, welcher das Mittelglied bildet zwischen Reiz und Empfindung, — das ändert an der Natur der Probleme Nichts; vielmehr bleiben diese überall auf Ermittelung einer Function gerichtet: Feststellung eines durch Zahlen auszudrückenden Abhängigkeitsverhältnisses zwischen einer physischen und einer psychischen Veränderung. Im zweiten Falle interessirt nicht die Erscheinung als solche, sondern entweder die Natur ihres ersten Ursprungs — *„die Quellen unseres Wissens und der Grad seiner Berechtigung“* nach Helmholtz, oder das, was die Erscheinung bedeutet, — ihr *„associativer Eindruck“* nach Fechner's Bezeichnung. Dort ist eine directe Belehrung durch Empirie, und zwar allein durch sie möglich, hier wird die Entscheidung nicht mehr dem unmittelbaren sinnlichen Eindrucke überlassen, sondern der Abschätzung dieses Eindrucks liegt ein Votum zu Grunde, für dessen Abgabe keinerlei Zusammenhang mit Bestimmungen von sinnlicher Qualität dem Bewußtsein gegenwärtig zu machen ist. Diese Grenznormirung ist vollkommen im Einklange mit den Erklärungen Fechner's über die Aufgabe der Psychophysik. Denn die Frage, welche sich diese Wissenschaft stellt, lautet (Elem. d. Psychoph. Leipzig, 1860, Breitkopf u. Härtel, I, p. 9):

„Was gehört in der inneren und äußeren Erscheinungsweise der Dinge zusammen und welche Gesetze bestehen für ihre bezugsweisen Aenderungen?“ Phychophysische Thätigkeiten sind daher auch nur (p. 10) *„physische Thätigkeiten, welche Träger oder Unterlage von psychischen sind, mithin in directer functioneller Beziehung dazu stehen.“* . . . .

„Der Natur der Sache nach theilt sich die Psychophysik in eine äußere und eine innere, je nachdem die Beziehung des Geistigen zu der körperlichen Außenwelt oder der körperlichen Innenwelt, mit welcher das Geistige in nächster Beziehung steht, in Betracht gezogen wird, oder anders, in eine Lehre von den mittelbaren und von den unmittelbaren functionellen Beziehungen zwischen Seele und Körper.“

Also auch die innere Psychophysik hat nur solche Thätigkeiten zum Gegenstande der Untersuchung, in welchen die Betheiligung der körperlichen Innenwelt dem Bewußtsein, welches die Erscheinung constatirt, als eine Thatsache gegenwärtig ist, und zwar als eine erste Thatsache, deren Wesen unmittelbar nicht näher zu charakterisiren ist als durch das Grundmerkmal alles Empirischen: Empfindung, räumlich oder zeitlich geformt.

In der Abhandlung zur „experimentalen Aesthetik“ sagt daher Fechner ganz mit Recht, es seien *„hier Seiten und Wege“* der Aesthetik *„aufgesucht, wodurch sie ins Bereich des Experimentes, des Maßes und der Rechnung tritt“* (p. 557), und sie könne, *„insofern dieß der Fall ist, als ein Zweig der äußern Psychophysik gelten“* — aber eben nur, insofern sie *„ins Bereich des Experimentes, des Maßes und der Rechnung tritt“*; darüber hinaus hat die Exactheit keine Mission mehr, und, wie wir gesehen haben, geben Fechner und Helmholtz in der Theorie bereitwillig zu, daß gerade die höheren, die allgemein interessirenden Fragen der Aesthetik nicht mehr beantwortbar sind mit jenen Mitteln des Messens und Rechnens. Sondern, um für diese complicirteren Schätzungen einen objectiven Maßstab zu gewinnen; um zu erfahren, was für sie das Normale sei, dazu würde man wieder auf's Neue eine Grundlage herzustellen haben, wie sie von Helmholtz für *„das System der Tonleitern, der Tonarten und deren Harmoniegewebe“* als abhängig von der *„fortschreitenden Entwickelung der Menschheit“* anerkannt wird, — eine Grundlage also, welche gebildet wird von rein subjectiven, dem entscheidenden Ursprunge nach rein individuellen Schätzungen, vollzogen ohne alle Kenntniß von den äußeren, objectiven Bedingungen des Gefallens und Mißfallens. Denn wenn z. B. in einer fernen Zukunft würde constatirt werden müssen, daß unter den Compositionen unserer Zeit die Beethoven'schen in entsprechender Weise den Vorrang während der folgenden Jahrtausende behauptet haben, wie es gegenwärtig für die Homerischen Gedichte im Gebiete der epischen Poesie der Fall

ist, dann wäre eben erfahrungsmäfsig von derjenigen individuellen Anwendung, die HELMHOLTZ dem Princip der Tonalität will gegeben wissen, constatirt, dafs sie der normalen menschlichen Organisation für ästhetische Eindrücke nicht, oder nicht mehr entspräche. Alle sogenannte objective Entscheidung in ästhetischen Fragen bleibt gebunden an die statistische Methode, welche ja auch von FECHNER nicht nur für seine zusammenfassende psychophysische Arbeit und für die erwähnte experimental-ästhetische Abhandlung angewendet ist, sondern die er auch für den Rivalitäts-Streit über die Exemplare der HOLBEIN'schen Madonna von Dresden und Darmstadt empfohlen hat. (Zur experim. Aesthet. p. 605, Anm.)

Mit den Definitionen, welche FECHNER von „wohlgefällig" in Bezug auf Dinge und „geschmackvoll" in Beziehung auf Personen giebt, entspricht er auf's Vollständigste einer Erklärung KANT's über die nicht principiellen Kriterien des Schönen. FECHNER sagt: (zur exp. Aesth. p. 599): „*Ich nenne nämlich nicht nur etwas nach Mafsgabe wohlgefälliger, als es unter vergleichbaren Bedingungen mehr Vorzugsstimmen für sich vereinigt, sondern stelle auch ausdrücklich den Begriff gröfserer oder geringerer Wohlgefälligkeit darauf; und rechtfertige diefs von einer Seite dadurch, dafs es dem natürlichen Sprach- und Begriffsgebrauche wirklich entspricht, etwas für wohlgefälliger zu erklären, was die Eigenschaft hat, Mehreren wohlzugefallen,*" etc. — Und „*vorzugsweis sogenannte geschmackvolle Personen*" definirt FECHNER (l. c. p. 607) als solche, „*welche eine Abweichung von dem Verhältnisse, das sich schliefslich aus der Gesammtheit der Urtheile als das wohlgefälligste herausstellt und das Normalverhältnifs heifsen kann, leicht und fein in einer Verminderung des Wohlgefallens empfinden und befähigt sind, feine ästhetische Unterschiede überhaupt leicht aufzufassen.*"

KANT's Anmerkung in der Kritik der reinen Vernunft hat denselben Sinn (1. Aufl. 1781, p. 21):

„*Die Deutschen sind die einzige, welche sich iezt des Worts Aesthetik bedienen, um dadurch das zu bezeichnen, was andere Critik des Geschmacks heifsen. Es liegt hier eine verfehlte Hoffnung zum Grunde, die der vortrefliche Analyst* BAUMGARTEN *fafste, die critische Beurtheilung des Schönen unter Vernunftprincipien zu bringen, und die Regeln derselben zur Wissenschaft zu erheben. Allein diese Bemühung ist vergeblich. Denn gedachte Regeln, oder Criterien sind ihren Quellen nach blos empirisch, und können also niemals zu Gesetzen a priori dienen, wornach sich unser Geschmacksurtheil richten müfste, vielmehr macht das letztere den eigentlichen Probierstein der Richtigkeit der ersteren aus.*"

Und hiemit wird man Nichts in Widerspruch finden, was des Philosophen „Kritik der ästhetischen Urtheilskraft" enthält.

Als Ergänzung zu FECHNER's zuletzt angeführten Erklärungen ist nun noch hervorzuheben, dafs sie für die Psychophysik nur dann fruchtbar zu machen sind, wenn man sie auf den verhältnifsmäfsig immer kurz bemessenen Zeitraum einschränkt, innerhalb dessen von einer Aenderung des Geschmacks durch Cultur-Entwicklung nicht die Rede sein kann. Den psychophysisch-ästhetischen Ermittelungen ist also immer nur eine sehr relative, beschränkte Bedeutung beizumessen, besonders für die in der Kunst interessirenden Fragen. Es würde z. B. der FECHNER'schen Definition zufolge noch im 17ten Jahrhundert Jeder für vorzugsweise geschmackvoll haben gelten müssen, welcher gegen die Anwendung der Mollterz der Tonica im Schlufsaccorde ein besonders entschiedenes Mifsfallen an den Tag legte. Denn (HELMHOLTZ, l. c. p. 455): „*wir finden noch bei* SEBASTIAN BACH *im Anfange des 18. Jahrhunderts den Mollaccord zwar am Ende seiner Präludien, weil diese nur einleitende Stücke waren, aber nicht am Ende der Fugen, der Choräle und anderer endgültig schliefsender Sätze gebraucht.*" Auch HÄNDEL und MOZART (p. 456) „*war das Gefühl nicht ganz fremd, welches die älteren Musiker verhindert hatte, die Mollterz der Tonica im Schlufsaccorde zu brauchen. Aber sie machten daraus keine feste Regel, sondern richteten sich nach dem Ausdruck und Charakter des Satzes und nach dem Sinne der Worte, mit denen sie zu schliefsen hatten.*" Daraus folgt, dafs wir, die wir doch HÄNDEL und MOZART gerade zu den vorzugsweise geschmackvollen Personen zählen, folgende Möglichkeit zulassen müssen: wenn etwa im 16ten und 17ten Jahrhundert einige Vota zu Gunsten der Mollterz der Tonica im Schlufsaccorde wären abgegeben worden, so konnten diese von der Gesammtheit der Zeitgenossen abweichenden Urtheile ebenso durch einen vorzugsweise hoch entwickelten Geschmack dictirt worden sein wie durch einen mangelhaft entwickelten. Und für weitere Zeiträume werden die Differenzen des normal Wohlgefälligen selbst bei solchen Verhältnissen sehr grofs, welche jeder Unbefangene geneigt ist, als ganz primitiv anzusehen. Ein musikalischer Mensch der Gegenwart, der nicht ähnliche Beispiele aus der Kunstgeschichte kennt, erfährt

es sicherlich nicht ohne großes Befremden, „*dafs die Griechen die Terzen durchaus immer als dissonant bezeichnet haben,*“ und ferner, „*wie man im Mittelalter erst die Terzen, später die Sexten als unvollkommene Consonanzen anerkannte,*“ etc. (HELMHOLTZ, l. c. p. 345.)

So gering ist der Werth der exact angewendeten statistischen Methode für alle ästhetischen Angelegenheiten, welche nicht zum untergeordnetsten technischen Bereiche gehören. Dem Begriffe nach kann man freilich als ein Ergebnifs der statistischen Ermittelung auch eine solche Thatsache auffassen wie die, dafs sich mit grofser Evidenz die Vorzugsstimmen für epische Gedichte auf die HOMERischen vereinigt haben, aber in exacter Weise statistisch eruirt wird man dies Resultat doch nicht nennen: die Sicherheit dafür wird eben durch eine viel breitere Grundlage gewährleistet, als sie jemals in Tabellenform von einzelnen fleifsigen Registratoren zu beschaffen ist.

Wir wenden uns nun zu dem Ausgangspunkte dieser Betrachtungen, zu dem Aufsatze von LASKER, zurück. Den Grundgedanken des Aufsatzes, die frohe Botschaft von dem erneuten Bündnisse zwischen Philosophie und exactem Wissen, hatte ich für einen Irrthum erklärt, und für einen Theil der von LASKER angegebenen Beispiele habe ich meine Erklärung zu rechtfertigen gesucht. Dafs nicht LASKER vorzugsweise die Verantwortung für die so weit verbreitete Täuschung zu tragen habe, wurde bereits bemerkt, und auf Grund des Vorhergehenden ist nun hinzuzufügen: auch die Gewährsmänner, auf welche sich LASKER beruft, dürfen wir gerechter Weise nicht als die Quellen anschuldigen, aus denen er etwa geschöpft habe, sondern er hat offenbar für den ersten Theil seines Vortrages, der von Philosophie und Naturforschung handelt, überhaupt nicht aus Quellen geschöpft, sondern aus getrübten Cisternen, und diese allerdings haben in grofser Ausgiebigkeit dafür gesorgt, dafs der „unfertige Gedanke“ weit und breit als vielgestaltiger Mythus herumwuchere und „heillose Verwirrungen anstifte.“

Bevor ich aber zu dem zweiten Theile von LASKER's Ausführungen übergehe, welcher die Anwendung des nachgesprochenen Irrthums enthält, habe ich zunächst noch anzugeben, aus welchem Grunde ich nicht alle Beispiele näher erörtere, mit denen der

Redner die vermeintliche Wiedervereinigung von Philosophie und Naturforschung erläutert. Ich darf hiefür auf das verweisen, was über die Auffassung der Philosophie als einer selbständigen Wissenschaft mehrmals bemerkt wurde. Von Allem, was Philosophie genannt wird, hat nur die theoretische Philosophie Anspruch auf Selbständigkeit; denn sie allein hat es mit Objecten zu thun, für welche ein directer Zusammenhang mit der Welt aller äufseren Erscheinungen undenkbar ist. In der Erkenntnifstheorie war es die von KANT zuerst aufgeworfene Frage: „wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?“, welche auf neuen Wegen zu jenen Wurzeln der Erkenntnifs führte, die Jeder ausschliefslich in sich selbst zu suchen und mit oder ohne Anleitung aufzufinden hat. Auch für die Aesthetik sahen wir die wichtigsten Entscheidungen in einem nur mittelbaren Connex mit den von aufsen einwirkenden Erregern der Empfindung: nur das sinnlich Angenehme läfst sich in seiner Isolirtheit als eine Function nachweisen von objectiven und constanten Ursachen, nicht aber das Gefühl des Schönen, für welches den aufserhalb des künstlerischen Zusammenhanges untersuchten Elementen nur der Werth von Symbolen zukommt. Sowohl die Erkenntnifstheorie als die Aesthetik haben also ihren selbständigen Erforschungsbezirk im rein Psychischen, abgelöst von empirischen Bedingungen der Aufsenwelt. Anders verhält es sich mit den zwei Beispielen, welche LASKER aufser der „Seelenkunde und Aesthetik“ noch anführt: mit den biologischen und pathologischen Theorieen, wie sie respective von DARWIN und VIRCHOW gelehrt werden. Hier ist nach den früher besprochenen KANTgemäfsen Grundlagen der Erkenntnifstheorie jede theoretisch philosophische Behandlung der Gegenstände durch deren eigene Natur ausgeschlossen. Denn nicht nur können alle Lebensformen und alle Arten des gesunden oder kranken Lebens allein unter empirischen Bedingungen wahrnehmbar werden, sondern mit der Loslösung von den letzten würde jede Theorie hier aufhören, Sinn und Bedeutung zu haben. Wenn JOH. MÜLLER, wie wir gesehen haben, von der „theoretischen Erkenntnifsstufe“ spricht (zur vergl. Phys. d. Ges. XVIII), „*philosophisch und empirisch zugleich, in wechselseitiger Durchdringung, die wahre Theorie aus sich entwickelnd*“, so ist es eben eine naturwissenschaftliche Erkenntnifsstufe, von welcher zu sprechen er ausdrücklich hervorhebt. Nur im Hinblick auf das ihm heimische Feld der Naturforschung, das er aber keineswegs für das allein berechtigte hält, will MÜLLER sowohl an dieser Stelle wie

sonst eintreten.*) Man solle sich nicht mit dem unverbunden angehäuften empirischen Material beobachteter Details begnügen, sondern eingedenk sein, daſs das empirische Wissen erst dann zur Wissenschaft wird, wenn es beherrscht und durchdrungen ist vom Denken; erst die „denkende Erfahrung" ist eine wissenschaftliche, und allerdings: „*Dies ist mehr als bloſses Erfahren, und wenn man will, eine philosophische Erfahrung.*" Wenn sich aber HAECKEL (Gen. Morphologie, Bd. 1, p. 63) auf diese Worte von JOH. MÜLLER und auf die sinnentsprechenden von v. BAER beruft, welcher Letzte ebenso nur die Verbindung und gleichmäſsige Schätzung von „Beobachtung und Reflexion" als das allein Wissenschaftliche gelten läſst, und wenn HAECKEL aus diesem unzweifelhaft richtigen Gedanken sogleich zu jenem anderen Decret gelangt (ebenda, p. 67): „*Alle wahre Naturwissenschaft ist Philosophie und alle wahre Philosophie ist Naturwissenschaft,*" so macht er einen doppelt unüberlegten Sprung. Er ignorirt dabei nicht nur die theoretische Philosophie, wie sie von KANT mit neuen und unerschütterten Grundlagen versehen ist, sondern er verkennt auch die specielle Auffassung, welche JOH. MÜLLER von derjenigen Philosophie hat, für deren Verbindung mit der Naturforschung er so nachdrücklich seine Stimme erhebt. Denn MÜLLER will nicht aus der Erfahrung unmittelbar Gedanken schöpfen; das Denken soll nicht blos passiv Eindrücke erhalten von auſsen her, sondern es soll dazu dienen, auf rechte Weise Erfahrungen zu machen. Folgende Stellen aus JOH. MÜLLER's Arbeit „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes" werden hinreichen, um die besondere Auffassung von philosophischer Naturforschung darzulegen, wie der geniale Mann sie hegte und realisirte.

pp. 4, 5: „*Die Philosophie, welche nur die allgemeinen verständigen Denkbestimmungen der Objecte enthält, kann von der Natur nicht als von einer lebenden handeln. Ich werde behaupten müssen, daſs es eine philosophische Naturlehre, eine Metaphysik in diesem Sinne nicht giebt, daſs diese Philosophie blos im Verhältniſs zur empirischen Sinneserkenntniſs stehe, daſs sie die lebendige Einzelheit nur als erfahrend, nicht als frei, daſs sie die Lebenserscheinung nur als erfahren, nicht als frei, erkenne, daſs die Erfahrungen durch sie nicht zu Gedanken werden. Ich werde behaupten müssen, daſs die Reflexion auf diesem Standpuncte nur die Beziehungen des Zwecks und des Mittels, der Ursachen und der Wirkungen, des Allgemeinen und des Besondern, des Begreifenden und des Begriffnen aufschlieſse, daſs sie nur die Bedingungen des Lebens erörtern, nicht aber mit dem Lebendigen selbst sich befassen könne, und daſs diese Denkweise nur den Inhalt der sogenannten positiven Wissenschaften unterwerfe. Entweder ist die wissenschaftliche Behandlung der Physiologie, oder die Physiologie wird nicht durch jene Behandlung zur Wissenschaft.*"

*) Vgl. VIRCHOW: JOHANNES MÜLLER. Eine Gedächtniſsrede. Berlin, 1858, Hirschwald, p. 29:

„*Für MÜLLER, wie für uns Alle, ist das geistige Leben eine Form des Lebens, aber er war viel zu streng gegen sich selbst, viel zu maaſsvoll in der Benutzung seiner eigenen Beobachtungen, als daſs er es sich gestattet hätte, die Berechtigung desjenigen Denkers auszuschlieſsen, welcher sich nicht unmittelbar auf die Naturerfahrung stützt.*"

p. 6: „*Zu einer Zeit, wo man die Nothwendigkeit dessen, was über der Erfahrung liegend, dieser erst den Werth giebt, allgemein anerkannt hatte, zum groſsen Theil aber die Erfahrung als den Weg zur Theorie betrachtete, und von einer unvollständigen Erfahrung aus halber Erkenntniſs des Besseren voreilig zu Inductionen, als welche zum Theoretischen führen sollten, sich hinreiſsen lieſs, trat* BACO VON VERULAM, *der Mann der Erfahrung, auf, und wies die leichtsinnigen Erfahrnen in ihrer speculativen Tendenz auf die wahre Erfahrung zurück.*"

Ebenda (p. 6, 7): „*Man hatte noch nicht erkannt, daſs alle Bemühungen des Verstandes in der Erfahrung, nie über die Erfahrung hinauskommen, daſs die wahre Theorie des Lebens unmittelbar durch die Erfahrung nicht gewinnt, und daſs die Erfahrung selbst durch ihren analytischen und synthetischen Fortschritt, in ihrem Verhältniſs zur Theorie, nichts anders kann, als die Erscheinungen des Lebens als solche und alle empirischen Momente, welche sie begründen, auf die höchste Spitze treiben, von wo aus nicht der Uebergang zur Theorie ist, wie man fälschlich glaubt, sondern von welcher sie die lebendige philosophische Betrachtung der Natur aufnimmt, um sie lebendig zu denken. Und das ist das wesentliche Moment in der Verbindung der Philosophie mit der Physiologie und mit aller Naturwissenschaft, und zugleich ihre Scheidung, daſs die Philosophie der Erfahrung durchaus nicht unmittelbar bedürftig, einer theoretischen Erkenntniſs des Lebens fähig ist, die Physiologie aber die Bestimmung hat, die Lebenserscheinungen in ihrer ganzen Vollständigkeit nicht aus der Erfahrung, sondern aus dem Begriff des Lebens sie und somit die Erfahrung zu begreifen.*" . . . . „*Die falsche Physiologie will das Leben aus der Erfah-*

rung erkennen; — die wahre Physiologie denkt das Leben in die richtige Erfahrung. Durch die Erfahrung sowohl als durch das philosophische Denken kömmt die Physiologie zu Stande, zu sich selbst.“

p. 19: „*Mit einem Worte, ich werde verstanden, wenn ich sage, dafs die Physiologie durch ihre Verbindung mit der Philosophie ihr Organon erhalte, Gedanken der lebenden Wesen und der Lebenserscheinungen im Geiste zu zeugen. Die Gewifsheit dieser zeugenden Urkraft des Geistes liefs einen unsterblichen Denker in seiner Weise sagen: Nicht die Gottheit denkt die Natur, die Gottheit — lebt die Natur; aber die Menschen denken sie.*“

Zu HAECKEL's Proclamirung der „*wahren Naturwissenschaft*“ wollen diese Darlegungen wenig stimmen, so wenig, dafs es wie Satire wirken kann, wenn der Vertreter modernster Exactheit sich auf JOH. MÜLLER als auf einen Befürworter seines Strebens beruft. Schon die unmittelbare Fortsetzung jener Stelle, welche HAECKEL aus MÜLLER's Handbuch der Physiologie citirt (Bd. II, Coblenz, 1840, p. 522), enthält die stricte Verneinung davon, dafs „*alle wahre Philosophie Naturwissenschaft*“ sei. Denn MÜLLER sagt:

„*In allen Wissenschaften kommen Begriffe vor, denn sie sind das wirklich vorhandene Allgemeine, was durch die Sinne selbst nicht mehr erfahren, sondern durch den Geist abstrahirt wird. Die Begriffe kommen uns nur aus der Zergliederung der Erfahrungen. Die Naturwissenschaften zergliedern die Erscheinungen, um daraus Begriffe und Verhältnisse der Vorstellungen von den Dingen zu bilden. Das eigentliche Gebiet der Philosophie sind die Begriffe vorzugsweise und ihre Verhältnisse zu einander, und sie zieht daher aus allen andern Wissenschaften ihre Nahrung und verbindet alle Wissenschaften. Sie ist trotz ihrer Verwandtschaft zu der philosophischen Behandlung der einzelnen Wissenschaften doch um so mehr eine selbstständige Wissenschaft für sich selbst, als sie es auch mit den Begriffen zu thun hat, die nicht einer Wissenschaft allein, sondern vielen oder mehreren zugleich zu Grunde liegen, wie Seyn, Wesen, Zufall, Veränderung, Ursache, Quantität, Qualität, Raum, Zeit, Materie, Geist u. s. w. Manche Begriffe sind nur einzelnen Wissenschaften vorzugsweise eigen, wie der der Kraft, und Materie, der Bewegung, der Schwere, aber soweit Begriffe in einer Wissenschaft vorkommen, aus welchen Erscheinungen abgeleitet werden, so weit ist sie auch philosophisch.*“

Auch andere Stellen in MÜLLER's Ausführungen über diesen

Gegenstand können so vereinzelt vorgeführt werden, dafs sie dem HAECKEL'schen Sinne das Wort zu reden scheinen, aber das Correctiv folgt dann meistens bald darauf. Z. B. spricht MÜLLER in der Vorrede zu der „Bildungsgeschichte der Genitalien“ (Düsseldorf, 1830) von „*einer mit Methode angestellten, gedankenvollen, durchdachten, oder, was dasselbe ist, philosophischen Behandlung eines Gegenstandes.*“ Dies könnte im Widerspruch scheinen mit der Bonnenser Habilitationsrede aus dem Jahre 1824, woselbst „*Wissenschaft*“ entgegengesetzt wird einer „*logischen Verbindung empirischer Thatsachen*“ (Zur vergl. Phys. d. Ges. p. 3), und wo die „*nüchterne verständige Physiologie*“ dadurch charakterisirt wird, „*dafs sie, ohne den wahren philosophischen Standpunct, auf dem Weg der Erfahrung zur Erkenntnifs des Lebendigen zu gelangen vorgiebt und sich befleifsiget.*“ (Ebenda, p. 15.) Aber auch die Vorrede zu der Arbeit von 1830 zeigt sehr bald die unveränderte Auffassung; denn der Autor fordert: „*dafs man, wie die liebe Natur bei der Entwickelung und Erhaltung der organischen Wesen verfährt, aus dem Ganzen in die Theile strebe, vorausgesetzt, dafs man auf analytischem Wege das Einzelne erkannt und zum Begriff des Ganzen gelangt ist.*“

DU BOIS findet in dieser „Satzung“ einen „*Anklang an die früheren, minder einleuchtenden Bestimmungen wieder, über deren Werth die Meinungen getheilt sein können.*“ (Gedächtnifsrede auf JOH. MÜLLER. Berlin, 1860. p. 51.) Er macht darauf aufmerksam, dafs der auf die Natur angewendete Ausdruck „aus dem Ganzen in die Theile streben“ von GOETHE herrühre, und GOETHE wird in seinem Einflufs auf JOH. MÜLLER von DU BOIS coordinirt den Vertretern der überwundenen, falsch-naturphilosophischen Richtung (von SCHELLING, OKEN etc.) als „*eine andere Sirene*“, durch welche MÜLLER „*abseits gelockt*“ worden. (Ebenda, p. 40.) Nun, nicht nur über diese Sirenen-Beschaffenheit, sondern auch über den Werth jener „*minder einleuchtenden Bestimmungen*“ kann man in der That sehr verschiedener Meinung sein. Denn aus dem Umstande, dafs MÜLLER vom Jahre 1830 ab „*dem Versuch, wofern er nur gut ist, sein Recht neben der Beobachtung eingeräumt*“ hat (DU BOIS, l. c. pp. 50, 51), daraus folgt keineswegs, dafs er aus einem philosophischen Naturforscher ein Angehöriger der „*nüchternen, verständigen Physiologie*“ geworden sei, und wenn die von DU BOIS als „*objectiv-physiologisch*“ classificirten Arbeiten MÜLLER's keinen Gedanken mehr aufweisen, welcher jenem aus der „*subjectiv-*

philosophischen Periode“ stammenden Gedanken von den specifischen Sinnesenergieen ähnlich zu nennen wäre, so folgt daraus nicht, dafs die späteren, mehr *„objectiv-physiologischen*“ Gedanken für die tieferen und fruchtbareren müssen gehalten werden. Und wenn nun ferner DU BOIS selbst erklärt: *„Jedermann weifs, dafs* MÜLLER *stets entschiedener Vitalist gewesen und bis an sein Ende geblieben ist*“ (l. c. p. 87); wenn ebenfalls nach des Redners eigener Mittheilung (l. c. p. 91) MÜLLER nur dadurch die Erschütterung seiner Meinung verrathen hat sowie seine Neigung, *„die Berechtigung der Gegenpartei zuzugestehen*“, — nur dadurch, dafs er noch 1849 zu DU BOIS die Worte gesprochen: *„Oh gehen Sie doch, Sie stehen auf einem ganz anderen Standpunkt!*“ — dann darf man wohl überhaupt die von DU BOIS für MÜLLER construirte Lebensgliederung in eine *„subjectiv-philosophische Periode*“, abschliefsend mit 1827, und in die darauf folgende Zeit der *„objectiv-physi logischen Arbeiten*“ für wenig mehr als äufserlich motivirbar halten — für ganz unzutreffend aber in Bezug auf die stets philosophisch beseelt gebliebene Auffassung MÜLLER's, wie wir sie nunmehr aus Proben von den Jahren 1830, 1840, 1849 kennen gelernt haben.

Aus den mitgetheilten Aeufserungen ist nun jedenfalls dies deutlich zu entnehmen, dafs die Bezeichnung „philosophisch“ für sehr verschiedene Arten des Forschens gebraucht wird.

1) Bei HAECKEL und in Uebereinstimmung mit ihm bei LASKER, dem geeigneten Repräsentanten des grofsen Publikums, bedeutet „Philosophie“ als ein von der fortgeschrittenen Gegenwart anzuerkennender Cultur-Bereich nur die Verbindung der aus der Beobachtung gewonnenen Einzeldata durch das Denken. Die Herren sind wirklich zu der Erkenntnifs vorgedrungen, dafs mit blofsen Notizen noch keine Aufklärung gegeben wird, sondern dafs man den Wissenskram auch ordnen und unter einheitliche Gesichtspunkte bringen müsse, damit man überschauend erkenne, was eigentlich vorliege. Wahrlich, die „handwerklichen Thätler“, von denen GŒTHE einmal redet, müssen wohl seit JOH. MÜLLER ihr Wesen arg getrieben haben, wenn man die Wiedererwachung dieser Anerkenntnifs als einen Fortschritt in der Erleuchtung soll zu begrüfsen haben.

2) Bei JOH. MÜLLER hat diejenige Philosophie, deren Vereinigung mit der Naturforschung er für die allein fruchtbare hält, den antiken, den tief poetischen Sinn eines Ideen zeugenden inneren Geisteslebens, eines *„Unendlichen*“, das *„seiner Wesenheit nach die Bestimmung hat endlich zu seyn, zum Endlichen zu procediren.*“ (l. c. p. 8.) Es ist der in anderer Form wiedergeborene Begriff von SPINOZA's cognitio tertii generis, das zusammenfassende, über allem Einzelnen der Empirie stehende, von ihr zwar durchaus mitbedingte und mitabhängige, aber unabhängig von der Detail-Forschung erlangte Anschauen von dem inneren Wesen und Zusammenhange der Erscheinungen, ein Anschauen, das auf natürlicher Befähigung für glückliches Subsumiren beruht: die Intuition, vorgreifend dem Detail-Wissen und den Forscher selbst zu erwünschten Zielen hinleitend — ein Charisma bevorzugter Geister, nicht zu errechnen, nicht zu erarbeiten „mit Hebeln und mit Schrauben,“ unzugänglich aller Methode und Dressur. Diese durch die letzte Genauigkeit der Beobachtung und durch den höchsten Grad geschärfter Logik niemals zu erweckende Thätigkeit mufs den Forscher inspirationsartig erfüllen, damit ihm der Sinn der Natur aufgehe; es ist dieselbe Kraft, die namentlich in den morphologischen Arbeiten GŒTHE's so schöpferisch offenbar geworden ist, und bekanntlich blieb ja für JOH. MÜLLER auch der Naturforscher GŒTHE ein Begeisterung nährendes Vorbild.

3) Die dritte Bedeutung des Philosophischen ist die in KANT's Haupt-Werken, in seinen drei Kritiken, grofsmächtig zur Geltung gelangte: das mehrfach gekennzeichnete selbständige Denkgebiet. Mit der Naturforschung, welche erst dann anfängt, ihres Namens werth zu sein, wenn sie mindestens im Sinne HAECKEL's eine „philosophische“ ist, d. h. wenn sie beobachtend und reflectirend zugleich ist, — mit dieser quasi-philosophischen Naturforschung hat die theoretische Philosophie, wie uns zwei Haupt-Beispiele zeigten, nur äufserlichen, nur scheinbaren Zusammenhang. Gröfser ist ihre Verwandtschaft mit dem Geiste der MÜLLER'schen Forschung, und diese Art von Verwandtschaft hat wohl auch am Meisten dazu geführt, von einer Uebertragung KANT'ischer Lehren in die Physiologie durch JOH. MÜLLER zu sprechen. Denn direct ist ein Beleg für eine solche Uebertragung nicht beizubringen; im Gegentheil erklärt MÜLLER in dem Handbuch der Physiologie (Bd. II, p. 519) grade in Betreff der Fundamente der Erkenntnifstheorie, er *„glaube, dafs man diese Frage in Beziehung auf das Denken des Menschen weder zu Gunsten von* HUME *noch zu Gunsten von* KANT *entscheiden kann.*“ *„Die Verstandesbegriffe von* KANT *oder die Categorien des* ARISTOTELES“ scheinen ihm *„vielmehr ein Product der Erfahrung und des Abstractionsvermögens*

zu seyn", und unter den *„allgemeinsten Begriffen, die auf diese Weise gebildet werden,"* führt er auch Raum und Zeit auf. (l. c. p. 520.) So ganz unvereinbar sind die speciellen Auffassungen von KANT und MÜLLER.

Verwandt aber mit der Tendenz der theoretischen Philosophie ist der folgenreiche Gedanke, welchen MÜLLER so ausspricht (Zur vergl. Physiol. des Gesichtss. XV):

„Die subjectiven Gesichtsphänomene, die man seit DARWIN, SCHERFFER *und* BUFFON *Gesichtstäuschungen und zufällige Farben zu nennen gewohnt war, wurden zum endlichen Heil der Physiologie als Gesichtswahrheiten erkannt, und führten zu den wesentlichen dem Sinne selbst einwohnenden Energieen."* . . . .

. . . .

„Eben so mit den Energieen der anderen Sinne." (l. c. p. XVII.)

Es ist der Gedanke der empirischen Realität aller, auch der rein subjectiven Erscheinungen, welcher dem Naturforscher hier die Worte und bekanntlich auch die epochemachende That eingegeben hat, derselbe Gedanke, der auch in der GŒTHE'schen Farbenlehre das beseelende Element bleibt, und gegen dessen Wahrheit man um so mehr Grund hat, gerecht zu sein, als der hohe Werth dieser Wahrheit durch GŒTHE's physikalische Irrthümer geschmälert erscheint. Daſs mit dieser empirischen Realität die transscendentale Idealität als nothwendig ergänzendes Correlat untrennbar verbunden sei, das ist und bleibt die KANTische Offenbarung, aber verwandt darf man diese Gedanken wohl nennen. Es ist ein Subjectives, ein specifisch Innerliches, welchem KANT wie GŒTHE und JOH. MÜLLER das Recht und die Pflicht zuerkennen, daſs es seine Realität behaupte.

Ob nun den Forschungen von DARWIN und VIRCHOW, auf welche LASKER hinweist, mehr als den besprochenen HELMHOLTZ'schen Arbeiten die Tendenz innewohnt, welche für JOH. MÜLLER charakteristisch ist, das zu untersuchen liegt auſserhalb der Grenzen dieser Besprechung. (Vieles, das als Grund dienen darf, um die Frage in Bezug auf DARWIN zu verneinen, finde ich übersichtlich vorgeführt in der bereits erwähnten Rede von A. BRAUN: „Ueber die Bedeutung der Entwickelung in der Naturgeschichte." Berlin, 1872.) Da aber die durch LASKER gegebene Veranlassung eine gleichzeitige Erwähnung der drei hervorragenden Männer herbeigeführt hat, so kann leicht der Schein entstehen, als beabsichtige ich durch meine Darstellung, DARWIN und VIRCHOW dem Genius

JOH. MÜLLER's zu coordiniren. Zur Verhütung dieses Scheines, welcher mir aus zwei Gründen für vermeidenswerth gilt, sei Folgendes bemerkt.

So gewiſs es ist, daſs die genannten thatenreichen Forscher in hohem Grade den wissenschaftlichen Fortschritt begünstigt haben, und daſs die Aufklärung, welche von ihnen über groſse Gebiete des Wissens mit ungewöhnlich productiver Kraft ist verbreitet worden, des dauernden Nachruhms werth bleibt, ebenso gewiſs ist es aber auch, daſs nur Mangel an Urtheil oder Ueberfluſs an Byzantinismus in der Wissenschaft in DARWIN und VIRCHOW Genies vom Schlage JOH. MÜLLER's bekränzen kann. Denn für DARWIN ward die Bahn gebrochen durch den Volkswirth MALTHUS und den Biologen LAMARCK und für VIRCHOW durch JOHN HUNTER und JOH. MÜLLER, und zwar in anderer Weise als z. B. für KANT durch LOCKE, BERKELEY, HUME und für MÜLLER durch KANT. Wenn man auch annimmt, KANT wäre nicht ohne die Englischen Philosophen zu seinem transscendentalen Idealismus gelangt und JOH. MÜLLER nicht ohne KANT zu seiner Lehre von den specifischen Sinnesenergieen: dennoch sind KANT und MÜLLER die Verkünder neugestaltender Ideen geworden. Diese Beurtheilung und das Bewuſstsein von dem Werthe rein ideeller Leistungen so lebendig als möglich zu halten, scheint mir bei der zur Zeit prädominirenden Richtung auf greifbare und sinnfällige Resultate eine nie auſser Acht zu lassende Pflicht; dies ist der erste der Gründe, die mich zur Abwehr gegen den erwähnten möglichen Schein bestimmen.

Für die moderne, tief unphilosophische, principiell ideenleere Richtung in der Naturwissenschaft kann es kaum etwas Bezeichnenderes geben als eine Stelle aus DU BOIS' Gedächtniſsrede auf JOH. MÜLLER. Die ganze Rede ist fühlbar getragen von wärmster Verehrung, ja Bewunderung des hohen Geistes; man kann die pietätvolle und in's Einzelne gehende Darstellung nicht ohne hochgesteigerten Begriff von dem Hingeschiedenen lesen und ebenso nicht ohne aufrichtigen Dank gegen den treu hingegebenen Schüler und Mitarbeiter des groſsen Mannes. Von Nichts kann der Redner entfernter gedacht werden als von der Absicht, irgend Etwas bestätigen zu wollen, was von verkleinerungssüchtigem Sinne über JOH. MÜLLER gesagt worden ist. Und trotz alledem lesen wir Folgendes in der Rede (p. 144): *„Man hat, dem Neide ein Trost, bemerkt, daſs* MÜLLER, *trotz allen Anstrengungen, genau genommen*

keine Entdeckung ersten Ranges geglückt sei; keine jener Beobachtungen, die von ganz unbedingter Wichtigkeit und Neuheit zugleich, den Namen ihres Urhebers mit sich sicher durch die Fluth der Zeiten zu tragen versprechen.“ . . . .
. . . .

„MÜLLER's *Ruhm ist grofs genug, um das Zugeständnifs zu ertragen, dafs etwas Wahres in diesem Urtheil liege. Ja, er hat im Allgemeinen mehr das von Anderen Angeregte ausgeführt, als selber fortzeugende Gedanken hervorgebracht.“*

Nun, hoffentlich fehlt es nicht für alle Zeit an einer Generation, welche dieses Zugeständnifs ganz und gar unzulässig findet, die in diesem Zugeständnifs ein trauriges Armuthzeugnifs bedauert, — das beredte Symptom einer Entwickelungsphase, auf die der künftige Beurtheiler das anwendbar finden wird, was HELMHOLTZ von *„einer unproductiven mechanischen Zeit“* bemerkt (Tonempfindungen, p. 547), dafs nämlich in ihr *„jede Reaction übertrieben“* werde. DU BOIS' Zugeständnifs ist der Ausdruck einer solchen übertriebenen Reaction gegen den Mifsbrauch der Philosophie in der Naturwissenschaft, welcher allerdings stattgefunden hat. Die Uebertreibung der Reaction liegt darin, dafs man *„Beobachtungen von ganz unbedingter Wichtigkeit und Neuheit“* als das Wichtige *κατ' ἐξοχήν* behandelt und die *„fortzeugenden Gedanken“* in dergleichen Beobachtungen sucht, mit denen sie leichthin auf gleiche Stufe gestellt erscheinen. Dann freilich ist es möglich, die Theorie von den specifischen Sinnesenergieen nicht einen fortzeugenden Gedanken zu nennen. Und dann ist es ferner möglich, in VIRCHOW's Cellularpathologie und zahlreichen Monographieen nicht den sehr kräftigen Beweis dafür zu finden, dafs den MÜLLER'schen Gedanken über Zellendignität (s. MÜLLER's Handbuch der Physiologie, Bd. 1, 4. Aufl. 1844, p. 298 „Daher mufs“ — „Nervensystem“) und über pathologische Neubildungen in ungewöhnlichem Mafse die fortzeugende Fruchtbarkeit zuzusprechen sei!

Für die Lehre von den specifischen Sinnesenergieen bedarf es glücklicher Weise schon jetzt keines bestätigenden Zeugnisses darüber, dafs ihre Begründung eine Geistesthat ersten Ranges war und bleibt, und seltsamer Weise sagt DU BOIS in eben derselben Rede, welche das gerügte Zugeständnifs enthält, Folgendes (p. 41):

„MÜLLER *stellte, mit der Gewalt eines Reformators, an die*

Spitze der Sinnesphysiologie die Lehre von den specifischen Energieen der Sinnsubstanzen.“

Für den anderen MÜLLER'schen Gedanken aber möge das Zeugnifs VIRCHOW's als eines Nächstbetheiligten gehört werden. Dies sind die Worte („JOHANNES MÜLLER. Eine Gedächtnifsrede.“ p. 33):

„SCHLEIDEN's *grofse Erfolge in der pflanzlichen Zellentheorie wurden für* MÜLLER's *Gehülfen am Museum,* TH. SCHWANN, *Veranlassung zu jenen umfassenden und segensreichen Untersuchungen über die zellige Zusammensetzung der thierischen Gewebe, auf welchen unsere letzten Fortschritte auch im pathologischen Wissen so wesentlich beruhen.* MÜLLER *selbst war es, der diese Entdeckung sofort verfolgte, und der insbesondere an den Geschwülsten die Uebereinstimmung der pathologischen und der embryonalen Entwickelung zuerst darthat, eine Erfahrung von der äufsersten Wichtigkeit, welche, wie wir jetzt wissen, fast die ganze Doctrin von der krankhaften Neubildung erschliefst. Nur die Blastemtheorie, welche damit verknüpft war, hinderte es, dafs sie früh zu ihrer ganzen Geltung gelangte, und die Lehre von der Specificität der Geschwulstelemente, welche sich bald nachher, ganz entgegen der so richtigen Auffassung* MÜLLER's, *entwickelte, führte auf lange Abwege. So viel aber ist sicher, dafs* MÜLLER's *Arbeit es war, welche der Anwendung des Mikroskopes für die pathologische Untersuchung den stärksten Anstofs gab.“*

Gegen die Pfadfinder in der Wissenschaft ist das Publikum nur gar zu oft viel undankbarer als die Verwerther des Gefundenen es sind, welche zunächst auf jene folgen. Vor dem Glanze der nachkommenden Träger, Ausbreiter und Vermehrer des Lichtes tritt gar zu leicht der erste Prometheische Funke in das Dunkel der verborgeneren Geschichts-Regionen zurück, z. B. ist nicht AUENBRUGGER in aller medicinisch interessirten Leute Mund, sondern LAENNEC und SKODA, und doch sind diese hochverdienten Männer, angeregt durch NAPOLÉON's Leibarzt CORVISART, nur die Vollstrecker des von AUENBRUGGER 1761 ertheilten Mandats, welchem *„septennis observatio“* zu Grunde lag, und doch ist es SKODA selbst, welcher anerkennt, *„dafs* AUENBRUGGER *mit dem vollsten Rechte den Ruhm verdient, als der Gründer der neueren Diagnostik angesehen zu werden.“* (LEOPOLD AUENBRUGGER's, Med. Dr. etc. etc. „Neue Erfindung, mittelst des Anschlagens an den Brustkorb, als eines Zeichens, verborgene Brust-Krankheiten zu entdecken.“ Im

lateinischen Original herausgegeben, übersetzt etc. von Dr. S. Ungar. Begleitet mit einem Vorworte von Joseph Skoda. Wien, 1843, Wallishausser. p. VI.) Aus ähnlichen Beispielen, von welchen grade die neueste Zeit unerfreuliche Auswahl bietet, kann man den Eindruck erhalten, daſs die Angehörigen der Cultur-Centren Europas wohl noch Etwas von den Lappländischen Stämmen zu lernen haben, in welchen der Gerechtigkeitssinn für das Verdienst der ersten Entdeckung, die an einer bemerkenswerthen Leistung betheiligt ist, lebhafter entwickelt zu sein scheint als bei uns. Denn Folgendes berichtet Lord Dufferin in seinen „Briefen aus hohen Breitegraden“ (Deutsche Uebersetzung: Braunschweig, 1860, Vieweg, p. 190): . . . . *„Die rühmlichste That, die ein lappländischer Held vollbringen kann, ist die Erlegung eines Bären. Das Fleisch des getödteten Thieres gehört nicht dem, der ihm den Garaus gemacht, sondern demjenigen, der seine Fährte entdeckt hat.“*

Darwin und Virchow haben die Fährten nicht neu entdeckt, welche ihr heller Blick so ergebniſsreich verfolgt hat, auch sind sie durch die ursprünglichen Fährten nicht zu specifisch neuen Anschauungen hingeleitet worden, sondern beide Forscher haben vorhandene Fundamentalgedanken weiter entwickelt, durch viele neue Beobachtungen befestigt und somit um ein groſses Areal für ihre Basis bereichert; Baupläne, die vorher nur angelegt gewesen waren, und von denen die Ausführung kaum begonnen hatte, sind nun auf erweitertem Grunde und bis zu ansehnlicher Höhe realisirt und so erst zu der Möglichkeit ihrer vollen Wirkung gebracht worden. Vor dieser Realisirung wuſste man die Reformkraft jener ersten grundlegenden Gedanken weder zu erkennen noch zu verwerthen. Für die dauernde Würdigung dessen, was man so verdienstvollen Männern verdankt, ist aber andererseits die Ueberschätzung von Seiten ihrer Zeitgenossen immer ein sehr unzweckmäſsiger Dienst: es wird damit eine willkommene Handhabe geboten für den Animus der Herabsetzung, an dem es niemals fehlt, und der mit Hilfe dieser Handhabe namentlich in den zunächst folgenden Generationen seine reactive Thätigkeit um so bequemer vollführen kann: hiefür darf die in gewissen Kreisen übliche Impietät gegen Alexander v. Humboldt zum warnenden Beispiele gereichen. Wäre der wunderbare Mann niemals von den Enkomiasten seiner Zeit als ein neuer Aristoteles überfeiert worden, so würde es seinen Verehrern erspart geblieben sein, gelegentlich Zeugen zu werden von der einfältigen Blasphemie: der letzte groſse

Polyistor sei im Grunde doch nur ein Dilettant in vergröſsertem Maſsstabe gewesen. Meinen vorigen restrictiven Bemerkungen, insofern sie speciell Virchow betreffen, liegt auſser dem bereits erwähnten Motive auch zweitens die Wahrnehmung zu Grunde, auf deren Analogie ich so eben hingewiesen habe. Das Gesagte widme ich daher ganz insbesondere gewissen scheelsüchtigen Grauköpfen auf deutschem Lehrholze sowie nicht minder gewissen specialistisch abgerichteten, gedankenscheuen, professoralen Gelbschnäbeln, darunter sich unverdrossene Zusammenschreiber dicker Notizenbücher befinden und Verächter aller Wissenschaftskost, die nicht mit Integralen servirt wird: dieser ganzen, mit Nachkommenschaft stets gesegneten Zoilus-Sippe Anstoſs gegeben zu haben, hoffe ich ebenso sehr, wie ich es Virchow gegenüber nicht befürchte.

Für den vorliegenden Zweck genügt es nun, zu constatiren, daſs ein Zusammenhang zwischen theoretischer Philosophie und allen Disciplinen der biologischen Wissenschaft noch weniger existirt als für die besprochenen Gebiete aus der Physiologie der Sinne und der experimentalen Aesthetik. Denn die erörterten Beispiele haben dargethan, wie die Untersuchungsobjecte dort wenigstens dazu verleiten können, daſs man die Grenzen überschreite, welche zu beachten sind das eine Mal zwischen der Beurtheilung des Raumes als einer apriorischen, ausschlieſslich subjectiven Anschauungsform und der Beurtheilung der räumlichen Erscheinungen, das andere Mal zwischen der psychophysisch directen und der psychologisch vermittelten Einwirkung des ästhetischen Materials auf das percipirende Subject. Aber in den genannten empirischen Wissenschaften, welche mit ausschlieſslich inneren Beziehungen zwischen Einzel-Object und Beobachter gar Nichts zu schaffen haben, sondern nur mit der Beurtheilung von lediglich objectivirt bleibenden Erscheinungen im Bereiche des Nicht-Ich, — in allen biologischen Disciplinen also ist die Vermengung von theoretischer Philosophie und Empirie gar nicht zu befürchten, und nur die souveränste Ignorirung der Fundamente, welche der übrigens allseitig mit Weihrauch bedachte Kant gelegt hat, nur diese magna philosophiae ignorantia hat es bei Haeckel und sehr vielen unter seinen Fachgenossen nicht minder als bei Lasker verschuldet, daſs sie schlechthin von Philosophie reden, wo sie nur von einer nicht gedankenlosen Erfahrungswissenschaft reden wollen. Wäre die oft hervorgekehrte Verehrung Kant's etwas Besseres als Respect vor der groſsen Rolle, die der Name spielt, so würde man es wenig-

stens der Mühe werthgehalten haben, zu sagen, warum man den von KANT wiederholt betonten und stets sorgfältig beachteten Unterschied zwischen der theoretischen oder reinen und der empirischen Philosophie, — warum man diesen Unterschied nicht anerkenne. Man braucht gar keine grofse Strecke in KANT's Werke hineinzulesen, um auf die wichtige Distinction aufmerksam zu werden. In der Vorrede zu der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten," welche in der SCHUBERT-ROSENKRANZ'schen Ausgabe mit der Kritik der praktischen Vernunft zu einem dünnen Bande von 315 Seiten vereinigt ist (8ter Theil der gen. Ausg.), — in jener Vorrede ist gleich auf der zweiten Seite für den Leser gesorgt:

„*Man kann alle Philosophie, so ferne sie sich auf Gründe der Erfahrung fufst, empirische, die aber, welche lediglich aus Principien a priori ihre Lehren vorträgt, reine Philosophie nennen. Die letztere, wenn sie blos formal ist, heifst Logik; ist sie aber auf bestimmte Gegenstände des Verstandes eingeschränkt, so heifst sie Metaphysik.*"

Ganz besonders die totale Vernachlässigung dieses Unterschiedes hat den Irrthum zu Kräften kommen lassen, welcher dem ersten Theile der LASKER'schen Abhandlung zu Grunde liegt; der zweite Theil ist die vollkommen streng erscheinende, moderne Consequenz von dieser vollkommen endemischen modernen Confusion.

Auf dem Wege der Empirie — so hat LASKER sich sagen lassen — kann man erlernen, wie es um die Grundlagen der Erkenntnifstheorie und der Aesthetik bestellt ist. Beide Arten von Grundlagen haben noch bis vor Kurzem als unzugänglich für alle Beobachtung und äufsere Erfahrung gegolten; folglich — so schliefst der Denker weiter — wird es mit der Ethik nicht anders sein. Auch hier giebt es viele unausgeglichene Gegensätze; aber nur Muth: beobachten wir nur fleifsig, sammeln und registriren wir nur fleifsig das genau geprüfte Detail, und verfolgen wir nur rüstig den Weg, auf dem wir unleugbar positive Resultate bereits erzielt haben, den Weg des Nationalitätsprincips, — dann werden wir schliefslich eben so lernen und lehren, was im öffentlichen Leben die Wohlfahrt begründe, was Recht, was Sittlichkeit sei, wie die Naturwissenschaft gelernt hat und lehrt, welche Bewandtnifs es habe mit Raum und Zeit und mit dem Schönen.

Wie die Voraussetzung, so der Schlufs: ein heillos trügerischer Schein.

Kein Mensch kann jemals die transscendentale Idealität von Raum und Zeit durch Beobachtungsmaterial stützen; von keinem Menschen kann sie in der Weise erlernt werden wie ein physikalisches Gesetz mit seinen empirischen Daten oder wie der Beweis eines mathematischen Lehrsatzes nach Anerkennung der zu Grunde liegenden Axiome. Sondern nur das Befragen dessen, was Jeder ausschliefslich in sich selbst zum Antworten bewegen kann, nur der eigene, subjective Wahrspruch trifft die Entscheidung, — hier wie bei allen Axiomen, und wer für die oben gegebene Ableitung die Zustimmung verweigert, ist gerade so unangreifbar wie der Leugner eines für axiomatisch geltenden Satzes der Mathematik.

In der Aesthetik fanden wir es ebenso, nur dafs es sich hier nicht um durchgreifende Grundwahrheiten handelt wie in der Erkenntnifstheorie, sondern um den Appell an's eigene Innere für jeden besonderen Fall.

Die Ethik finde ich hierin der Aesthetik genau analog.

Und hier habe ich nun an zwei Bemerkungen anzuknüpfen, welche an einer früheren Stelle (pp. 142, 143) ohne nähere Motivirung geblieben sind. Es wurde dort erstlich von dem transscendentalen Idealismus KANT's behauptet, er sei eine erhabene Lehre, nicht blos eine scharfsinnige und originelle, und zweitens wurde von mir das Bekenntnifs hinzugefügt: so könne man auch ohne Orthodoxie für KANT sprechen, nämlich, ohne dafs man in dem kategorischen Imperativ einen Träger der intelligiblen Welt anerkenne, als der er in dem KANTischen Lehrgebäude erscheint. Auf diese beiden Bemerkungen habe ich zunächst einzugehen, bevor ich mich dem zweiten Theile von LASKER's Schrift direct wieder zuwende.

1. Unter den vielen tiefsinnigen und folgenreichen Erklärungen KANT's von dem Erhabenen berufe ich mich auf diese zwei, um den ersten Satz zu motiviren:

1) „*Erhaben ist, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüths beweist, das jeden Maafsstab der Sinne übertrifft.*" (IV, 105, Kritik der Urtheilskraft.)

2) „*Erhaben ist das, was durch seinen Widerstand gegen das Interesse der Sinne unmittelbar gefällt.*" (Ebenda, p. 126).

In diesen beiden Aussprüchen finde ich am Deutlichsten die Merkmale angegeben, durch welche man erhabene Wahrheiten von blos originellen und scharfsinnigen unterscheiden kann.

Für die Wahl eines Beispiels von hervorragendem Scharfsinn wird man sich durch HELMHOLTZ gern bestimmen lassen. Ihm wird Niemand die Competenz bestreiten, um über den Grad des Scharfsinns einer zumal naturwissenschaftlich - mathematischen Leistung zu urtheilen. Wiederholt hat HELMHOLTZ die *„Entdekkung des Gravitationsgesetzes und seiner Consequenzen“* vor anderen Entdeckungen ausgezeichnet. Er nennt sie (populäre wissenschaftl. Vorträge, Heft 1, Braunschweig, 1865, pp. 20, 21) *„die imponirendste Leistung, deren die logische Kraft des menschlichen Geistes jemals fähig gewesen ist.“* NEWTON ist ihm (ebenda, p. 8) der *„erste und gröfste Repräsentant der wissenschaftlichen Naturforschung“*, welchen sich HEGEL zu seiner Polemik ausersehen hatte. *„Die moderne Astronomie“* bezeichnet HELMHOLTZ (popul. wissensch. Vortr. Heft 2, Braunschweig, 1871, p. 140) als *„das gröfste aller Beispiele dafür, wieviel der menschliche Verstand mittels eines wohlerkannten Gesetzes den Naturerscheinungen gegenüber leisten kann.“ „Das eine einfache Gravitationsgesetz regiert die Bewegungen der himmlischen Körper nicht nur unseres Planetensystems, sondern auch die weit entfernter Doppelsterne, von denen selbst der schnellste aller Boten, der Lichtstrahl, Jahre braucht, ehe er zu unserem Auge kommt.“* Die Bewegung der Planeten wird (ebenda, p. 191) *„das geeignetste und glänzendste Beispiel“* genannt von *„einer reichen und fruchtbaren Anwendung der neu gefundenen mechanischen Begriffe.“*

Ist nun das Gravitationsgesetz auch eine erhabene Wahrheit zu nennen?

Sicherlich sind nicht wenige Menschen geneigt, auch nur den Zweifel an der Nothwendigkeit, diese Frage zu bejahen, wie eine arge Ketzerei abzuwehren. Diese Enthusiasten beweisen aber durch ihren Unwillen nur dies, dafs die logische Eminenz einer Leistung noch keineswegs davor sichert, dafs der Enthusiasmus dafür mit Unklarheit könne verbunden sein. Denn das Erhabene des Gravitationsgesetzes kann doch nur darin gefunden werden, dafs seine Herrschaft ausgedehnt ist über die kosmischen Massen des unendlich grofsen Weltraums. Es ist die Association mit der Vorstellung von Unbegrenztheit, und zwar räumlicher Unbegrenztheit, wodurch das Gesetz den Stempel eines erhabenen Gedankens erhält. Aber ein Gesetz ist immer wohl zu unterscheiden von jeder Anwendung, deren es fähig ist. Der Gedanke des NEWTON'schen Gesetzes ist etwas ganz Anderes als seine Anwendung auf sehr grofse Massen und Räume. Ganz allgemein gilt das Gesetz, nicht minder für gewaltige Himmelskörper als für Schrotkugeln und für Alles, was auf Erden fest oder flüssig ist, insofern an moleculare Dimensionen nicht dabei gedacht wird; für alle mit blofsem Auge sichtbaren, festen und flüssigen Körpermassen ist es in gleicher Weise eine Wahrheit, dafs bei je zwei von ihnen die Stärke ihrer gegenseitigen Anziehungskraft direct proportional ist ihrer Quantität Materie und umgekehrt proportional dem Quadrat ihrer Entfernung von einander. In dieser Allgemeingiltigkeit des Gesetzes und namentlich in seiner allgegenwärtigen Wirksamkeit kann nun allerdings die symbolische Auffassung Gelegenheit finden, um den Regungen des Gefühls der Erhabenheit Eingang zu verschaffen; KANT bemerkt Folgendes darüber (Die Religion innerhalb der Grenzen der blofsen Vernunft: X, 166, 167, Anm.):

„Wenn NEWTON *sie“* — die Schwere — *„gleichsam wie die göttliche Allgegenwart in der Erscheinung (omnipraesentia phaenomenon) vorstellt, so ist das kein Versuch, sie zu erklären (denn das Daseyn Gottes im Raum enthält einen Widerspruch), aber doch eine erhabene Analogie, in der es blos auf die Vereinigung körperlicher Wesen zu einem Weltganzen angesehen ist, indem man ihr eine unkörperliche Ursache unterlegt.“*

Mit dem Inhalte des Gesetzes selbst beschäftigt sich diese Betrachtung also gar nicht, und es lassen sich noch andere Naturgesetze, z. B. die der Wärme, unter demselben Gesichtspunkte betrachten, ohne dafs doch die Vorstellung von ihnen für sich schon geeignet wäre, mit dem Gefühl des Erhabenen sich so leicht zu associiren wie grade der Begriff des Gravitationsgesetzes. Dafs nun aber dies Gesetz, auch ganz abgesehen von aller Anwendung auf sinnliche Objecte und Verhältnisse, eine Spur mehr von Erhabenheit enthalten sollte als irgend ein anderes Naturgesetz, das wäre einfach in Abrede zu stellen, wenn es jemals sollte behauptet werden. Gleichwohl wird Niemand Etwas dagegen haben, dafs ein ganz ungewöhnlich grofser Scharfsinn erforderlich war, um grade diese Wahrheit zu entdecken. Aber an ihr so wenig wie an irgend einem anderen Satze von ausschliefslich exacter Giltigkeit, also an keiner physikalisch-mathematischen, ja noch allgemeiner: an keiner Wahrheit, welche direct oder indirect auf äufsere Beobachtung mitgegründet ist, wird man jene von KANT angegebenen Merkmale des Erhabenen wiederfinden. Sondern im Gegentheil: um eine Wahrheit der exacten Wissenschaft denken zu können, dazu mufs man, zwar nicht ausschliefslichen, aber jedenfalls

unerläfslichen Gebrauch machen grade von demjenigen *„Vermögen des Gemüths“*, welches nicht *„jeden Mafsstab der Sinne übertrifft.“* Denn wenn auch, wie HELMHOLTZ hervorhebt, die Kenntnifs der Planetenbewegung nur jenen neuen mechanischen Begriffen zu danken war, die sich aus der Differentialrechnung ergeben hatten, einer Erfindung, mit welcher „LEIBNITZ *und* NEWTON . . . . *das alte Dunkel, in welches der Begriff des Unendlichen gehüllt war, zerstreut und den Begriff des Continuirlichen und continuirlich Veränderlichen klargestellt hatten*“ (l. c. II. 2, p. 191), — dennoch war und ist für die genannte Anwendung entscheidend das Operiren mit Gröfsen, mit Zahlen und abstracten mathematischen Bestimmungen, d. h. mit lauter Hilfsmitteln, welche nur durch den Mafsstab der Sinne und nur für diesen Mafsstab reale, nämlich empirisch-reale Existenz und Bedeutung haben. Und ferner: was an NEWTON's Gesetz oder an irgend einer Lehre der exacten Wissenschaft „gefallen“ kann, beruht grade auf dem Gegentheil von dem anderen KANTischen Merkmal des Erhabenen. Das „Gefallen“ an exacten Wahrheiten besteht immer nur darin, dafs eine grofse Mannigfaltigkeit von Erscheinungen für die Vorstellung vereinfacht wird, indem man ein gemeinsames Merkmal in dem vorher unvereinbar Erschienenen wiedererkennt: jedes Naturgesetz ist ein Ausdruck für ein oder mehre Merkmale, welche einer grofsen Anzahl von Veränderungserscheinungen gemeinsam sind. Es ist die Gewährung von Uebersicht über eine vorher nicht übersichtlich gewesene Anzahl sinnlicher Erscheinungen, wodurch Naturwissenschaft überhaupt „gefallen“ kann, — nämlich als Wissenschaft, nicht als Sammelplatz von allerlei bunten und abwechselungreichen Experimenten und sonstigen Demonstrationen. Dem „Interesse der Sinne“ ist das wahre wissenschaftliche Gefallen an exacten Resultaten nicht entgegen; vielmehr besteht das Wesen dieses Gefallens grade darin, dafs sein Gegenstand, die Gesetze, im höchsten Grade dem Interesse zu Statten kommt, in dem ganzen möglichen Erfahrungsbereich der Sinne Zusammenhang, Ordnung und Einheit gewahr zu werden. *„Erhaben“* aber *„ist das, was durch seinen Widerstand gegen das Interesse der Sinne unmittelbar gefällt.“*

Zur völligen Darlegung des Verhältnisses, in welchem die durch Scharfsinn so hervorleuchtende Geistesthat eines NEWTON zu dem Bereiche des Erhabenen steht, ist nun noch an das zu erinnern, worauf schon an einer früheren Stelle hingewiesen wurde,

als davon die Rede war, dafs Interessen, deren Gegenstände an sich nichts Gemeinsames miteinander haben, sich in demselben Menschen zusammen vorfinden können. Es ist die Wohlverträglichkeit verschiedener Anlagen und Gemüthskräfte innerhalb einer geistigen Organisation, was hier ebenso zu beachten ist wie früher, als es sich darum handelte, den Antheil zu bestimmen, welcher der Philosophie und der Naturforschung oder Mathematik an derselben Arbeit gebührte. Denn durch die Persönlichkeit NEWTON's wird die Beziehung des Gravitationsgesetzes zu der Sphäre des Erhabenen eine doppelte. Nicht nur die Anwendung des Gesetzes betrifft einen erhabenen Gegenstand, sondern auch an dem Ereignifs der Entdeckung selbst war die Thatsache mitbetheiligt, dafs derselbe erhabene Gegenstand dem emporblickenden NEWTON eine Anregung gewährte, welche in der für mathematisches Denken so bevorzugten Organisation die unablässig sich vertiefende Thätigkeit des Nachsinnens erzeugte, deren Ergebnifs wir bewundern, — „Ich mufste immer daran denken“, soll ja die rührend einfache Antwort gewesen sein auf die Frage: „Wie sind Sie nur darauf gekommen?“ In der geistigen Atmosphäre NEWTON's mufste eine ganz enorme Spannkraft angesammelt sein, wenn der Anblick des fallenden Apfels sollte hinreichen können, um den zündenden Gedankenblitz zu entfesseln. Ihm vorangegangen war ein Anblick von ergreifender Gewalt, sicherlich oftmals und mit tiefer Empfindung erneut, — dieselbe Erhabenheitsquelle, welche von KANT mit dem Allererhabensten, das er kennt, zugleich genannt wird:

„Zwey Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmenden Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir“ (Critik der practischen Vernunft. Riga, 1788, p. 288) — es ist dieselbe Verschwisterung zweier Vorstellungen wie in dem früh erklungenen Hymnus:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes“,

— derselbe Doppellaut, der in so reich harmonischer Fülle von GOETHE's Leier tönt:

„Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermafs der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht, —

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und grofs."

Durch die Persönlichkeit des Naturforschers kann also in einem dafür geeigneten concreten Falle die Verbindung lebendig wirksam werden zwischen der Stimmung für das Erhabene und der Thätigkeit des Scharfsinns. Wie zwischen Philosophie und Naturforschung, so ist auch hier die Unterscheidung durch das Urtheil sachlich begründet und nur zum Nachtheil der rechten Würdigung beider Gebiete zu ignoriren, aber die Vereinigung ist jederzeit möglich durch die Art der Persönlichkeit, und hier wie dort gewifs nicht zum Nachtheil der letzten.

Meine Aussagen über die Dignität des transscendentalen Idealismus glaube ich nun motivirt zu haben. Der Scharfsinn, welcher zur Aufstellung der Lehre erforderlich war, ist, wie wir früher vernommen haben, mit bereitwilliger Ehrerweisung anerkannt worden, und zwar auch von denjenigen Männern, welche, entsprechend ihrer specifischen Richtung und speciellen Thätigkeit, nur dieser, nur der logischen Seite der Lehre Beachtung schenkten. Dafs die angegebenen Merkmale des Erhabenen der KANTischen Entdeckung inne wohnen, wird wenigstens von vielen ernstlich Prüfenden zugegeben werden. Doch scheint es mir allerdings hier besonders angezeigt, an das zu erinnern, was FECHNER im Eingang zu seinen „Elementen der Psychophysik" (p. 1) sagt: „*Die Verhältnisse der Körperwelt für sich können wir unmittelbar und im Zusammenhange durch Erfahrung verfolgen, die Verhältnisse der inneren oder geistigen Welt nicht minder; jene zwar nur, so weit unsere Sinne und deren verstärkende Hülfsmittel reichen, diese, so weit eines Jeden eigene Seele reicht.*" Es wird, meine ich, in dem vorliegenden Falle bei der verlangten Selbstprüfung besonders oft geschehen, dafs die eigene Seele nicht die Bedingungen erfüllt, welche erforderlich sind, um durch den blofsen Gedanken des transscendentalen Idealismus zum Gefühl des Erhabenen gestimmt zu werden. Gegen diese Differenz der inneren Organisation bleibt den Betheiligten auf beiden Seiten Nichts übrig als Verzichtleistung auf gegenseitiges Verständnifs für diesen Punkt. Keineswegs ist damit dem einen von Beiden das Recht zugesprochen, sich blos wegen der Differenz in diesem speciellen Falle über den

Anderen zu erheben, keineswegs ist etwas Anderes damit constatirt als dies, dafs das Gefühl für das Erhabene bei dem Einen nicht durch dasselbe Mittel anzuregen ist wie bei dem Anderen. Sondern es bleibt immerhin noch sehr wohl möglich, dafs der in einem Falle nicht Anregbare auf anderem, ja auf mehr als einem Wege desselben Gefühls theilhaft werden könne wie der Adept der KANTischen Grundwahrheit. Ein Beispiel möge als Beleg dafür dienen.

Nur für ganz wenige unter den grofsen Genien aller Zeiten hat sich das Epitheton „erhaben" in der Weise allgemein eingebürgert, dafs der Gesammtcharakter ihrer Schöpfungen wie mit einem conventionell recipirten Stempel dadurch gekennzeichnet wird. So viel Erhabenes auch bei Denkern, Dichtern und Künstlern verschiedener Epochen und Länder in einzelnen ihrer Productionen zur Wirkung kommt, — es sind doch nur Wenige, für welche wie für PLATO, AESCHYLUS oder für MICHELANGELO, für CORNELIUS grade das Erhabene als das passende Wort allgemeinen Eingang gefunden hat, um den Kern ihres ganzen Waltens und Schaffens comprefs zu kennzeichnen. Zu diesen wenigen vorzugsweise erhaben genannten Geistern wird in der Philosophie neuer Zeit nach SPINOZA Niemand unbestrittener gezählt als KANT und in der Musik Niemand einstimmiger als BEETHOVEN. Ja, diesen Meister hat das Element des Erhabenen in so stetig gesteigerter Entwickelung beherrscht und durchdrungen, dafs man die Compositionen seiner letzten Lebensjahre schlechthin als „die sublimen" zusammenbenennt. — das Fremdwort scheint gleichzeitig darauf hinzudeuten, dafs die so benannten Werke sich dem Horizonte allgemeiner Auffassung bereits zu entziehen beginnen.

Nun sind aber die Stoffe und die Formen, in welchen BEETHOVEN und KANT ihre Eigenart ausgeprägt haben, von so äufserst heterogener Beschaffenheit, und Beanlagung und Gemüthsart, Lebensinteressen und Lebensführung sind bei beiden Männern so grundverschieden gerichtet und entwickelt, dafs man kaum erwarten sollte, irgendwo einen Punkt zu finden, welcher auf Sterne von so weit auseinandergehenden Bahnen die gleiche Anziehungskraft üben konnte. Um so überraschender war es mir, zu bemerken, dafs BEETHOVEN und KANT durch dieselben Worte in ganz besonderer Stärke sind ergriffen worden. Von BEETHOVEN erzählt sein Freund und Biograph SCHINDLER (Biographie von BEETHOVEN. Münster, 1840, Aschendorff, p. 250):

„Er hatte zwei seyn sollende Aufschriften von einem Isis-Tempel eigenhändig abgeschrieben, in Rahmen fassen lassen, und sie lange Jahre immer vor sich auf seinem Schreibtisch stehen. Sie lauten: I. „Ich bin, was da ist. Ich bin Alles, was ist, was war, und was seyn wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“ II. „Er ist einzig von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Daseyn schuldig.““

Und in KANT's Kritik der Urtheilskraft findet sich folgende Anmerkung (IV, p. 188): „*Vielleicht ist nie etwas Erhabeneres gesagt, oder ein Gedanke erhabener ausgedrückt worden, als in jener Aufschrift über dem Tempel der Isis (der Mutter Natur): „Ich bin Alles, was da ist, was da war, und was da seyn wird, und meinen Schleier hat kein Sterblicher aufgedeckt.*““

Von so vielen Menschen diese Worte auch sind gelesen worden, so spricht doch Nichts dafür, daſs grade diese Formulirung der Gottes-Idee, zumal in neuer Zeit, einen sehr allgemeinen Eindruck auf die Gemüther gemacht habe. KANT jedoch und BEETHOVEN, zwei anerkannte Specialkenner und Offenbarer des Erhabenen, zeichnen die sonst wenig prominente Darstellung des geläufigen Gedankens in ganz ungewöhnlicher Weise aus, allem Anscheine nach (schon wegen des im Einzelnen abweichend wiedergegebenen Wortlauts der Inschrift) ganz unabhängig von einander, — ein Umstand, der übrigens wohl bei solchen Heroen der inneren Selbständigkeit für sehr irrelevant gelten darf. Wenn nun zwei so wenig übereinstimmend ausgestattete Gemüther eine fast exclusiv gleichartige Empfänglichkeit an den Tag legen, grade in dem speciellen Falle, in welchem es unzweifelhaft der Hinweis auf das Erhabene ist, woraus die Wirkung verständlich wird, dann, glaube ich, liegt doch ein sehr sprechendes Zeugniſs dafür vor, daſs das allgemeine Urtheil in diesem Falle das Rechte getroffen hat: es muſs in den einander so sehr unähnlich scheinenden Organisationen etwas Gemeinsames gewesen sein, und es war gerade das, worin Jeder auf seine Weise die eigentliche Geistes-Heimath erkannt und gesucht hat; denn ohne Frage: das Erhabene ist es, wofür jedem von Beiden Schwungkraft und innere Realisirung in ganz ungewöhnlicher Energie eingeseelt war. Trotzdem ist zuzugeben, daſs die BEETHOVEN'schen Wege zu der gemeinsamen Region für KANT völlig unzugänglich müssen gewesen sein. Dem Philosophen ist offenbar niemals eine Ahnung dafür aufgegangen, daſs Musik und Erhabenheit Beziehungen zueinander gewinnen

können. Folgende Stelle aus der Kritik der Urtheilskraft giebt dafür den Beweis (IV pp. 202, 203):

„*Nach der Dichtkunst würde ich, wenn es um den Reiz und Bewegung des Gemüths zu thun ist, diejenige, welche ihr unter den redenden am nächsten kommt und sich damit auch sehr natürlich vereinigen läſst, nämlich die Tonkunst setzen. Denn ob sie zwar durch lauter Empfindungen ohne Begriffe spricht, mithin nicht, wie die Poesie, etwas zum Nachdenken übrig bleiben läſst, so bewegt sie doch das Gemüth mannigfaltiger und, obgleich blos vorübergehend, doch inniglicher, ist aber freilich mehr Genuſs als Cultur (das Gedankenspiel, das nebenbei dadurch erregt wird, ist blos die Wirkung einer gleichsam mechanischen Association) und hat, durch Vernunft beurtheilt, weniger Werth, als jede andere der schönen Künste. Daher verlangt sie, wie jeder Genuſs, öftern Wechsel und hält die mehrmalige Wiederholung nicht aus, ohne Ueberdruſs zu erzeugen.*“

So richtig auch die Begrifflosigkeit aller Musik hier bezeichnet ist sowie der blos associative Charakter des „nebenbei erregten Gedankenspiels,“ — dennoch erinnert der letzte Satz der Stelle unwillkürlich an das „interdum dormitat bonus Homerus“, besonders, wenn, nach KANT, „*eben darin Philosophie besteht, seine Gränzen zu kennen*“ (Kritik d. r. V., 1. Aufl. p. 727), — eine Definition, welcher die KANTische Philosophie sicherlich in besonders ausgezeichneter Weise entspricht, nur freilich nicht an dieser Stelle.

Warum KANT nicht wenigstens bei geeigneten Kirchenbesuchern Nachfrage gehalten hat, bevor er sein unzulängliches Urtheil über das wahre Wesen der Musik niederschrieb, ist wohl nicht recht verständlich. Wie leicht wäre es ihm gewesen, zu constatiren, daſs ein Choral wie LUTHER's „Ein' feste Burg“ die mehrmalige Wiederholung nicht nur aushält, sondern daſs grade der musikalische Antheil an der nachhaltig machtvollen Wirkung die mehrmalige Wiederholung verlangt, damit diese Wirkung ihren ersten Anfang nehmen könne. Und wo ist der Stumpfsinnige, welchem z. B. diese so sehr oft gehörte Melodie jemals „Ueberdruſs erzeugt“ hätte?!

Aber so störend man auch die citirte Stelle — eine vereinzelte Gänsefeder an dem reich beschwingten Adler — finden möge, sie kann wenigstens als Beleg für die obige Behauptung willkommen sein, daſs der allgemeinen Befähigung eines Menschen für die Erfassung des Erhabenen noch nicht das Urtheil damit gesprochen

ist, dafs eine specielle Vermittelung bei ihm fehlschlägt. Sondern das Erhabene zeigt darin eine Uebereinstimmung mit dem Schönen, dafs sehr mannigfache Manifestirungen dafür möglich sind, und dafs es Sache der individuellen Beanlagung ist, für welche der Symbolisirungsweisen die inneren Auffassungsorgane des Einzelnen erstlich vorhanden und zweitens adäquat, erregbar beschaffen sind.

Somit glaube ich nun einer mifsverständlichen Interpretation der Behauptung vorgebeugt zu haben, dafs die überwiegende Majorität der Naturforscher sich in ihren, wie sehr auch anerkennenden, Auslassungen über die KANTische Lehre von Raum und Zeit bisher unzugänglich gezeigt hat für das Erhabene des Gedankens. Nicht die Befähigung der Personen für die Auffassung des Erhabenen im Allgemeinen hat damit sollen in Abrede gestellt werden, sondern lediglich die Richtigkeit und Zulänglichkeit ihrer für den speciellen Fall an den Tag gelegten Auffassung.

Die gründlich verfehlte Bemerkung KANT's über Musik bietet nun noch durch sich selbst den Anknüpfungspunkt, um zum Abschlufs dieser Betrachtung ein drittes Merkmal hervorzuheben, durch welches sich das Erhabene von dem durch Scharfsinn allein Ausgezeichneten unterscheidet, während dies Merkmal dem Schönen gleichfalls zukommt, wenn auch in beschränkterem Mafse. Zunächst: einer eingehenden Widerlegung von KANT's Ansicht, dafs Musik weniger Werth habe als jede andere der schönen Künste, dafs sie nur ein höherer „Genufs" sei und „daher mehrmalige Wiederholung nicht aushält, ohne Ueberdrufs zu erzeugen," — der Widerlegung dieses in der That etwas stark naturalistischen Urtheils darf man sich wohl entschlagen. Nicht, als ob gar zu Wenige innerlich geneigt wären, dieses Urtheil für richtig zu erachten; es wird voraussichtlich niemals an Philistern fehlen, die in jeder Kunst, nicht blos in der Musik, wohl einen „Schmuck des Daseins", wie die Phrase lautet, gelten lassen und in der Beschäftigung mit diesem Zierrath ein ganz anständiges, ja empfehlenswerthes und sogar veredelndes Vergnügen, — aber ja nicht mehr, nicht eine Quelle höchster Gemüths-Erhebung und Läuterung von ganz demselben Gehalt und Werth wie alles Begeisterung-Weckende, das dem Menschen überhaupt zugänglich ist, es sei nun Religion, Philosophie, Liebe oder Freiheit.

Weit entfernt also bin ich davon, den Culturfortschritt seit KANT's „Kritik der Urtheilskraft" darin zu finden, dafs es jetzt etwa weniger Menschen gebe als im Jahre 1790, welche über

Musik nur so zu urtheilen vermögen wie KANT an jener Stelle. Dennoch werden dergleichen Urtheile jetzt weniger leicht öffentlich ausgesprochen und vertheidigt; denn selbst die Vielen, welche auch heute in der Musik nicht viel mehr suchen und finden als Erholung und Zeitvertreib, nicht viel mehr als einen der Genüsse, welche aus anderen Gründen Abwechselung verlangen, als z. B. der Genufs, den die Wissenschaft gewährt, selbst diese sehr beträchtliche Anzahl unter den Concertgängern wissen doch wenigstens jetzt besser als vor 80 Jahren, dafs es eine erstaunlich grofse Menge von Compositionen giebt, welche die Probe der „mehrmaligen Wiederholung" ganz ebenso glänzend bestehen, wie der Anblick irgend eines canonisirten Wunders der bildenden Kunst dieselbe Probe besteht oder die Lectüre eines alle Cultur-Jahrhunderte durchdauernden Werks der Poesie: denn für die genannte Probe ist ja das Maximum des Zeitraums entscheidend, in welchem der einzelne Mensch, der eben die Wiederholung zu erfahren hat, den Einwirkungen der Kunst zugänglich ist, und dies Maximum ist eben seit KANT mindestens erreicht. Die öffentliche Pflege der Musik und die private Beschäftigung mit ihr, beide haben sich seit KANT's Zeit sehr bedeutend an Quantität gesteigert, — ein Culturfortschritt, der freilich auch andere Folgen aufzuweisen hat als heilsame, wie schon der wohlmotivirte Schmerzensruf lehrt, den das Wort „Klavierseuche" treffend zu Gehör bringt, — aber eine der erfreulichen Folgen ist doch die, dafs die Erfahrungen zu Gunsten der „mehrmaligen Wiederholung" gehaltvoller Musik so zahlreich geworden und so allgemein anerkannt sind, dafs Jedermann, selbst der ganz Unmusikalische, reichliche Gelegenheit hat, die Unrichtigkeit der von KANT angegebenen Thatsache zu erkennen. Absolut ist also, wie ich meine, die Zahl der für Musik Unempfänglichen oder der mit nur äufserem Sinne dafür Versehenen gewifs nicht vermindert, wohl aber relativ; denn vermehrt ist die Zahl derjenigen, deren Empfänglichkeit für den rein psychischen Gehalt der Kunst durch Nahrung und Uebung entwickelt ist, während diese entwicklungsfähige Schaar früher weniger leicht dazu gelangte, ihr natürliches Recht geltend zu machen. Für SCHILLER's Wort: „*die Seele spricht nur Polyhymnia aus*" — darf man jetzt auf eine stärkere Anzahl der Zustimmenden rechnen als früher.

Dasselbe Merkmal nun, das KANT der Musik abspricht, obwohl es ihr in ganz gleichem Mafse zukommt wie jeder anderen Kunst, dieses Merkmal ist es eben, das man auch für erhabene

Gedanken im Gegensatze zu den blos scharfsinnigen in Anspruch nehmen darf. Es ist erfahrungsgemäfs, dafs man gegen Productionen des combinirenden und logischen Denkens mit der Zeit gleichgiltig wird, nicht aber gegen Gedanken, deren Verkündigung sowohl wie deren volle Erfassung nur dann möglich ist, wenn sich an der inneren Thätigkeit jene Gemüthsphäre betheiligt, welche dem Erhabenen gehört. Zwar: es ist Nichts dagegen, dafs selbst ein hervorragend begabter und gelehrter Mathematiker der Gegenwart oder der Zukunft auch während der Höhezeit seiner Entwicklung gelegentlich noch mit Freude bei dem Gedanken des Pythagoräischen Lehrsatzes verweilt, den er als Knabe bewundernd kennen lernte. Aber um das Jubelgefühl in ganzer Stärke nachzuempfinden, für welches der erste Entdecker die Opferdarbringung einer Hekatombe als den angemessenen symbolischen Ausdruck wählte, dazu mufs doch der heutige oder künftige Mathematiker jenen kindlichen Entwicklungszustand seiner Wissenschaft sich neu im Geiste vergegenwärtigen; denn bei seiner intimen Bekanntschaft mit den im Laufe der Zeiten so reich angesammelten Schätzen kann die kostbare Perle aus dem Alterthum unmöglich ihre imponirende Wirkung behalten haben. Es giebt eben eine Gewöhnung an die Resultate der in dem Verstande allein wirkenden Schöpferkraft; und wäre auch wie zu der Auffindung des Gravitationsgesetzes das ungewöhnlichste Mafs der logisch-entdeckerischen Begabung erforderlich: dennoch liegt die wesentliche Nachwirkung der That in ihrer äufseren, objectiven Fruchtbarkeit, da sich aus ihr eine grofse Anzahl von Folgerungen für das empirische Wissen ergiebt, nicht aber darin, dafs das Gemüth beständige Nahrung und Anregung daraus schöpfen kann. Die Erwerbungen des Verstandes sind hierin von analogem Charakter wie die Producte, für welche es einen Marktpreis geben kann: auch an diese gewöhnt man sich; auch sie sind untereinander vergleichbar, und erst aus dem Vergleiche resultirt ihre Werth-Taxirung. Ja, man kann sogar meistens nicht ohne besondere Denk-Action das Bewufstsein gegenwärtig haben von dem relativen oder absoluten Werthe eines der Preisbestimmung unterworfenen Objects, es sei geistiger oder materieller Natur. Die Segnungen der Schrift und der Buchdruckerkunst nehmen wir gleich der Gabe des Prometheus als etwas Selbstverständliches in täglichem Gebrauche hin, und es bedarf besonderer Sammlung, damit die Freude an dem Besitze solcher Culturelemente in uns lebendig werde. Und wenn mit dem Fortschritte der Cultur durch immer neue Bewährungen technischen Erfindungsgeistes die Beherrschung physischer Widerstände zunimmt; wenn äufsere Lebenslagen behaglicher, Ziele der Willensthätigkeit leichter erreichbar werden, dann treten die Leistungen des Scharfsinns als die Urheber von unzähligen Wohlthaten dieser Art in solche Rivalität miteinander, dafs es oft sehr schwer ist, den Werth einer bestimmten Leistung in gerechter Weise gegen die anderen zu schätzen. In allen diesen Beziehungen gilt das Gegentheil für jede solche Gedanken-Erwerbung, in welcher sich das Erhabene für uns manifestirt. In noch höherem Grade als ein erhabenes Kunstwerk erweist sich ein Gedanke von erhabenem Gehalt als unerschöpflich an belebenden Kräften, als unzugänglich für den abstumpfenden Einflufs der wiederholten Vergegenwärtigung. Denn vorübergehend kann im Bereiche der Kunst allerdings auch für Werke höchster Gattung — und zwar in jeder Kunst auf gleiche Weise — nach übermäfsig oft erneuter Hingabe an die gegenwärtige Wirkung ein Zustand von Ueberdrufs eintreten; doch pflegt die Abwendung schon nach verhältnifsmäfsig kurzer Zeit zu genügen, um dem Zauber des Werks die alte Kraft wiederzugeben. Wer aber keine einzige Kunstschöpfung davon auszunehmen vermag, dafs er definitiv blasirt dagegen werden könne, von dessen Kunstsinn werden wir nicht vortheilhafter urtheilen als von dem Naturgefühl eines Menschen, der durch jeden möglichen Anblick freier Scenerie nur für Augenblicke zu fesseln ist, und dem als Motiv für seine baldige Ermüdung die Cardinal-Formel zu Gebote steht: „immer dasselbe!" es sei nun gegenüber dem bestirnten Himmel oder bei dem Sonnenuntergang am Meere. Und nur aus dem entsprechenden Mangel an Empfänglichkeit für das Object selbst kann es geleugnet werden, dafs dem transscendentalen Idealismus aufser der bereits angeführten Kantischen Charakteristik alles Erhabenen auch das zuletzt besprochene Merkmal zukommt.

Wären diese Merkmale dem Fundamente der Kantischen Lehre nicht eigen, so würde man von ihr mit Recht das sagen dürfen, was aus gleichem Mangel an Verständnifs auch von anderen sehr fruchtbaren Gedanken gesagt wird: es sei nur Negation darin enthalten. Es ist aber im allerstärksten Grade das Gegentheil richtig.

Stellen wir die Merkmale zur Uebersicht kurz zusammen.

1) Die transscendentale Idealität *„auch nur denken zu können,*

beweist ein Vermögen des Gemüths, das jeden Mafsstab der Sinne übertrifft.“

2) Es ist der „*Widerstand gegen das Interesse der Sinne*“, wodurch der Gedanke „*unmittelbar gefällt.*“

3) Je häufiger man sich den Gedanken zum Bewufstsein bringt, um so mehr wird man inne, dafs von seinem ursprünglichen Eindrucke nur das Nachtheilige verloren geht, nämlich der Anschein des Paradoxen, dafs aber die erhebende Gewalt der grofsartigen Lehre immer mehr eine Welt erschliefsen hilft, deren Daseins-Folgen sich in stets gesteigerter Evidenz für das innere Leben geltend machen. Die Wirkung des Gedankens kann man als magisch bezeichnen, „*das ist*“, nach SCHILLER's Erklärung, „*seine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert.*“ (SCHILLER: Ueber Anmuth und Würde.)

Wie grofs der Abstand sei, welcher den Bereich des blos Originellen und Scharfsinnigen von dem Bereiche des Erhabenen getrennt hält, das wird auch für den Gesammtüberblick am Besten ersichtlich, wenn man mit der KANTischen Lehre von Raum und Zeit eine naturwissenschaftliche Theorie wie die oben besprochene von UEBERWEG vergleicht. Niemand wird es bestreiten, dafs die Kühnheit und Originalität dieser Theorie schwer zu übertreffen sein möchte, und von ihrer logischen Consequenz werde ich wenigstens so lange überzeugt bleiben, bis ich dem Nachweise eines Fehlers werde begegnet sein. (Die Angriffe, welche STUMPF gegen UEBERWEG richtet, sind von JOHNSON in einer Besprechung des Buches von ST. „Ueber den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung“ deutlich entkräftet, Bd. IX, Heft 7, p. 317 der Philos. Monatsh.) Dem productiven Scharfsinn und der Entschlossenheit, logische Kraft zu realisiren, sollte auch die Folge der Realisirung mit der allerenormsten Anforderung an die sinnliche Imagination verbunden sein, — dieser vollen Bravour des Abstrahirens und Deducirens zollt man gewifs nur gerechte Bewunderung, wenn man sich überzeugt: es ist eine unanfechtbare Behauptung, dafs die wirklichen Dimensionen des Menschenkörpers möglicher Weise von der Art sind, dafs der Kopf Alles umschliefst, was wir im Gesichtsfelde erblicken, also unter Anderem die ganze Weite des Himmelsgewölbes, wie es unserm Auge erscheint, sammt Sonne, Mond und allen sichtbaren Sternen. Aber wenn man nun auch dieser Theorie mehr einräumt als logische Berechtigung; wenn man sie völlig zur Ueberzeugung in sich hat werden lassen, —

wird man behaupten dürfen, dafs man um eine für weltanschauende Erkenntnifs ergiebige Lehre bereichert sei? Gewifs nicht. Durch UEBERWEG's Anweisung lernen wir, eine Verhältnifs-Zahl in ungeahntem Mafse vergröfsert zu denken, nämlich den Exponenten des Verhältnisses, welches besteht einerseits zwischen den unwillkürlich von uns vorgestellten Dimensionen alles Erblickten und unwillkürlich nach aufsen Verlegten und andererseits den Dimensionen derselben Dinge, wie sie nach der UEBERWEG'schen Abstrahirung von unserer unwillkürlichen Vorstellung als objectiv wirklich in empirisch realem Sinne anzunehmen sind — denn transscendental-real werden die vorgestellten Dinge durch UEBERWEG's Deduction nicht. Aber wenn wir uns nun auch die Urbilder von allem Gesehenen nach der neuen Anleitung in's Gigantische ausgedehnt vorstellen, so ist doch diese Steigerung eine lediglich quantitative; die Relationen aller bisherigen Raumgröfsen sind identisch geblieben, und die Raumgröfsen selbst haben ihre Natur nicht verändert; die physisch-himmelumfassende Theorie läfst es ganz unentschieden, ob wir alles räumlich Vorzustellende als Ding an sich oder nur als Erscheinung auffassen sollen. „Jeden Mafsstab der Sinne“ übertrifft das Vermögen, die UEBERWEG'sche Welt anzuerkennen, nicht, wenigstens nicht im Mindesten anders, als auch der gewöhnliche Mafsstab unserer Sinne übertroffen wird von dem Vermögen, „kosmische Dimensionen vorzustellen“, welcher Ausdruck sich doch immer nur auf Symbole für Gröfsen, auf die Angaben von benannten Zahlen bezieht, wie sie durch Beobachtung und Rechnung ermittelt sind. Ferner: dem „Interesse der Sinne“ leistet UEBERWEG's Theorie zwar Widerstand, aber durchaus nicht einen solchen, der „unmittelbar gefällt“, und das häufige Verweilen auf dem Inhalte der Theorie kann unmöglich ohne die Folge bleiben, dafs die Ueberzeugung geläufig wird: man habe thatsächlich gar keine neue Weltanschauung erlangt, sondern nur eine neue Dimensionstaxirung. Und ebenso wenig wird man wohl dem UEBERWEG'schen Gedanken etwas „magisch“ Wirkendes zuschreiben können. Denn „über alle Naturbedingungen“ erweitert der Gedanke unser Begriffsleben nicht. Im Gegentheil: wenn Naturbedingungen in um so höherem Grade zu Ketten für die Erkenntnifs werden, je intensiver, oder in je riesigerem Mafsstabe wir sie realisirt finden, so mufs man sagen: nach UEBERWEG steigert sich für die Vorstellung die Massenhaftigkeit alles Erscheinenden so in's Kolossale, dafs, da die Fähigkeit, Vorstellungen zu

bilden, doch leider nicht gleichzeitig mitzusteigern war, jetzt erst recht die Schwierigkeit mufs empfunden werden, sich über dies Ungethüm von Welt hinaus mit Geisteskraft zu erweitern. Mit einem Worte: der originelle und scharfsinnige Fund ist ganz ideenleer, ganz unfruchtbar für alles specifisch menschliche Interesse. Wie anders der KANTische Lehrbegriff von Raum und Zeit! Durch ihn werden wir angeleitet, darauf zu achten, dafs uns von unserm eigenen Selbst ein unvermeidlicher, ein empirisch-realer Hinweis ertheilt wird auf eine Welt, welche, frei von den bedingenden Schranken unseres sinnlichen Daseins, eine unendlich viel werthvollere Realität besitzt als das empirische Universum alles Erscheinenden: die Welt der Ideen, die intelligible Welt, als deren gleichzeitige, wenn auch nur partielle Mitbürger wir uns fühlen dürfen, weil wir es müssen, und um so lebhafter, je mehr wir diese Fühlung im eigenen Innern entwickeln, pflegen, steigern. Das ist es, wodurch der transscendentale Idealismus als eine erhabene Lehre wirkt, nicht blos als eine originelle und scharfsinnige. „Der Mensch ist höher als sein Ort“, unser „Reich ist nicht von dieser Welt“, „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnifs“, — die erhöhende Tendenz dieses von jeher in mannigfaltiger Form verkündeten Gedankens hat durch KANT ein Verstandes-Fundament erhalten wie nie zuvor, und wenn auch die Gröfse und Tiefe dieses Baues keineswegs so „einfach“ zu ermessen ist, wie es nach LASKER's Worten scheinen könnte; wenn auch im Gegentheil grade die KANTische Grundlehre sehr danach geartet ist, um auf sie GŒTHE's Warnung anzuwenden:

„*Sagt es niemand, nur den Weisen,*
Weil die Menge gleich verhöhnet“ —

trotzdem hat doch der Mengen-Redner LASKER darin Recht, dafs die Erfassung einer solchen Grundlage für alle Weltanschauung und für das ganze innere Leben sehr geeignet ist, um „einen tiefen Eindruck“ hervorzubringen. Es ist einsichtsvoll von dem Redner, dafs er nicht ausdrücklich behauptet, in ihm selbst habe die Lehre KANT's einen tiefen Eindruck hervorgebracht: durch eine solche Behauptung würde ein Vorkämpfer für die Sache des Nationalliberalismus das symmetrische Gegenstück zu einem Manne werden, welcher auf eine mündliche Anrede, deren Sprecher ihm unsichtbar blieb, mit fester Stimme die Antwort ertheilt: „Ich bin taubstumm.“ Aber eine isolirte Erscheinung würde uns LASKER selbst in diesem Falle nicht darbieten, nein, sondern vielmehr eine recht typische

Manifestation derjenigen Richtung, unter deren Vertretern wir grade sehr kenntnifsreiche und angesehene Forscher finden, solche, deren Stimmen in den allerweitreichendsten Kreisen der intelligenten Bevölkerung Anklang finden. Zwar, wenn WUNDT schreibt: „*Das Erhabene hat als sinnlichen Hintergrund starke Innervationsgefühle, indem wir die Spannung unserer Muskeln nach der Kraft des Eindrucks zu steigern suchen*“ (Physiol. Psychol. p. 701), — so wird es wohl auch gegenwärtig öfters vorkommen, dafs mancher fortgeschrittene Verehrer exacter Psychologie bei dem Lesen dieses Satzes und vieler von Seinesgleichen eine unwillkürliche Innervation seiner Lachmuskeln nicht wird unterdrücken können. Aber ich würde es für sehr verwegen halten, wenn Jemand auch für die anzuführenden Worte von TYNDALL die nämliche Wirkung als eine gleich häufige diviniren wollte. Den oben (pp. 25, 26) ausgesprochenen Gedanken, dafs das Problem der psychischen Erscheinungen aufserhalb der Grenzen der Naturforschung liege, hat TYNDALL schon in seinem Werke „Heat a Mode of Motion“ anerkannt. An diese Anerkennung schliefst sich daselbst unmittelbar folgende Stelle, welche ich nach der deutschen Ausgabe des TYNDALL'schen Buches citire. (Die Wärme, betrachtet als eine Art der Bewegung von JOHN TYNDALL. Herausgegeben durch HELMHOLTZ und WIEDEMANN. Braunschweig, 1867, Vieweg, p. 630:)

„*Und doch, werden die Entdeckungen und Verallgemeinerungen der neueren Wissenschaft dem Geiste richtig dargestellt, so bilden sie ein grofsartigeres Gedicht, als je die Phantasie geschaffen hat.*“ Die nähere Berücksichtigung von TYNDALL's oben (p. 27, Anm. und p. 36) angegebener Schrift über „Imagination“ würde Nichts daran ändern, dafs es ein Todes-Urtheil für wirkliche Poesie ist, was der berühmte Autor in dem citirten Satze legalisirt. Denn obgleich T. (Essays on . . . . imag., 1871, Longmans, p. 16) zu „*Imagination*“ den Zusatz macht „— *combining what the Germans call Anschauungsgabe and Einbildungskraft* —“, so gelingt ihm doch trotz seiner speciellen Beschäftigung mit diesen Begriffen das Quidproquo, dafs er geometrische Vorstellungskraft an die Stelle setzt von poetischer Phantasie, und zwar nicht nur als wirkliches Aequivalent, nein, als Etwas, wogegen Poesie in den Schatten tritt: „*Der Naturforscher der Jetztzeit kann in Ideen leben, gegen die* MILTON's *Phantasie völlig verschwindet.*“ („Die Wärme“, l. c. pp. 630, 631.) Sie verschwindet nämlich deshalb, weil „*die Kräfte, die unserer Welt innewohnen, die gefüllten Schätze unserer Kohlenfelder, unsere*

Winde und Flüsse, unsere Flotten, Armeen und Geschütze“, — weil alle diese Dinge „*durch einen kleinen Theil der lebendigen Kraft der Sonne erzeugt sind, der nicht einmal* $\frac{1}{2,300,000,000}$ *der ganzen beträgt.*“ . . . „*Und doch haben wir trotz dieser ungeheuren Abgabe in historischer Zeit noch keine Abnahme ihres Vorraths bemerkt.*“ Nun ja, mit irgend einer benannten Gröſse, welche dem imponirenden Kraftschatze des Sonnenballs auch nur annähernd gleich käme, hat weder MILTON noch irgend ein wahrer Dichter zu thun. Aber wer darin Poesie findet, daſs er bei dem vergeblichen Versuche, sich dergleichen Gröſsen vorzustellen, begreiflicher Weise etwas Schwindel verspürt, — nun, der ist sehr dazu angethan, um an das deutsche Volksmärchen zu erinnern „von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.“ (No. 4 der GRIMM'schen Märchen.) GOETHE hat wohl zuerst darauf aufmerksam gemacht, daſs in diesem tiefsinnigen Märchen „*der Gegensatz von Aeuſserem und Innerem*“ sehr glücklich dargestellt ist (Werke 1840, Bd. 33, p. 199): ein Mensch von „*unverwüstlichem gesundem Sinn*“ kann es durchaus nicht zum „*Gruseln*“ bringen; er merkt nur, daſs ihm Etwas mangelt, woran doch wohl Etwas sein mag. Die stärksten Angriffe auf seine Phantasie schlagen fehl. Endlich wird ein „*Eimer voll kalt Wasser mit den Gründlingen*“ über den Schlafenden hergeschüttet. Da endlich geht es ihm auf: „*Ja, nun weiſs ich, was Gruseln ist.*“ Ganz genau in diesem Sinne kann man von Männern wie WUNDT und TYNDALL erfahren, was „erhaben“ und was „poetisch“ ist. TYNDALL sagt ferner an jener Stelle (p. 631): . . . „*und doch ist es unser Vorrecht, daſs wir uns über diese Maaſse erheben und die Sonne selbst als einen Fleck in dem unendlichen Raume, als einen Tropfen in dem Meere des Universums ansehen können.*“ Es ist wohl keine Unterstellung, wenn ich annehme, daſs diese Worte weit davon entfernt sind, auf den KANTischen Begriff von der transscendentalen Idealität des Raumes hindeuten zu wollen, und deshalb finde ich zwischen dieser Stelle und den vorigen Bemerkungen desselben Autors die allervollkommenste Concordanz. Denn ebenso wenig wie die riesigsten benannten Gröſsen jemals durch ihre bloſse Riesigkeit zu unserer poetischen Phantasie sprechen, ebenso wenig ist es Erhebung über unermeſsliche Quantitäten, wenn wir nichts Anderes bei ihnen denken, als daſs im Weltenraume immer noch Platz für Mehr da ist. Sondern: die Thätigkeit der poetischen Phantasie kann immer erst dann beginnen, wenn sie durch eine Vorstellung angeregt wird, die den Charakter

des nicht-empirisch Realen hat, mag diese Anregung von auſsen durch eine Künstlerleistung gegeben, oder mag sie von innen her entstanden sein. Der sichtbaren Wirklichkeit gegenüber ist daher die Phantasie nur dann als eine poetische thätig, wenn sie das vermag, was sie in GOETHE nach seiner eigenen Angabe vermochte: die Wirklichkeit als Bild zu sehen. Es ist grade die Ueberwindung des empirisch Realen, wodurch der Künstlerblick seine adelnde Kraft bewährt, — doch diese Kraft stammt nicht von den Auſsendingen her, und sie liegt nicht im Augapfel und ist überhaupt nicht speciell zu localisiren und zu beschreiben. — Und item: wenn wir uns über die Wirklichkeit „erheben“ wollen, so gelingt uns dies niemals dadurch, daſs wir uns in die Anschauung des räumlich-Unendlichen versenken. Zunächst ist zu erwähnen, daſs es hiezu gar keiner hohen und modernen Errungenschaften der Physik bedarf; denn nicht nur der Anblick des Meeres und der Steppen und Wüsten reicht dazu hin und ebenso der allgemeinere Anblik des gestirnten Himmels, sondern auch jeder Nicht-Sehende ist einer solchen Anregung fähig, wenn er nur die Eigenschaft der Unbegrenztheit lebhaft genug erfaſst, mit welcher auch ihm der Raum seiner Erscheinungswelt gegeben ist. Ein solches Verweilen bei der Vorstellung von der Unendlichkeit des Raumes kann freilich unmittelbar die Wirkung auf das Gemüth haben, welche jedem Symbol des Ewigen eigen ist. Aber selbst von dieser Stimmung kann man noch nicht sagen, daſs in ihr eine Erhebung über die empirische Realität alles Räumlichen liege. Sondern zur Ausübung dieses hohen Menschenvorrechts befähigt eben allein das Reich der Ideen und Ideale, mag nun Philosophie die Führerin dahin sein oder poetische Phantasie, — poetisch, im prägnanten Sinne genommen: also die Phantasie jedes wahren Künstlers es sei für ihn das Hörbare ein wahlverwandteres Natur-Element oder das Sichtbare. Rühmt aber der Lehrer irgend einer exacten Disciplin, und wäre es der erleuchtetste Förderer der méchanique céleste, daſs man in seiner Specialschule gleichfalls für die Wanderung und den Eintritt in jenes gelobte Land der Ideale vorbereitet werde, dann ist es, und ganz besonders in Deutschland, wohl jedesmal an der Zeit, daſs SCHILLER's Worte an die richtige Adresse gelangen; denn speciell „An die Astronomen“ sind die folgenden gerichtet:

> „*Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen*
> *Ist die Natur nur groſs, weil sie zu zählen euch gibt!*

Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.“

Und ferner:

„*So unermeſslich ist, so unendlich erhaben der Himmel!*
Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab.“

Die erste der beiden Bemerkungen, auf deren Ausführung früher (p. 142) verwiesen wurde, halte ich hiemit für erledigt, und es bleibt mir nun noch übrig, mich auch wegen des Anti-KANTischen Votums zu rechtfertigen, welches dort (p. 143) beiläufig hinzugefügt wurde: mit dieser Rechtfertigung verbindet sich zugleich die Opposition gegen den zweiten Theil der LASKER'schen Abhandlung.

II. Zunächst beschäftigt uns also KANT's kategorischer Imperativ, sein „Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft“, dessen Wortlaut dieser ist: „*Handle so, daſs die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.*“ (Critik der practischen Vern. Riga, 1788, p. 54.) Dies Grundgesetz ist bekanntlich die Seele von KANT's Moralphilosophie, deren Gesammtdarstellung den Inhalt der Kritik der praktischen Vernunft bildet, desjenigen Theils von dem Systeme, welcher vorzugsweise eine directe Beziehung zum thätigen, handelnden Leben verlangt und hat. Es wird also wohl keine willkürliche Auslegung sein, wenn ich LASKER's Bemerkung: KANT's System lasse eine Vermittelung mit dem Leben zu, auf jenen Pflichtbegriff beziehe, welcher der Kritik der praktischen Vernunft zu Grunde liegt. Für andere Theile des Systems wäre wenigstens die Bemerkung vollends ohne Sinn. Vollends; denn in LASKER's Munde hat die Bemerkung auch so nur einen höchst verkehrten Sinn. Der Gedanke, für welchen LASKER in seiner Abhandlung theoretisch und als Politiker praktisch eintritt, steht vielmehr im allerschroffsten Gegensatze zu dem Gedanken, von welchem nach KANT alles Handeln beherrscht sein muſs, um ein sittliches Handeln zu sein, und wenn LASKER oder irgend ein Realpolitiker der Gegenwart zu finden behauptet, daſs seine eigene Ethik mit der KANTischen vermittelbar sei, so beweist er dadurch nur die entschiedenste Unkenntniſs des KANTischen Grundgesetzes. Dieses verlangt, daſs die Maxime des Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung solle gelten können. Nun lautet § 1 des ersten Theils der Kritik der praktischen Vernunft (Riga, 1788, p. 35): „*Practische Grundsätze sind Sätze, welche eine allgemeine Bestimmung des Willens enthalten, die mehrere practische Regeln unter sich hat. Sie sind*

subjectiv, oder Maximen, wenn die Bedingung nur als für den Willen des Subjects gültig von ihm angesehen wird; objectiv aber, oder practische Gesetze, wenn jene als objectiv d. i. für den Willen jedes vernünftigen Wesens gültig erkannt wird.“ Und in Uebereinstimmung damit sagt die Kritik der reinen Vernunft: „*Practische Gesetze, so fern sie zugleich subiective Gründe der Handlungen, d. i. subiective Grundsätze werden, heissen Maximen.*“ (1. Aufl. p. 812.) Unter Maximen versteht also KANT solche Sätze, für welche die individuelle Beschaffenheit des Wollenden modificirende Bedingungen darbieten kann. Im Gegensatze zur Maxime steht nach KANT das Princip, als ein Satz, dessen Giltigkeit von aller einschränkenden Bedingung frei ist. An einer Stelle der Kritik der reinen Vernunft wird gradezu das Unbedingte mit den Principien identificirt: „*Auf solche Weise*“, heiſst es dort (1. Aufl. p. 336), „*dienen die transscendentale Ideen nur zum Aufsteigen in der Reihe der Bedingungen, bis zum Unbedingten, d. i. zu den Principien.*“ Bei KANT bedeutet Princip etwas so schlechthin Ausnahmeloses wie Axiom im Munde des Mathematikers. Was unsere Realpolitiker, nationalliberale sowohl als auch fortschrittliche uud conservative, unter Princip verstehen, ist hinreichend bekannt; es erhellt mit groſser Deutlichkeit aus der mehr als erfreulich gehörten Erklärung: das ist im Princip richtig, aber in der Praxis verhält es sich anders. Den KANTischen Begriff Princip kann man nicht derber miſshandeln als durch eine solche Erklärung, die unseren Realpolitikern so geläufig von der Zunge geht, als wäre sie, mit HAMLET zu reden, „so leicht wie lügen“. Wenn nun dieselben Herren sogar dem ethischen Theile der KANTischen Philosophie ihre Anerkennung bezeigen,*) so mögen sie wenigstens erfahren, daſs diese Schätzung durchaus nicht auf Gegenseitigkeit beruht; denn in der That, diese Anerkenner werden von KANT durch das extremste Gegentheil seiner Hochachtung ausgezeichnet, nämlich folgendermaſsen: „*Indeſs ist doch noch eher zu dulden, daſs ein Unwissender die Theorie bei seiner vermeintlichen Praxis für unnöthig und entbehrlich ausgebe, als daſs ein Klügling sie und*

*) Unter Anderen auch H. v. TREITSCHKE: „*Der Schatten* KANTS *focht gepanzert mitten unter den tapferen märkischen Bauernburschen, welche bei Groſsbeeren und Dennewitz sich die Freiheit von Hof und Heerd eroberten und nie eine Zeile von dem Philosophen gelesen hatten; ohne den kategorischen Imperativ blieb Preuſsen geknechtet.*“ (Preussische Jahrbücher Bd. 34, H. 1, Juli, 1874. H. v. TREITSCHKE: Der Socialismus und seine Gönner, p. 93.)

ihren Werth für die Schule (um etwa nur den Kopf zu üben) einräumt, dabei aber zugleich behauptet: daſs es in der Praxis ganz anders laute; daſs, wenn man aus der Schule sich in die Welt begiebt, man inne werde, leeren Idealen und philosophischen Träumen nachgegangen zu seyn; mit Einem Wort, daſs, was in der Theorie sich gut hören läſst, für die Praxis von keiner Gültigkeit sey." . . . . . „*Allein in einer Theorie, welche auf den Pflichtbegriff gegründet ist, fällt die Besorgniſs wegen der leeren Idealität dieses Begriffs ganz weg. Denn es würde nicht Pflicht seyn, auf eine gewisse Wirkung unsers Willens auszugehen, wenn diese nicht auch in der Erfahrung (sie mag nun als vollendet, oder der Vollendung sich immer annähernd gedacht werden) möglich wäre; und von dieser Art der Theorie ist in gegenwärtiger Abhandlung nur die Rede. Denn, von ihr wird, zum Skandal der Philosophie, nicht selten vorgeschützt, daſs, was in ihr richtig seyn mag, doch für die Praxis ungültig sey: und zwar in einem vornehmen wegwerfenden Tone, voll Anmaaſsung, die Vernunft selbst in dem, worin sie ihre höchste Ehre setzt, durch Erfahrung reformiren zu wollen; und in einem Weisheitsdünkel, mit Maulwurfsaugen, die auf die letztere geheftet sind, weiter und sicherer sehen zu können, als mit Augen, welche einem Wesen zu Theil geworden, das aufrecht zu stehen und den Himmel anzuschauen gemacht war.*" (Werke, VII, 1. pp. 178, 179.)

Gewiſs, es ist ein durch KANT niemals verschuldeter Makel, welcher seinem Andenken angeheftet wird, wenn Leute, die er selbst nur noch äuſserlich unter die vernünftigen Wesen rangirt, vor allem Volke so thun, als wären sie gar nicht so sehr weit entfernt von KANTischer Lebensauffassung und Lebensordnung; als wäre zwischen ihrer und KANTischer Gesinnung noch so Etwas wie Vermittelung möglich. Fort mit diesem Schein, Ihr Herren Praktiker! Mögt Ihr KANT mit Worten alle Ehre erweisen, — das, was Ihr Eure Gesinnung nennt, sowie nicht minder Eure Handlungsweise spricht Euren Worten Hohn, und KANT hat das Seinige gethan, um Euch der Verurtheilung durch die Nachwelt zu überliefern. Es ist der äuſserste Antagonismus, welcher zwischen KANT's Weisheits-Lehre für alles Urtheilen und Handeln einerseits und jener Tendenz auf der anderen Seite besteht, wie sie in dem zweiten Theile von LASKER's Abhandlung als Ergebniſs seiner Studien und seiner Denkweise offenbar wird, und die ganz besonders in unserer kriegserfolgreichen Zeit der Sympathie breitester und mächtiger Grundlage sicher sein darf. Von der Ansammlung

„*neuen Stoffs*" an Kenntnissen erwartet LASKER „*die Rückkehr zu den groſsen Grundsätzen und zu fruchtbaren Systemen.*" „*In das Studium der Einzelheiten müssen wir uns vertiefen.*" Freilich: „*Während den nützlichen Gelegenheitsmaſsregeln gehuldigt wird, geräth die Ethik selbst ins Schwanken. Wenn bisher Ueberzeugungstreue die Probe des tüchtigen Mannes war, so fällt dieses wichtige Erkennungszeichen jetzt weg. Auch die guten Gesinnungen stehen unter der Herrschaft der wandelbaren Nützlichkeit.*" „*Der Eigennutz sieht die Scheidewand niedergerissen, welche ihn von der Gemeinschaft mit den Uneigennützigen ausschloſs.*" „*Gewiſs sind solche Erscheinungen nicht frei von Besorgniſs.*" (Sic.) . . . . „*Die Empfindung kommt über uns, als ob in anderer Weise zwar, doch nicht ganz unähnlich, wie in den Zeiten des Faustrechts, die Verkehrsverhältnisse in einen Krieg Aller gegen Alle ausarten und die beunruhigte Gesellschaft abermals zum Schutz durch freiwillige Verbände ihre Zuflucht nehme.*" „*Indessen, trotz der überall hervortretenden Mängel und Unvollkommenheiten, beruhigt doch die Gewiſsheit, daſs wir uns den Beobachtungen zuwenden.*" Von auſsen also erwartet diese Lebensweisheit Wohlfahrt und Heil.

Hören wir nun KANT, über welchen LASKER das halbwahre Urtheil nachspricht, daſs er „*der Geistesverwandte* BACOS VON VERULAM" sei, womit doch gesagt sein soll, daſs Erfahrung, Kenntniſs der empirischen Welt in ihm einen tüchtigen Anwalt finden, und womit eben nur eine und freilich wichtige Seite von KANT's Bedeutung bezeichnet ist. KANT also, der ungewöhnlich reich versehene Inhaber und Beherrscher empirischen Wissens, spricht also:

„*Freunde des Menschengeschlechts, und dessen, was ihm am heiligsten ist! Nehmt an, was Euch nach sorgfältiger und aufrichtiger Prüfung am glaubwürdigsten scheint, es mögen nun Facta, es mögen Vernunftgründe seyn; nur streitet der Vernunft nicht das, was sie zum höchsten Gut auf Erden macht, nämlich das Vorrecht ab, der letzte Probirstein der Wahrheit zu seyn. Widrigenfalls werdet Ihr, dieser Freiheit unwürdig, sie auch sicherlich einbüſsen, und dieses Unglück noch dazu dem übrigen schuldlosen Theile über den Hals ziehen, der sonst wohl gesinnt gewesen wäre, sich seiner Freiheit gesetzmäſsig, und dadurch auch zweckmäſsig zum Weltbesten zu bedienen!*" Zu dem Worte „Wahrheit" gehört folgende Anmerkung:

„*Selbstdenken heiſst, den obersten Probirstein der Wahrheit in sich selbst (d. i. in seiner eigenen Vernunft) suchen: und die*

Maxime, jederzeit selbst zu denken, ist die Aufklärung. Dazu gehört nun eben so viel nicht, als sich diejenigen einbilden, welche die Aufklärung in Kenntnisse setzen; da sie vielmehr ein negativer Grundsatz im Gebrauche seines Erkenntnifsvermögens ist, und öfter der, welcher an Kenntnissen überaus reich ist, im Gebrauche derselben am wenigsten aufgeklärt ist. Sich seiner eigenen Vernunft bedienen, will nichts weiter sagen, als bei allem dem, was man annehmen soll, sich selbst fragen: ob man es wohl thunlich finde, den Grund, warum man etwas annimmt, oder auch die Regel, die aus dem, was man annimmt, folgt, zum allgemeinen Grundsatze seines Vernunftgebrauches zu machen? Diese Probe kann ein Jeder mit sich selbst anstellen; und er wird Aberglauben und Schwärmerei bei dieser Prüfung alsbald verschwinden sehen, wenn er gleich bei weitem die Kenntnisse nicht hat, beide aus objectiven Gründen zu widerlegen. Denn er bedient sich blos der Maxime der Selbsterhaltung der Vernunft. Aufklärung in einzelnen Subjecten durch Erziehung zu gründen, ist also gar leicht; man mufs nur früh anfangen, die jungen Köpfe zu dieser Reflexion zu gewöhnen. Ein Zeitalter aber aufzuklären, ist sehr langwierig; denn es finden sich viel äufsere Hindernisse, welche jene Erziehungsart theils verbieten, theils erschweren.“ (Werke, I, p. 390.) Fast jeder Satz dieser Stelle ist so, als wäre er direct gegen LASKER und seine Gesinnungs-Genossen gerichtet, oder genauer, gegen die Genossen grundsätzlicher Verzichtleistung auf alle bestimmte Gesinnung. Für eine Vermittelung zwischen der Führung von LASKER und der von KANT fehlt jeder Anhalt so ganz, dafs dasselbe Mittel, das der Eine zur Verhütung von einseitigem Vorurtheil und zur Auffindung wahren Heils mit Einseitigkeit empfiehlt, nach den Worten des Anderen alle Aufklärung und alles Weltbeste zu vernichten geeignet ist, wofern man nicht stets Sorge trägt, ein Correctiv in Bereitschaft zu haben, das nur allein im eigenen Selbst zu finden ist. In zweifelhaften Fällen liegt für LASKER die entscheidende Instanz in der Aufsenwelt, für KANT im eigenen Innern.

Unter den begeisterten Worten, mit welchen SCHILLER den mächtigen Eindruck bezeugt, den er von KANTischen Lehren erfahren, sind es namentlich folgende, die den hier besprochenen Inhalt verkünden:

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;

Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,“

— der transscendentale Idealismus KANT's. Und:

„Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draufsen, da sucht es der Thor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.“

— KANT's Auffassung vom Wesen der „eigenen Vernunft.“

Hoffentlich erblicken die „Maulwurfsaugen“ unserer gediegenen Praktiker in dem Hinweis auf diese dem Zeitgeiste nicht ganz gemäfsen Stellen den erfreulichsten Beleg dafür, dafs es eben auch jetzt noch „eine Anzahl altgebildeter“ Leute giebt, die der täglich zunehmenden Erweiterung des allgemeinen Horizontes nicht mehr folgen können, — hoffentlich; denn jede fraternisirende Pantomime, wie z. B. der LASKER'sche Vermittelungs-Wink nach KANT hin, ist jedenfalls von noch vermeidenswertherer Art.

Wäre nun der Begriff des KANTischen Sittengesetzes durch das bisher darüber Gesagte erschöpft, so würde ich zu dem früher bereits abgelegten Bekenntnisse keinen Grund haben, dafs ich mich einen Anhänger des kategorischen Imperativs nicht nennen darf. Denn Alles, was in dem Vorstehenden von dem Lehrbegriffe angeführt ist, bleibt vereinbar mit der Meinung, KANT wolle nur dies: dafs man jedem Entschlusse zu einer Handlung den Appell an das eigene Entscheidungsvermögen vorangehen lasse; diese „*eherne Stimme*“ der Pflicht, bei deren Anhören der Mensch „*zittert*“, „*wenn sich in ihm Neigungen regen, die ihn zum Ungehorsam gegen sie versuchen*“ (Werke, I, p. 637), — die „*furchtbare Stimme*“ des „*inneren Richters*“, von der sich jeder „*bedroht und überhaupt im Respect (mit Furcht verbundener Achtung) gehalten findet*“ (Werke, IX, 293, 294), das Gewissen also müsse dann, wenn man ihm nur achtsames Gehör gebe, immer so entscheiden, dafs man wollen könne, es habe das für den besonderen Fall abgegebene Votum in allen genau übereinstimmenden Fällen und für jeden anderen Menschen, also ganz allgemein, ebenso zu lauten.

Diese Auffassung halte ich für wohlverträglich mit dem angeführten Wortlaute des KANTischen Grundgesetzes: dem Sinne des Ausdrucks „Princip einer allgemeinen Gesetzgebung“ ist in dieser Erklärung völlig genügt. Denn ob es möglich sei, auch nur ein einziges Gesetz wirklich zu formuliren, welches geeignet wäre, die für den speciellen Fall geltende Maxime in ein allgemein giltiges

Princip zu verwandeln, das ist in der obigen Auffassung der KANTischen Worte, welche ich für annehmbar halten würde, nicht gesagt, und zwar absichtlich; denn ich bin von der Unmöglichkeit überzeugt, irgend ein Gesetz wirklich zu formuliren, von welchem ich für keinen denkbaren concreten Fall könnte bewogen werden, eine Ausnahme zuzulassen. Sondern ich meine: was ich als Pflichtgebot in mir vernehme, bleibt unter allen Umständen in letzter Instanz ein subjectives Votum; den Charakter der Objectivität erhält es nur dadurch, daſs, und nur in so weit, als Uebereinstimmung stattfindet: erstens zwischen den einzelnen urtheilenden und ihr Inneres befragenden Subjecten und zweitens zwischen den concreten Fällen, für welche die Entscheidung des Gewissens erheischt wird; diese Fälle können aber von einer so unendlichen Mannigfaltigkeit sein, daſs der Einzelne niemals eine Gewähr dafür hat, daſs er bei der Abstrahirung von dem speciellen Falle keine Bestimmung auslasse, durch deren Modification in einem anderen Falle seine Entscheidung zu alteriren sein würde. Die Formulirung eines Gesetzes verlangt jedoch grade das Abstrahiren von den individuellen Bestimmungen des speciellen Falles; dadurch eben wird die Maxime zum Princip erhoben: sie verhält sich zu diesem wie das Specielle zum Generellen. Aber es ist eben nur die groſse und wechselnde Anzahl von Bestimmungen, welche mich verhindert, jene Umformung der Maximen in Principien für möglich zu halten. Dem Begriffe nach ertheile ich der Maxime den principiellen Charakter dadurch, daſs ich sage: ich kann wollen, daſs sie für jedes Ich zu jeder Zeit unter gleichen Bedingungen dieselbe bleibe.

Die Giltigkeit des kategorischen Imperativs würde also nach meiner Auffassung eine zwiefach individuelle Einschränkung haben; als direct und unzweifelhaft gewiſs erkenne ich die Unbedingtheit seines Votums an: erstens nur für das Ich, das ihn hört, und zwar mit Sicherheit auch nur für die bestimmte Zeit des Hörens, und zweitens nur für den Fall, für welchen die innere Befragung erfolgt. In beiden Beziehungen hat das Soll souveräne und nur ihm zukommende Autorität. Für wie viele andere Menschen aber, oder für wie viele Entscheidungszeiten desselben Menschen und für wie viele andere Fälle das Soll Geltung habe, ist ungewiſs.

Das absolut Allgemeingiltige des kategorischen Imperativs finde ich nur in der Möglichkeit seines In-Kraft-Tretens. Daſs ein normal entwickelter Mensch zu j e d e r erfolgreichen Befragung sei-

nes Inneren über Recht und Unrecht unfähig sein sollte, vermag ich ebenso wenig für möglich zu halten wie etwa, daſs das Gesetz der Causalität für sein Denken und die Formen des Raumes und der Zeit für seine sinnliche Anschauung ohne Giltigkeit wären. Aber aus meiner inneren Erfahrung kann ich es weder bestätigen, daſs jede mögliche ethische Befragung durch ein determinirtes Soll müsse zu beantworten sein, noch, daſs jedes einmal determinirte Soll unabänderliche Giltigkeit habe; ich muſs es für mich direct als eine Wahrheit behaupten und finde mich auf indirecte Weise in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Menschennatur, wenn ich sage: es kann geschehen, daſs grade die oberflächliche Provocation des ethischen Urtheils eine kategorische Antwort zur Folge hat, während genauere Selbstprüfung mit Unentschiedenheit endet, und es kann ferner geschehen, daſs es gerade die jedesmalige Thätigkeit des Gewissens ist, welche es zur inneren Nothwendigkeit macht, die identische Frage, also auch gegenüber den identischen concreten Verhältnissen, zu verschiedenen Zeiten des Lebens in verschiedener Weise, ja selbst conträr zu beantworten.

Aus einer Stelle der Kritik der reinen Vernunft (1. Aufl. p. 812) könnte es den Anschein gewinnen, als wenn in der That diese Deutung des Sittengesetzes im Sinne KANT's wäre. Im Anschluſs an die vorhin citirte Definition von Maximen fährt nämlich KANT fort: *„Die B e u r t h e i l u n g der Sittlichkeit, ihrer Reinigkeit und Folgen nach, geschieht nach I d e e n, die B e f o l g u n g ihrer Gesetze nach M a x i m e n.“* Aber der vorhergehende Satz enthält die Restriction in dem Wort „zugleich“: *„Practische Gesetze, so fern sie zugleich subiective Gründe der Handlungen, d. i. subiective Grundsätze werden, heiſsen M a x i m e n.“* Die praktischen Gesetze können also nur z u g l e i c h auch subjectiv sein; mit einem anderen Theile ihres Wesens gehören sie aber nach KANT nicht der Welt des empirischen Ich an, welches, wie sehr auch psychisch, so doch zu irgend einer Zeit und in einem räumlich erscheinenden Menschen befragt werden muſs; die Quelle der moralischen Gesetze hat also nach KANT transscendentalen Charakter, sie gehört *„einer intelligibelen, d. i. m o r a l i s c h e n Welt“* an. Von dieser heiſst es in der Kritik der reinen Vernunft (1. Aufl. p. 811):

„Da wir uns nun nothwendiger Weise durch die Vernunft, als zu einer solchen Welt gehörig, vorstellen müssen, obgleich die Sinne uns nichts als eine Welt von Erscheinungen darstellen, so werden wir iene als eine Folge unseres Verhaltens in der Sinnenwelt, da

uns diese eine solche Verknüpfung nicht darbietet, als eine vor uns künftige Welt annehmen müssen. Gott also und ein künftiges Leben, sind zwey von der Verbindlichkeit, die uns reine Vernunft auferlegt, nach Principien eben derselben Vernunft nicht zu trennende Voraussetzungen.

„*Die Sittlichkeit an sich selbst macht ein System aus, aber nicht die Glückseligkeit, aufser, so fern sie der Moralität genau angemessen ausgetheilet ist. Dieses aber ist nur möglich in der intelligibelen Welt, unter einem weisen Urheber und Regierer.*“ Zweierlei wird aus dieser Stelle — unter vielen anderen desselben Werkes — ersichtlich. Erstlich, dafs jene Deutung dem KANTischen Sinne nicht gemäfs ist, von welcher ich bekannt habe, es würde mir durch sie der kategorische Imperativ zu einer einleuchtenden Wahrheit werden, und zweitens, dafs die oft erneute Angabe unrichtig ist, KANT habe in der Kritik der praktischen Vernunft für die Begriffe Gott, Freiheit und Unsterblichkeit das Thor wieder aufgethan, nachdem er diesen Begriffen durch die Kritik der reinen Vernunft den Zugang zu seinem Systeme versperrt hatte. Dieser Vorwurf der Inconstanz ist durchaus unbegründet. ROSENKRANZ hat vollkommen Recht mit folgender Bemerkung: „*Dieser Uebergang von der Trostlosigkeit der sich selbst überlassenen theoretischen Vernunft zur Freudigkeit des moralischen Verhaltens kommt in der Kritik der reinen Vernunft selbst schon vor, und hat in der Kritik der praktischen nur seine vollständige Ausführung erhalten.*“ — eine Wahrheit, welche an ihrer Stelle von besonders erfreulicher Wirkung ist, da der Weg zu ihr über folgenden anderen Satz in derselben Vorrede (zum 8ten Theile der Werke KANT's) führt: „*Und allerdings hat die Vernunftkritik zur Kritik der praktischen Vernunft das Verhältnifs, dafs alle Resultate der älteren Metaphysik, welche in der Kritik der reinen Vernunft unter den dialektischen Dolchstöfsen der Antinomieen und Paralogismen verbluten, in der Kritik der praktischen Vernunft wieder zu frischem Leben erweckt werden.*“

Dieselbe Constanz nun wie zwischen der Kritik der reinen Vernunft aus dem Jahre 1781 und der Kritik der praktischen Vernunft von 1788, dieselbe Constanz ist auch in Bezug auf die Deutung des Sittengesetzes in den nach 1788 erschienenen Schriften von KANT wahrzunehmen. Und da der hier in Frage kommende Punkt in einer dieser späteren Schriften noch stärker beleuchtet erscheint als in einem der kritischen Hauptwerke, so knüpfe ich

die Motivirung meiner Opposition an diese spätere Kundgebung KANT's an, nämlich an einen Aufsatz aus dem Jahre 1797: „Ueber ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen.“ (Werke, VII, 1, p. 293.) Der Aufsatz beginnt:

„*In der Schrift: Frankreich, im Jahr 1797 Sechstes Stück, No. 1: Von den politischen Gegenwirkungen, von* BENJAMIN CONSTANT, *ist Folgendes S. 123 enthalten.*

„„*Der sittliche Grundsatz: es sey eine Pflicht, die Wahrheit zu sagen, würde, wenn man ihn unbedingt und vereinzelt nähme, jede Gesellschaft zur Unmöglichkeit machen. Den Beweis davon haben wir in den sehr unmittelbaren Folgerungen, die ein Deutscher Philosoph aus diesem Grundsatze gezogen hat, der so weit geht zu behaupten: dafs die Lüge gegen einen Mörder, der uns fragte: ob unser von ihm verfolgter Freund sich nicht in unser Haus geflüchtet, ein Verbrechen seyn würde.*““

Hiezu citirt KANT folgende Anmerkung:

„„J. D. MICHAELIS *in Göttingen hat diese seltsame Meinung noch früher vorgetragen als* KANT. *Dafs* KANT *der Philosoph sey, von dem diese Stelle redet, hat mir der Verfasser dieser Schrift selbst gesagt.*“

K. FR. CRAMER.““

Und zu dieser citirten Anmerkung schreibt KANT:

„*Dafs dieses wirklich an irgend einer Stelle, deren ich mich aber jetzt nicht mehr besinnen kann, von mir gesagt worden, gestehe ich hierdurch.*

J. KANT.“

Hier haben wir denn nun ein sehr instructives Beispiel von der Deutung, welche KANT seinem kategorischen Imperativ giebt. Das Wesentliche seiner Argumentation in diesem Falle ist in folgenden Sätzen enthalten:

(p. 296) „*Wahrhaftigkeit in Aussagen, die man nicht umgehen kann, ist formale Pflicht des Menschen gegen Jeden, es mag ihm oder einem Andern daraus auch noch so grofser Nachtheil erwachsen; und, ob ich zwar dem, welcher mich ungerechterweise zur Aussage nöthigt, nicht Unrecht thue, wenn ich sie verfälsche, so thue ich doch durch eine solche Verfälschung, die darum auch (obzwar nicht im Sinne des Juristen) Lüge genannt werden kann, im wesentlichsten Stücke der Pflicht überhaupt Unrecht: d. i. ich mache, so viel an mir ist, dafs Aussagen (Declarationen) überhaupt keinen Glauben finden, mithin auch alle Rechte, die auf Verträge gegründet*

werden, wegfallen und ihre Kraft einbüfsen; welches ein Unrecht ist, das der Menschheit überhaupt zugefügt wird.

„Die Lüge also, blos als vorsätzlich unwahre Declaration gegen einen andern Menschen definirt, bedarf nicht des Zusatzes, dafs sie einem Anderen schaden müsse, wie die Juristen es zu ihrer Definition verlangen (mendacium est falsiloquium in praejudicium alterius). Denn sie schadet jederzeit einem Anderen, wenn gleich nicht einem anderen Menschen, doch der Menschheit überhaupt, indem sie die Rechtsquelle unbrauchbar macht.“

(p. 301): *„Der, welcher die Anfrage, die ein Anderer an ihn ergehen läfst: ob er in seiner Aussage, die er jetzt thun soll, wahrhaft seyn wolle oder nicht? nicht schon mit Unwillen über den gegen ihn hiermit geäufserten Verdacht, er möge auch wohl ein Lügner seyn, aufnimmt, sondern sich die Erlaubnifs ausbittet, sich erst auf mögliche Ausnahmen zu besinnen, ist schon ein Lügner (in potentia), weil er zeigt, dafs er die Wahrhaftigkeit nicht für Pflicht an sich selbst anerkenne, sondern sich Ausnahmen vorbehält, von einer Regel, die ihrem Wesen nach keiner Ausnahme fähig ist, weil sie sich in dieser geradezu selbst widerspricht“*

Kant also ist mit jener Auffassung des kategorischen Imperativs, welche für mich seine Annehmbarkeit ermöglichen würde, ganz und gar nicht einverstanden. Er begnügt sich nicht, jeden concreten Fall mit allen seinen individuellen Bestimmungen als ein Ganzes zu behandeln und in Bezug auf dieses specielle Ganze so zu entscheiden, dafs er zufrieden wäre, jeden Anderen dieselbe Entscheidung für den einzelnen Fall treffen zu sehen, sondern er führt an dem Specialfalle das Abstrahiren von all den Bestimmungen aus, welche sich zur Formulirung durch ein Gesetz nicht eignen, und verlangt, dafs das Handeln dem wirklich formulirten Gesetze untergeordnet werde. In Uebereinstimmung damit ist auch folgende Anmerkung aus der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ (Werke, VIII, p. 58):

„Man denke ja nicht, dafs hier das triviale: quod tibi non vis fieri etc. zur Richtschnur oder Princip dienen könne. Denn es ist, obzwar mit verschiedenen Einschränkungen, nur aus jenem abgeleitet; es kann kein allgemeines Gesetz seyn, denn es enthält nicht den Grund der Pflichten gegen sich selbst, nicht der Liebespflichten gegen Andere (denn Mancher würde es gerne eingehen, dafs Andere ihm nicht wohlthun sollen, wenn er es nur überhoben seyn dürfte, ihnen Wohlthat zu erzeigen), endlich nicht der schuldigen Pflichten gegen ein-

ander; denn der Verbrecher würde aus diesem Grunde gegen seine strafenden Richter argumentiren u. s. w.“

Und wie hier so ist es überall das Bestreben Kant's, den kategorischen Imperativ aller subjectiven Beschaffenheit zu entkleiden: er ist ihm ein absolutes Ansich, eine Stimme aus höheren Regionen.

Wer möchte den hohen Geistesflug verkennen, der sich auch hierin offenbart! Aber wird es aufser den dogmatisch zurechtgedrillten Kantianern auch Viele geben, die nicht mit Entsetzen vor jenen äufsersten Folgerungen zurückschrecken, welche eben den Prüfstein für die Sanctionirung des Kantischen Sittengesetzes bilden? Ich behaupte: nein. Und hier erscheint es mir nothwendig, dafs von folgender Erklärung Kant's ihm selbst gegenüber Gebrauch gemacht werde. Sie lautet (Werke, I, 441):

„Wenn es Jemandem einfiele, den Cicero *zu tadeln, dafs er nicht gut Latein geschrieben habe: so würde irgend ein* Scioppius *(ein bekannter grammatischer Eiferer) ihn ziemlich unsanft, aber doch mit Recht, in seine Schranken weisen: denn, was gut Latein sey, können wir nur aus dem* Cicero *(und seinen Zeitgenossen) lernen. Wenn Jemand aber einen Fehler in* Plato's *oder* Leibnitz's *Philosophie anzutreffen glaubte, so wäre der Eifer darüber, dafs sogar an* Leibnitz *etwas zu tadeln seyn sollte, lächerlich. Denn was philosophisch-richtig sey, kann und mufs keiner aus* Leibnitz *lernen, sondern der Probierstein, der dem einen so nahe liegt, wie dem andern, ist die gemeinschaftliche Menschenvernunft, und es giebt keinen classischen Autor der Philosophie.“*

Indem ich mich aber hier auf einen von Kant selbst, und zwar noch im Jahre 1790 anerkannten Rechtstitel berufe, habe ich nicht die Absicht, mich für alle Fälle ohne Unterschied unter den Schutz des sogenannten „gemeinen“ oder „gesunden Menschenverstandes“ zu begeben, dessen Pseudo-Autorität Kant oftmals und mit wohlangebrachter Unbarmherzigkeit entlarvt hat. Aus einer Vergleichung der hergehörigen Stellen ergiebt sich, dafs Kant den „gemeinen Menschenverstand“ oder, wie er ihn auch nennt, die „allgemeine Menschenvernunft“ (z. B. III, 30) dann für einen incompetenten Richter erklärt, wenn theoretische Verstandesurtheile abzugeben sind. Wo es sich um Entwickelung und Feststellung von theoretisch-philosophischen Begriffen handelt, also in allen rein speculativen Fragen verwirft er gänzlich die Berufung auf Aussprüche des „gesunden Verstandes“; denn (III, 9): *„Meifsel und*

Schlägel können ganz wohl dazu dienen, ein Stück Zimmerholz zu bearbeiten, aber zum Kupferstechen muſs man die Radiernadel brauchen. So sind gesunder Verstand sowohl, als speculativer, beide, aber jeder in seiner Art brauchbar: jener, wenn es auf Urtheile ankommt, die in der Erfahrung ihre unmittelbare Anwendung finden, dieser aber, wo im Allgemeinen, aus bloſsen Begriffen geurtheilt werden soll, z. B. in der Metaphysik, wo der sich selbst, aber oft per antiphrasin, so nennende gesunde Verstand ganz und gar kein Urtheil hat."

In derselben Schrift (Prolegomena) finden sich noch an folgenden Stellen Bemerkungen von gleichem Inhalte: pp. 30, 77, 124, 147, 148, und ebenso in der Kritik der reinen Vernunft p. 783 (1. Aufl.). Daſs aber Kant in allen Angelegenheiten praktischer Moral auch dem „gemeinsten Verstande" sehr wohl sein Recht zu Theil werden läſst, lehrt sowohl eine Bemerkung in der zuletzt angeführten Stelle der Prolegomena als auch folgender Passus aus der Kritik der reinen Vernunft (p. 831, 1. Aufl.):

„*Aber verlangt ihr denn: daſs ein Erkenntniſs, welches alle Menschen angeht, den gemeinen Verstand übersteigen und euch nur von Philosophen entdeckt werden solle? Eben das, was ihr tadelt, ist die beste Bestätigung von der Richtigkeit der bisherigen Behauptungen, da es das, was man anfangs nicht vorher sehen konnte, entdekt, nemlich, daſs die Natur, in dem, was Menschen ohne Unterschied angelegen ist, keiner partheyischen Austheilung ihrer Gaben zu beschuldigen sey und die höchste Philosophie in Ansehung der wesentlichen Zwecke der menschlichen Natur, es nicht weiter bringen könne, als die Leitung, welche sie auch dem gemeinsten Verstande hat angedeihen lassen.*"

Und ebenso deutlich ist folgende Stelle aus der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" (VIII, 24, 25):

„*So sind wir denn in der moralischen Erkenntniſs der gemeinen Menschenvernunft bis zu ihrem Princip gelangt, welches sie sich zwar freilich nicht so in einer allgemeinen Form abgesondert denkt, aber doch jederzeit wirklich vor Augen hat und zum Richtmaaſse ihrer Beurtheilung braucht. Es wäre hier leicht zu zeigen, wie sie, mit diesem Compasse in der Hand, in allen vorkommenden Fällen sehr gut Bescheid wisse, zu unterscheiden, was gut, was böse, pflichtmäſsig, oder pflichtwidrig sey, wenn man, ohne sie im Mindesten etwas Neues zu lehren, sie nur, wie* Sokrates *that, auf ihr eigenes Princip aufmerksam macht, und daſs es also keiner Wissenschaft*

und Philosophie bedürfe, um zu wissen, was man zu thun habe, um ehrlich und gut, ja sogar um weise und tugendhaft zu seyn. Das lieſse sich auch wohl schon zum Voraus vermuthen, daſs die Kenntniſs dessen, was zu thun, mithin auch zu wissen jedem Menschen obliegt, auch jedes, selbst des gemeinsten Menschen Sache seyn werde." (Vgl. auch die Vorrede zur ersten Auflage der „Religion innerh. d. Grenzen d. bl. Vernunft", X, 3.)

Demnach ist es durchaus in Uebereinstimmung mit Kant, wenn wir die Deutung des kategorischen Imperativs, welche er als die überall zutreffende behauptet, an mehr als grade einem Beispiele der Empirie auf ihre Zulässigkeit prüfen. Denn hiefür erscheint der bereits angeführte Fall von dem Auskunft verlangenden Mörder nicht ganz geeignet; von Fichte ist nämlich ein Ausweg aus dem Conflict zwischen Wahrheits- und Freundesliebe angegeben: Jeder, dem es die Sorge für die Erhaltung des Freundes zur Unmöglichkeit macht, dem Mörder die Wahrheit zu sagen, kann diesem jede Angabe einfach verweigern. Ich wähle deshalb zwei Beispiele, in welchen eine derartige Schlauheit in maiorem non mentiendi gloriam nicht anwendbar ist.

1) Zur Zeit einer Pockenepidemie erkrankt eine Frau gleichzeitig mit ihrem einzigen Kinde an dem herrschenden Uebel. Der Arzt veranlaſst, daſs die Kranken nicht in demselben Zimmer bleiben, und er verspricht der Mutter, ihr stets wahrheitsgetreue Nachricht von dem Kinde zu geben. Es ist ihm bekannt, daſs das Leben dieses Kindes einen höheren Werth für die Mutter hat als irgend Etwas, das sonst in der Welt für sie existirt, und er weiſs ferner, daſs sie, unzugänglich allem Glauben an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, und dabei von leidenschaftlichem Temperament, der trostlosesten Verzweiflung anheimfallen würde, wenn sie sich jemals des für sie höchsten Gutes beraubt wüſste. Die Krankheit nimmt nun bei der Mutter einen so ungünstigen Verlauf, daſs der Arzt jede Hoffnung aufgiebt; das Bewuſstsein der Kranken aber bleibt bis auf wenige Minuten vor ihrem Ende erhalten, und in ihrer letzten Stunde richtet sie an den Arzt die Frage, ob für das Kind noch Lebenshoffnung vorhanden sei, ohne jedoch über die Rettungslosigkeit ihres eigenen Zustandes das Richtige zu vermuthen. Der Arzt war kurz vorher Zeuge von dem Tode des Kindes. Schweigt er nun auf die Frage der Sterbenden, oder erwiedert er irgend etwas Anderes als eine vollbewuſste und ohne alle reservatio mentalis gelassene Lüge, so ist das für den Scharf-

sinn der Zärtlichkeit ganz gleichbedeutend mit der zweifellosen, crassen Wahrheit.

Ich frage nun, ob es einen natürlich entwickelten Menschen giebt, der in dieser Lage das Ansinnen an den Arzt stellt, dafs er nicht lügen solle? Oder ob wir nicht vielmehr jeden Menschen, der diesem Ansinnen entsprechen würde, für mangelhaft entwickelt halten müssen, und ob wir nicht für einen correcten KANTianer, der auch in diesem Falle die Tugend allein durch formale Wahrheit zu realisiren findet, folgende Alternative anerkennen: entweder er spricht ohne ernsten Appell an sein Inneres, und dann belügt er sich selbst, indem er zu Gunsten des von ihm vertheidigten Systems Etwas gut heifst, was er nicht gut heifsen könnte, wenn er nur seinem ganzen inneren Menschen Gehör geben würde, welcher nämlich nicht nur erlernte Principien und Urtheile, sondern auch eine Stimme der Mitempfindung in Bereitschaft hat, deren Recht, gehört zu werden, er aufrichtiger Weise nicht bestreiten kann; oder aber: er findet in der That entweder kein, oder doch ein nicht unüberwindliches Hindernifs in sich vor, um auch von jenem Arzte das Verhalten nach KANT's Vorschrift als eine gebieterische Pflicht zu verlangen, — nun, dann werden wir ihm nicht die Eigenschaft, consequent zu sein, als das Requisit eines Gilde-Philosophen streitig machen, wohl aber ein gewisses Mafs von Mitgefühl, ohne welches der Mensch die Beschaffenheit einer innerlich defecten, monströsen Creatur hat, von der die blofse Vorstellung hinreicht, um in einem durch kein System unterjochten und verhärteten Menschen den kräftigsten Abscheu zu erregen.

Aber nicht nur die gewöhnliche Nothlüge kann den Charakter einer Herzens-Pflicht annehmen, — ich behaupte, dafs selbst der Meineid von dieser Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist. Durch das zweite fingirte Beispiel hoffe ich selbst diese ketzerische Behauptung zu rechtfertigen.

2) Die Mitglieder einer Europäischen Expedition zur Erforschung eines entlegenen Landstriches waren von den Eingeborenen des letzten freundlich aufgenommen worden und hatten sich dem Fürsten gegenüber feierlich verpflichtet, während der Zeit ihres Aufenthaltes die gesetzlichen Bestimmungen des Landes in allen Stücken zu respectiren. Da begegnet es einem der Europäer, dafs er unabsichtlich einen öffentlich aufgestellten Fetisch beschädigt. Nach den bestehenden Gesetzen kann die Verletzung der Gottheit nur durch den Tod des Schuldigen gesühnt werden, ganz ohne Rücksicht

darauf, ob die That mit oder ohne Absicht vollbracht worden. Der Verdacht ist bereits auf die richtige Person gelenkt, und der Thäter wird von dem Richter gefragt, ob er sich schuldig bekenne. Er verweigert die Antwort; denn er hat erfahren, dafs nur ausdrückliches Geständnifs oder Zeugenaussage die Verurtheilung herbeiführen können. Der Richter schreitet nun zum Verhör eines Mannes, von welchem es festgestellt ist, dafs nur er allein zur Zeit der That in der Umgebung des angeklagten Freundes gewesen sei, so dafs nur er als Zeuge kann vernommen werden. Der bestehenden Institution gemäfs theilt der Richter dem nun zu Verhörenden das bezügliche Gesetz mit. Dies bestimmt: wird in einem Falle wie dem vorliegenden die Aussage auch von dem Zeugen verweigert, so ist der Angeklagte als schuldig zu erachten und zum Verbrennungstode zu verurtheilen. Die Verurtheilung kann also nur dadurch verhindert werden, dafs der Zeuge in der feierlichsten Form, die für ihn existirt — denn so will es das Gesetz — die Versicherung ausspricht: er wisse, dafs die That durch den Angeklagten ebenso wenig wie durch ihn selbst sei verübt worden. Durch Nichts sonst als durch diesen Meineid ist die Freisprechung des Angeklagten zu bewirken.

Wenn ich mich nun so lebhaft, als es mir irgend möglich ist, in die Lage des Zeugen zu versetzen suche, so mufs ich Folgendes als die Aussage meines Gewissens constatiren, und zwar in der festen Ueberzeugung, dafs ich für diesen Fall, wenn auch vielleicht nicht alle, so doch jedenfalls sehr viele von solchen Menschen zu Gleichgesinnten habe, an deren Charakter-Integrität ein Zweifel ebenso wenig statthaft erscheint wie ein Zweifel an der Aufrichtigkeit und dem besten Willen KANT's. Mein Gewissen also spricht: dafs ich den Freund nur durch einen Meineid vor dem Verbrennungstode soll bewahren können, ist jedenfalls ein sehr schweres Verhängnifs. Ich weifs bestimmt: ich werde nicht ohne sehr peinliche Empfindung an den Moment zurückdenken können, in welchem ich das in mich gesetzte Vertrauen ehrlicher Menschen absichtlich getäuscht habe. Wenn ich mich aber vor dieser peinlichen Erinnerung würde bewahren wollen, so weifs ich ebenso bestimmt, dafs ich es in diesem Falle nur dadurch vermöchte, dafs ich einer noch viel peinlicheren, ja einer vollends unerträglichen Erinnerung anheimfiele. Ich müfste einen Menschen, der nach meinem besten Wissen keinerlei übelwollende Absicht gehabt hat, einem Gesetze zum Opfer werden lassen, von dem ich vollkommen überzeugt bin,

dafs es sowohl seinen Ursprung als seine fortdauernde Giltigkeit nur einem höchst vernunftwidrigen Wahne verdankt. Eine solche Opferung nicht zu verhindern, sehe ich als das entschieden gröfsere von den beiden Uebeln an, welche mir zur Wahl gestellt sind. Folglich mufs ich mich wegen dieser Schätzung, welche ich nicht anders vollziehen kann, für das geringere Uebel, nämlich für die Begehung des Meineides entscheiden. — Versichert nun ein KANTianer, dafs er sich ganz zweifellos anders verhalten würde, so bleibt mir nur übrig zu constatiren, dafs unausgleichbare Empfindungsverschiedenheiten zwischen uns bestehen, und dafs mir seine Gemüthsart starkes Mifsfallen erregt. Ueber logische Waffen zu seiner etwaigen Bekämpfung verfüge ich freilich nicht, aber ich bestreite auch ihm jede Möglichkeit, seine Moral als die vollkommenere zu motiviren. Wir müssen eben beide vor der Thatsache Halt machen, dafs in diesem Falle, in welchem zwei Uebel gegeneinander abzuwägen sind, unsere individuellen Gefühle auf ungleiche, ja auf entgegengesetzte Weise reagiren. Es ist das Gefühl vom Rechten, vom Gerechten, vom sittlich Schönen, vom Guten, oder wie man es sonst nennen möge, — dies Gefühl ist es, was untrennbar bleibt von dem Gewissen, ein integrirender, constituirender Bestandtheil des Gewissens, und der sich eben als Gefühl allem Denken, aller Logik, aller Deduction aus Begriffen als vollkommen unzugänglich erweist. Das von KANT dem „gesunden Verstande" vindicirte Recht, Urtheile zu fällen, „die in der Erfahrung unmittelbare Anwendung finden," dies Recht gebührt in der ethischen Sphäre eben nicht dem „gesunden Verstande" ausschliefslich, sondern vielmehr ihm nur im Vereine mit dem gesunden Gefühl, und die Entscheidung über das, was gesund zu nennen sei, ist in um so höherem Grade eine exclusive Angelegenheit des Individuums, als dieses ein selbständiges inneres Leben in sich entwickelt hat. Die Beeinträchtigung dieser Urtheilsquelle manifestirt sich in erregbaren Naturen durch die Empörung, welche wir unabwehrbar hervortreten sehen, wenn irgend ein aus der Abstraction deducirtes Gebot sich anmafst, einschränkende Vergewaltigung zu üben an dem vollen Umfange des ganz genuinen, aber freilich nicht formulirbaren Menschenrechts.

„Erfüll' davon dein Herz, so grofs es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!

Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth." (*Faust.*)

In den vorigen Beispielen erscheint nun das Unterlassen einer Lüge häfslich; aber daraus würde noch nicht folgen, dafs die Begehung einer Lüge auch fähig sein könne, grofse Seelenschönheit zu bekunden. Zur Ergänzung erinnere ich deshalb an die Lüge, mit welcher Desdemona stirbt, und frage, was man in höherem Grade der Nacheiferung werth hält: die Wahrheit jener vorschriftsmäfsig zu denkenden KANTianer am Sterbebette und vor Fetisch-Anbetern, oder die Lüge, mit der Desdemona die Welt der Erscheinungen verläfst, sie, die einfältig fromme Seele, für die es sicherlich über allem Zweifel ist, dafs sie nun vor einen ganz gerechten Richter treten wird, und zwar ohne die vorherige Lossprechung durch einen Mann Gottes. Entscheidet sich nun ein KANT-Nach-denker für die Moralität der fingirten Wahrheitshelden sans peur et sans reproche, so bekenne ich mich ihm gegenüber zu der Ansicht: er habe sich gleich KANT aus übermenschlicher Erhabenheit zu unmenschlicher Häfslichkeit verirrt. Gegen diese forcirte Sublimität, welche die Brutalisirung des natürlichen Gefühls zur Consequenz hat, halte ich denselben Abscheu für menschengemäfs, welchen ich gegen NAPOLÉON I. empfinde, über den mir kein Urtheil treffender erscheint als das von ECKERMANN mitgetheilte GŒTHE'sche: „NAPOLÉON *gibt uns ein Beispiel, wie gefährlich es sei, sich ins Absolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern.*" (ECKERMANN: Gespräche mit GŒTHE, 3. Aufl. 1868, 2. Theil, p. 124.) NAPOLÉON giebt das Beispiel, und KANT verlangt, dafs man es gebe, wenn auch für eine sehr anders geartete Idee. Absolutisten aber sind Beide, und wie GŒTHE sein unverkümmertes Menschenthum gegen den praktischen Imperator NAPOLÉON bewahrte, trotz alles Anstaunenswerthen an ihm, wogegen er wahrlich nicht unempfindlich blieb, so hören wir auch aus SCHILLER, dem hingebungsvollen Verehrer, ja dem Herold KANTischer Lehren, die Stimme der Auflehnung gegen das verzerrte und sodann erstarrte Menschenthum des Imperators in der praktischen Philosophie. Denn nachdem er von den KANTianern gesprochen hat, welche es vielleicht nicht *„für erlaubt und möglich hielten"*, der Natur so treu zu bleiben, wie er, SCHILLER, sich das Zeugnifs geben dürfe, der Natur in seinen Speculationen geblieben zu sein, — wenige

Zeilen nach dieser Stelle darf man doch wohl annehmen, dafs er an KANT denke, wenn er fortfährt: *„So viel ist indefs gewifs, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn.“* (Briefwechsel zwischen SCHILLER und GOETHE, 3. Ausgabe. Stuttgart, 1870, Cotta. Bd. 1, p. 42.) Und so heifst es abermals bei GOETHE direct von KANT (Rede zum Andenken WIELAND's. Werke, 1840, in 40 Bdn. Bd. 27, p. 443):

„Wenn früher KANT *in kleinen Schriften nur von seinen gröfsern Ansichten präludirte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äufsern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mufsten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend so wie philosophirend ergangen hatten, sie mufsten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.“*

Ich unterschreibe von Herzen diese Aeufserungen; denn dafs sie auf etwas Anderes zu beziehen seien als auf die Betheiligung des Philosophen an ästhetischen und ethischen Problemen, das kann ich nicht annehmen. Um aber doch gewissen Ethikern, denen GOETHE ein Dorn im Auge ist, die willkommene Gelegenheit zu hämischer Krittelei nicht ganz ungeschmälert zu überlassen, so mögen dem leicht zu beeinflussenden Urtheile sowohl über GOETHE's innere Stellung zu KANT als auch über seine Auffassung von der Grundlage der Ethik die folgenden Mittheilungen vergegenwärtigt bleiben. In „GOETHES Unterhaltungen mit dem Kanzler FRIEDRICH v. MÜLLER“ (herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart, 1870, Cotta) lesen wir p. 23:

„Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den todtesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, sagte er, ist die schönste Bürgschaft unsres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermefsnen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, dafs er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnifs des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele; es ist gleichsam der Hebel unsres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit.

„Die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unsern persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches; sie war gegen Ende des letzten Jahrhunderts schlaff und knechtisch geworden, als man sie dem schwankenden Calcul einer blofsen Glückseligkeits-Theorie unterwerfen wollte: KANT *fafste sie zuerst in ihrer übersinnlichen Bedeutung auf, und wie überstreng er sie auch in seinem kategorischen Imperativ ausprägen wollte, so hat er doch das unsterbliche Verdienst, uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben. Der Karakter der Rohheit ist es, nur nach eignen Gesetzen leben, in fremde Kreise willkürlich übergreifen zu wollen. Darum wird der Staatsverein geschlossen, solcher Rohheit und Willkür abzuhelfen, und alles Recht und alle positiven Gesetze sind wiederum nur ein ewiger Versuch, die Selbsthülfe der Individuen gegen einander abzuwehren.“*

Ebenda, p. 27:

„Alle Gesetze und Sittenregeln lassen sich auf eine zurückführen, auf die Wahrheit.“

Ebenda, p. 39:

„Wären die Menschen en masse nicht so erbärmlich, so hätten die Philosophen nicht nöthig, im Gegensatz so absurd zu sein!“

Endlich eine Aeufserung, welche mit einem Scherz schliefst, der auch das Absolute in KANT trefflich colorirt (p. 113):

„„Freiheit, sagte GOETHE *unter andern, ist nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu thun.*

„Das Absolute steht noch über dem Vernünftigen. Darum handeln Souveräns oft unvernünftig, um sich in der absoluten Freiheit zu erhalten.““

Auch der königliche KANT hat sich mit seinem Absoluten über das menschlich Vernünftige erhoben, und darum wird es der nicht absolutistische GOETHE als der wählenswürdigere Führer über uns gewinnen. In diesem Sinne habe ich eben vorhin bekannt, dafs ich die Opposition GOETHE's gegen KANT unterschreibe.

Aber weil ich nun andrerseits mit jedem KANTianer bereitwillig anerkenne, dafs von wirklichen Principien, d. h. von ausnahmelos zu realisirenden Grundsätzen einer objectiven Moral kein anderes logisch zu construiren ist als das KANTische Gesetz, so leugne ich folglich jede Möglichkeit einer systematisch zu machenden Moral und behaupte die Nothwendigkeit, alle ethischen Fragen auf stets nur subjective Weise zu entscheiden. Diese Entscheidung wird in um so höherem Grade eine menschenwürdige

sein, je gewissenhafter und eifriger sie für jeden besonderen Fall durch einen jedes Mal erneuten Aufruf des eignen Gewissens herbeigeführt wird. Insofern nun an dem so provocirten Wahrspruche zeitlich erscheinende Vorgänge betheiligt sind, müssen wir die Möglichkeit jedes liberum arbitrium indifferentiae ausschliefsen; denn alles zeitlich Wahrnehmbare bleibt dem Causalitätsgesetze unbedingt unterworfen: „*Wir müssen wollen.*“ (Chamisso: Faust.)

Der als inneres Phänomen auftretende Wille von zeitlichem Dasein ist auch nach Kant unfrei, er ist abhängig von der Beschaffenheit seiner Erreger, und er folgt mit Nothwendigkeit auf die Vorstellungen und Antriebe, welche der Natur des Individuums gemäfs sind. Daher bleibt es für die Ethik richtig, was Goethe Tasso und der Prinzessin in den Mund legt:

„*Erlaubt ist was gefällt*“ und: „*Erlaubt ist was sich ziemt*“ — es ist ein Subjectives, ein aufsen und innen Bedingtes, wodurch überall die Entscheidung gegeben wird über das Zulässige, das sittlich Schöne, das Pflichtgemäfse. Aber mit Allem, was überhaupt Erscheinung für uns ist, sind wir genöthigt, den Begriff von einem Dinge zu verbinden, welches der Erscheinung zu Grunde liegt, — das transscendentale Object, das Ding an sich, welches weder an Raum und Zeit noch an Causalität als an Bedingungen für die Möglichkeit seines Daseins gebunden ist. Und da wir uns nun selbst als zeitlich empfindende, zeitlich wollende Wesen erscheinen, so müssen wir auch für unser Ich ein solches ihm inhärirende Ding an sich annehmen, für welches die empirische Unfreiheit als ein Ausdruck des Causalitätsgesetzes keine Geltung, ja keinen Sinn mehr hat. Die transscendentale Freiheit dieses unseres intelligiblen Charakters ist auf gleiche Weise ein Correlat des empirisch unfreien Willens wie die transscendentale Idealität des Raumes und der Zeit das Correlat ist von ihrer empirischen Realität. Und ebenso wie wir von dem Ding an sich der Körperwelt zu keiner Aussage berechtigt sind als zu der, dafs wir sein Dasein denken müssen, und dafs wir von diesem Dasein schlechterdings kein positives Erkennungsmerkmal anzugeben befähigt sind, so wird uns auch gegenüber unserm intelligiblen Charakter die gleiche Resignation auferlegt. Unter transscendentaler Freiheit dürfen wir folglich nicht etwa die Realisirung jenes Scheins verstehen, den wir in der Empirie nicht vermeiden können, wenn wir glauben, willkürliche Wahl der Entschliefsungen zu haben, sondern unter transscendentaler Freiheit

haben wir als Consequenz der Kantischen Grundlagen der Erkenntnifstheorie nur an einen ethischen Zustand zu denken, für welchen die Causalität als eine Bedingung der Existenz nicht zutreffend ist. Fassen wir unseren intelligiblen Charakter als unser wahres, von allen einschränkenden Bedingungen befreites Selbst auf, im Gegensatze zu dem ringsum in Abhängigkeit erhaltenen empirischen Ich, so können wir demnach die gröfstmögliche Annäherung an dieses wahre Selbst nur dadurch zu bewirken streben, dafs wir bei der Prüfung dessen, was uns wählenswerth, oder erlaubt, oder geboten erscheint, so gewissenhaft und treu als möglich Alles auszuschliefsen suchen, was dem blos äufserlichen, empirischen, wandelbaren Theile unseres Wesens angehört, und hiezu ist allerdings das universale Mittel in der Frage enthalten: kannst Du wollen, dafs in der Lage, in der Du Dich jetzt findest, jeder andere Mensch ebenso entscheiden möge, wie Du geneigt bist? Von der inneren Stimme, welche wir so befragen, verlangen wir zu hören, was ihr als das Allgemeinste, als das Constanteste gilt: denn die gewissenhafte Berücksichtigung jedes für uns denkbaren Menschen, mit dessen Entscheidung wir zufrieden sein sollen, läfst erwarten, das Urtheil werde alle störenden Einflüsse der Empirie zu gegenseitiger Ausgleichung untereinander bringen. Damit ist nun aber keineswegs gesagt, dafs die achtsam gehörte Stimme des Inneren immer nur in verstandesmäfsigen Abstractionen zu uns sprechen müsse, immer nur in solchen Maximen, welche zugleich als Principien formulirbar wären, sondern die entscheidende Stimme ist nicht minder das Organ des Gefühls als das der Einsicht, und wir finden sie, um für das Mandat des Herzens zu wirken, mit einer Vollmacht versehen, welche nicht weniger Autorität hat als die Beglaubigung aus anderen Bezirken der Psyche. Seltsamer Weise ist auch diese Ansicht mit Worten Kant's zu belegen, — aber freilich nicht des bereits canonisirten System-Erbauers, sondern des Kant vom Jahre 1763, welcher noch so sprechen konnte:

„*Man hat es nämlich in unsern Tagen allererst einzusehen angefangen: dafs das Vermögen, das Wahre vorzustellen, die Erkenntnifs, dasjenige aber, das Gute zu empfinden, das Gefühl sey, und dafs beide ja nicht mit einander müssen verwechselt werden. Gleichwie es nun unzergliederliche Begriffe des Wahren, d. i. desjenigen, was in den Gegenständen der Erkenntnifs für sich betrachtet, angetroffen wird, giebt, also giebt es auch ein unauflösliches Gefühl*

des Guten (dieses wird niemals in einem Dinge schlechthin, sondern immer beziehungsweise auf ein empfindendes Wesen, angetroffen). Es ist ein Geschäft des Verstandes, den zusammengesetzten und verworrenen Begriff des Guten aufzulösen und deutlich zu machen, indem er zeigt, wie er aus einfachen Empfindungen des Guten entspringe. Allein, ist dieses einmal einfach, so ist das Urtheil: dieses ist gut, völlig unerweislich, und eine unmittelbare Wirkung von dem Bewufstseyn des Gefühls der Lust mit der Vorstellung des Gegenstandes.“ (Werke, I, 109.) Der Schlufs dieser Stelle ist wie ein unmittelbarer Anklang an Spinoza: „*Ex eo solo, quod rem aliquam affectu Laetitiae, vel Tristitiae, cujus ipsa non est causa efficiens, contemplati sumus, eandem amare vel odio habere possumus.*“ (Ethic. Pars III, propos. 15, Coroll.) „*Hinc intelligimus, qui fieri potest, ut quaedam amemus, vel odio habeamus, absque ulla causa nobis cognita; sed tantum ex Sympathia (ut ajunt) et Antipathia.*“ (Ibid. Schol.) „*Per bonum hic intelligo omne genus Laetitiae, et quicquid porro ad eandem conducit, et praecipue id, quod desiderio, qualecunque illud sit, satisfacit.*“ (Ibid. Propos. 39, Schol.)*)

Als noch diese Reminiscenzen in Kant lebendig waren, mochte er wohl jener undressirten inneren Verfassung näher sein, welche Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren zu rühmen weifs: „*Wie sehr wünschte ich, dafs ich mich auch damals ganz ohne System befunden hätte; aber wer kommt früh zu dem Glücke, sich seines eignen Selbsts, ohne fremde Formen, in reinem Zusammenhang bewufst zu seyn?*“ In der That, wenn man nicht ohne herbes Befremden gewahr wird, welch ein starres Prokrustes-Bett Kant aus seinem ethischen Grundgesetze construirt hat, und wie er in seinem System und somit, theoretisch wenigstens, auch in sich selbst die Forderungen des natürlichen Menschengefühls verachtet und mifshandelt hat, dann kann man nicht genug die Dichter-Weisheit als die allein menschenheilsame beherzigen:

*) Blos deshalb, weil wir Etwas mit dem Gefühl von Lust oder Unlust betrachtet haben, wovon die wirkende Ursache nicht in dem Ding selbst liegt, können wir es lieben oder hassen. — Daraus ersehen wir, wie es geschehen kann, dafs wir Etwas lieben oder hassen, ohne dafs wir irgend eine Ursache dafür erkennen, blos aus Sympathie (wie man sagt) und Antipathie. — Unter gut verstehe ich hier jede Art von Lust und ferner, was dazu führt, und besonders das, wodurch ein Verlangen, von welcher Art es auch sei, befriedigt wird.

„*This above all. — to thine own self be true*“:
„*Diefs über alles: sei dir selber treu*“ (Schlegel);

denn aus dieser Lehre folgt nicht als ein Princip, was Shakespeare dem seelenlosen Polonius in den Mund legt:

„*Thou canst not then be false to any man*“:
„*Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen*“ (Schlegel), —

eine Folgerung, durch welche der Philister in einer ganz kategorisch-imperativen Verbrämung vor uns aufstolzirt, sondern es folgt aus jenem Kernspruche, dafs die Frage nach Gut und Nichtgut jedes Mal auf's Neue zu stellen, jedes Mal auf's Neue zu beantworten ist und niemals nach einem exact-physikalisch gearteten, leblosen, gefühlswidrigen Schema oder nach irgend welcher einmal für immer fertig gemachten Schablone, sondern durchaus und stets nach der Sentenz des „eignen Selbst“, in welchem ein formulirbares Absolute nicht zu finden ist, sondern nur zu erfinden; „*for there is nothing either good or bad, but thinking makes it so*“ (Hamlet): „*denn an sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu*“ (Schlegel). Von dieser „*skeptischen Ansicht*“ sagt Schopenhauer: sie „*ist nicht ohne Scheinbarkeit: schon die Pyrrhoniker stellten sie auf: οὔτε ἀγαθόν τί ἐστι φύσει, οὔτε κακόν,*

ἀλλὰ πρὸς ἀνθρώπων ταῦτα νόῳ κέκριται,

κατὰ τὸν Τίμωνα (neque est aliquod bonum naturâ, neque malum, „sed haec ex arbitrio hominum dijudicantur,“) — secundum Timonem). Sext. Emp. adv. Math., XI, 140, und auch in neuerer Zeit haben ausgezeichnete Denker sich zu ihr bekannt.*“ (Schopenhauer: die beiden Grundprobleme der Ethik. 2. Aufl. Leipzig, 1860, p. 187.) Ja, allerdings, und sogar Menschen, welche noch mehr waren als blos ausgezeichnete Denker, haben sich gegen den Dogmatismus in der Ethik erklärt: Kenner des Lebens und des menschlichen Herzens wie Goethe, welcher den Philosophen zu bedenken giebt, dafs „*doch die Aussprüche des Verstandes eigentlich nur Einmal und zwar in dem bestimmtesten Falle gelten, und schon unrichtig werden, wenn man sie auf den nächsten anwendet.*“ (Wilhelm Meisters Lehrjahre.) —

Es kann im Zusammenhange des Vortrages von ergreifender Wirkung sein, wenn wir Kant in der Kritik der praktischen Vernunft so reden hören (Riga, 1788, Hartknoch, p. 154):

*) Weder ist Etwas gut von Natur, noch schlecht; sondern darüber entscheidet blos menschliches Gutachten.

„Pflicht! Du erhabener grofser Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bey sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte und schreckte“, — aber hier stocken wir. Wenigstens ich bekenne: die angeführten Beispiele belehren mich, dafs die letzten Worte KANT's für mich nicht wahr sind, wofern nämlich der allerdings erhabene grofse Name Pflicht den KANTischen Sinn für mich haben soll. Die Anerkennung des objectiven, des principiellen, des absolut ausnahmelos gelten sollenden Gebots: Du sollst nicht lügen, diese Anerkennung droht mir mit Consequenzen, welche in sehr hohem Grade „natürliche Abneigung im Gemüthe erregen und schrecken,“ und ich glaube SCHOPENHAUER vollkommen nachzufühlen, wenn er das Fundament der KANTischen Ethik als eine *„Apotheose der Lieblosigkeit“* geifselt und als einen *„taktlosen, moralischen Pedantismus.“* (Die beid. Grundprobl. d. Eth., 2. Aufl., p. 134.)

Hoffentlich bedarf es nicht der besonderen Befürwortung, dafs das Urtheil über den Inhalt einer Lehre stets unabhängig zu halten sei von der Erwägung, aus welcher Quelle die Lehre entsprungen ist. Nicht leicht wird Jemand das hoch ideale Ziel verkennen, nach dessen Erreichung KANT gestrebt hat, als er zur Aufstellung seines Grundgesetzes der Moral gelangte. Aber darum eben ist es doppelt geboten, dafs wir uns durch die Hoheit des Strebens nicht über den Werth des Erfolges täuschen lassen. Für die Prüfung ethischer Sätze bietet nun jedenfalls die Befragung des eigenen Gewissens auf Grund empirischer Beispiele eine viel zuverlässigere Entscheidung als aller theoretische Calcul, und zur Entlarvung des Unnatürlichen, für menschliches Gemüthsleben durchaus Unwahren und Gewaltsamen des kategorischen Imperativs erscheinen mir daher die besprochenen Beispiele beweiskräftiger als alle theoretische Widerlegung. An dieser fehlt es aber hier auch nicht. Vieles Wesentliche finde ich von SCHOPENHAUER geltend gemacht in seiner „Kritik des von KANT der Ethik gegebenen Fundaments“, ganz besonders in dem § 6 daselbst. (Die beid. Grundprobl. 2. Aufl. p. 129.) Aber da ich SCHOPENHAUER's Opposition nicht durchweg für begründet halten kann, so hebe ich das für mich Entscheidende hier kurz hervor.

Das πρῶτον ψεῦδος KANT's liegt für mich nicht in dem Satze, den SCHOPENHAUER hiefür aus der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ anführt, und in dem KANT sagt, dafs es uns in einer

praktischen Philosophie *„nicht darum zu thun ist, Gründe anzunehmen, von dem, was geschieht, sondern Gesetze von dem, was geschehen soll, ob es gleich niemals geschieht“* (Werke, VIII, 54); sondern das Angreifbare in der theoretischen Entwickelung bei KANT sehe ich in seinen Aussagen über *„andere vernünftige Wesen“* und über die intelligible Welt. Die *„anderen vernünftigen Wesen“* werden in der Vorrede zur „Grundlegung“ etc. ohne weitere Vorbereitung eingeführt, als Wesen, welche *„nicht etwa blos Menschen“* sein sollen. Der Satz lautet (l. c. p. 5): *„Jedermann mufs eingestehen, dafs ein Gesetz, wenn es moralisch, d. i. als Grund einer Verbindlichkeit, gelten soll, absolute Nothwendigkeit bei sich führen müsse; dafs das Gebot: Du sollst nicht lügen, nicht etwa blos für Menschen gelte, andere vernünftige Wesen sich aber daran nicht zu kehren hätten; und so alle übrige eigentliche Sittengesetze.“* Parallelstellen finden sich in demselben Theile der Werke z. B. pp. 30, 33, 35, 40, 52, 54, 57, 59. An allen diesen Stellen wird es als eine Thatsache behandelt, *„dafs die sittlichen Principien nicht auf die Eigenheiten der menschlichen Natur gegründet, sondern für sich a priori bestehend seyn müssen, aus solchen aber, wie für jede vernünftige Natur, also auch für die menschliche, praktische Regeln müssen abgeleitet werden können“*. (p. 33.) Als Motiv für diese Thatsache wird Folgendes angegeben (p. 33, 34):

„Denn die reine und mit keinem fremden Zusatze von empirischen Anreizen vermischte Vorstellung der Pflicht, und überhaupt des sittlichen Gesetzes, hat auf das menschliche Herz durch den Weg der Vernunft allein (die hierbei zuerst inne wird, dafs sie für sich selbst auch praktisch seyn kann) einen so viel mächtigern Einflufs, als alle andern Triebfedern, die man aus dem empirischen Felde aufbieten mag, dafs sie im Bewufstseyn ihrer Würde die letzteren verachtet und nach und nach ihr Meister werden kann; an dessen Statt eine vermischte Sittenlehre, die aus Triebfedern von Gefühlen und Neigungen und zugleich aus Vernunftbegriffen zusammengesetzt ist, das Gemüth zwischen Bewegursachen, die sich unter kein Princip bringen lassen, die nur sehr zufällig zum Guten, öfters aber auch zum Bösen leiten können, schwankend machen mufs.

„Aus dem Angeführten erhellt, dafs alle sittlichen Begriffe völlig a priori in der Vernunft ihren Sitz und Ursprung haben, und dieses zwar in der gemeinsten Menschenvernunft eben sowohl, als der im höchsten Maafse speculativen.“

Hierin nun findet KANT die Begründung dafür, *„dafs es nicht*

allein die gröfste Nothwendigkeit in theoretischer Absicht, wenn es blos auf Speculation ankommt, erfordere, sondern auch von der gröfsten praktischen Wichtigkeit sey," . . . *„nicht, wie es wohl die speculative Philosophie erlaubt, ja gar bisweilen nothwendig findet, die Principien von der besondern Natur der menschlichen Vernunft abhängig zu machen, sondern darum, weil moralische Gesetze für jedes vernünftige Wesen überhaupt gelten sollen, sie schon aus dem allgemeinen Begriffe eines vernünftigen Wesens überhaupt abzuleiten."* (p. 35).

Aber woher und wo sonst als von und in menschlichen Wesen ist denn der Begriff des Sittlichen, der Pflicht, des Vernünftigen überhaupt bekannt und zu erfahren oder zu prüfen? Warum soll und wie kann das, was uns von diesen Begriffen irgend erfafsbar und verständlich ist, einen anderen Ursprung haben als in der einzigen Wissensquelle für sämmtliche andere Begriffe, nämlich im menschlichen Bewufstsein? Die einzige Antwort, die ich bei KANT überall auf diese Frage finde, ist das Decret: es soll so sein. Auf dieses Decret scheint mir unter anderen Stellen auch die folgende besonders deutlich hinauszukommen (l. c. p. 52):

„Noch sind wir aber nicht so weit, a priori zu beweisen, dafs dergleichen Imperativ wirklich stattfinde, dafs es ein praktisches Gesetz gebe, welches schlechterdings und ohne alle Triebfedern für sich gebietet, und dafs die Befolgung dieses Gesetzes Pflicht sey.

„Bei der Absicht, dazu zu gelangen, ist es von der äufsersten Wichtigkeit, sich dieses zur Warnung dienen zu lassen, dafs man es sich ja nicht in den Sinn kommen lasse, die Realität dieses Princips aus der besondern Eigenschaft der menschlichen Natur ableiten zu wollen. Denn Pflicht soll praktisch-unbedingte Nothwendigkeit der Handlung seyn; sie mufs also für alle vernünftige Wesen (auf die nur überall ein Imperativ treffen kann) gelten, und allein darum auch für allen menschlichen Willen ein Gesetz seyn."

Dies scheint mir allerdings eine deutliche petitio principii zu sein. „Pflicht soll praktisch-unbedingte Nothwendigkeit sein", und weil sie das sein soll, so müssen wir sie nicht aus der stets bedingten menschlichen Natur ableiten, sondern von einem *„mifslichen Standpunct"* aus construiren, der, wie es p. 53 heifst, *„fest seyn soll, ungeachtet er weder im Himmel, noch auf der Erde, an etwas gehängt, oder woran gestützt wird."* Dafs die Pflicht nicht blos für Menschen existire, ist das Erste, und daraus wird gefolgert,

dafs sie *„ohne alle Triebfedern für sich gebietet"* — auch über die ad hoc ersonnenen *„anderen vernünftigen Wesen."* Diese Willkür widerlegt SCHOPENHAUER treffend in folgenden Sätzen:

„Inzwischen ist diese Aufstellung der Moral nicht für Menschen als Menschen, sondern für alle vernünftige Wesen als solche, KANTen eine so angelegene Hauptsache und Lieblingsvorstellung, dafs er nicht müde wird, sie bei jeder Gelegenheit zu wiederholen. Ich sage dagegen, dafs man nie zur Aufstellung eines Genus befugt ist, welches uns nur in einer einzigen Species gegeben ist, in dessen Begriff man daher schlechterdings nichts bringen könnte, als was man dieser einen Species entnommen hätte, daher was man vom Genus aussagte, doch immer nur von der einen Species zu verstehen seyn würde; während, indem man, um das Genus zu bilden, unbefugt weggedacht hätte, was dieser Species zukommt, man vielleicht gerade die Bedingung der Möglichkeit der übrig gelassenen und als Genus hypostasirten Eigenschaften aufgehoben hätte. Wie wir die Intelligenz überhaupt schlechterdings nur als eine Eigenschaft animalischer Wesen kennen und deshalb nimmermehr berechtigt sind, sie als aufserdem und unabhängig von der animalischen Natur existirend zu denken; so kennen wir die Vernunft allein als Eigenschaft des menschlichen Geschlechts und sind schlechterdings nicht befugt, sie als aufser diesem existirend zu denken und ein Genus „Vernünftige Wesen" aufzustellen, welches von seiner alleinigen Species „Mensch" verschieden wäre, noch weniger aber, für solche imaginäre vernünftige Wesen in abstracto Gesetze aufzustellen. Von vernünftigen Wesen aufser dem Menschen zu reden, ist nicht anders, als wenn man von schweren Wesen aufser den Körpern reden wollte." (Die beiden Grundpr. pp. 131, 132.)

Da ich meine Opposition gegen die Deutung, welche KANT seinem kategorischen Imperativ will gegeben wissen, sowohl auf das hier in SCHOPENHAUER's Ausführung citirte Argument stütze, als auch darauf, dafs KANT mit willkürlicher Einseitigkeit die Sphäre des Gefühls ignorirt; und da ferner SCHOPENHAUER das Mitleid zum Fundament seiner Ethik macht, so habe ich nun noch hinzuzufügen, dafs und warum ich mich auch diesem Fundamente nicht anzuvertrauen vermag. Dabei darf ich dann gleichzeitig resumiren, wie sich der Skeptiker in der Moral sowohl von KANT als von SCHOPENHAUER unterscheidet. In dieser Absicht wende ich gegen den Letzten dasselbe Mittel der Widerlegung an, das auch ihm als

experimentum crucis gilt (Die beiden Grundprobl. p. 231): das Beispiel eines *„beliebig erdachten Falles.“*

Ein nothleidender Mann bittet einen schwelgerisch lebenden Reichen um eine geringe Gabe zur Stillung des Hungers. Mit harten Worten abgewiesen, bemerkt er wenige Augenblicke darauf, daſs der Reiche Geld aus der Tasche verliert.

Ist nun SCHOPENHAUER's Fundament der Moral richtig gelegt, so sind nur zwei Fälle möglich: entweder der Arme macht den Reichen aus Mitleid auf seinen Verlust aufmerksam, oder aber wir dürfen es nicht miſsbilligen, daſs er sich das verlorene Geld aneignet, zum Besten seiner gleich ihm kranken Kinder, welche die bei Weitem mitleidwürdigsten Wesen sind, welche er kennt, und die er sich vorzustellen weiſs, so daſs er auf den Gedanken gar nicht kommt, das Geld liegen zu lassen, damit es etwa von noch bedürftigeren Menschen könne gefunden werden. Man mag nun für den zweiten Fall noch so nachsichtig über den Armen urtheilen, dennoch glaube ich, der allgemeinen Zustimmung sicher zu sein, wenn ich behaupte: eine viel ehrenvollere Gesinnung wird der Mann bekunden, wenn er ohne alles Zögern den Verlierenden auf den Verlust aufmerksam macht. Aber billigen wir wohl dieses Verhalten deshalb am Meisten, weil sich das Mitleid am Deutlichsten dadurch manifestirt? Oder wäre es nicht vielmehr ganz unpsychologisch, ein Gefühl, das dem Mitleid auch nur ähnlich wäre, dabei für wirksam zu halten? Ich beantworte die zweite Frage für mich mit zweifellosem Ja: es wäre ganz unpsychologisch, und gestehe, daſs ich mir schwer zu denken vermag, wie Jemand das Ansinnen an den Armen sollte stellen können, sich in diesem Falle dem Reichen gegenüber durch Mitgefühl für dessen Verlust bestimmen zu lassen. Wohl aber werden wir aus der Seele des Armen, in welchem wir der Einfachheit wegen völlige Unbekanntschaft mit socialistischen Ideen voraussetzen wollen, so daſs er z. B. die Ausschlieſslichkeit seines persönlichen Eigenthums als ein staatlich garantirtes Recht behauptet, — wir werden, meine ich, auch aus dem Bettler eine Stimme in uns selbst wiederklingen hören, welche sagt: es ist nicht Recht, daſs ich mir Etwas aneigne, während ich einem Andern das Recht zugestehe, die Aneignung zu verhindern, sobald er sie bemerkt, und es ist ebenfalls nicht Recht, zu schweigen, wenn ich sehe, daſs ein Anderer aus bloſser Unachtsamkeit Etwas verliert: der Verlierende soll in diesem Falle auf den Verlust aufmerksam gemacht werden. „Soll“ und „in diesem Falle“: durch diese Worte ist sowohl gegen KANT als gegen SCHOPENHAUER der skeptische Standpunkt bezeichnet. Es giebt ein Soll ganz um seiner selbst willen; darin hat KANT trotz SCHOPENHAUER Recht, welcher mit LOCKE behauptet, daſs *„jedes Sollen nothwendig durch Strafe oder Belohnung bedingt ist“* (Die beiden Grundpr. 123). Nein, das ethische Soll, die Forderung des Gewissens, ist ein Gefühl und wird bedingt durch ein mehr oder weniger klar bewuſstes Urtheil; von diesem kann man den Inhalt 1) nach Anleitung des Wortlautes von KANT's Sittengesetz so aussprechen: immer dann fühle ich, daſs ich Etwas thun oder unterlassen soll, wenn ich mir sagen muſs: ich kann wollen, daſs jeder andere Mensch in meiner Lage sich ebenso verhalte wie ich; oder auch 2) ohne KANTische Anleitung: zu einem bestimmten Verhalten fühle ich mich immer dann verpflichtet, wenn ich mir sagen muſs: ich kann nicht wünschen, daſs mir die Erinnerung an ein anderes Verhalten in dem bestimmten Falle durch mein ganzes Leben gegenwärtig bleibe. In der ersten Formulirung bedeutet aber „ich kann wollen“ durchaus nichts Befehlshaberisches, nämlich nicht Etwas, wofür ich gesonnen bin, eventuell, z. B als Gesetzgeber, Belohnung oder Strafe in Bereitschaft zu haben, also eine andere Art von Beeinflussung, als in der Gewährung oder Verweigerung meines subjectiven Beifalls enthalten ist, sondern der Ausdruck besagt: ich kann, abgesehen von sonstigen Bedingungen, nur dann volle Sympathie mit einem Andern haben, ich fühle mich nur dann vollkommen einig mit ihm, wenn er sich gleich mir entscheidet. Aber all dies bleibt als etwas durchweg Gewisses immer nur giltig „in diesem Falle“, mit all seinen Besonderheiten, und es bleibt denkbar nur für menschliches Fühlen und Urtheilen. Womit denn Verzicht geleistet ist auf die Formulirung eines abstracten Princips und besonders eines solchen, das noch für andere Wesen zutreffend wäre als für unseres Gleichen.

Damit ist also für die Moral etwas ganz Analoges ausgesprochen wie für die Aesthetik: in beiden Gebieten sind wir in letzter Instanz auf die Befragung unseres eigenen individuellen Gefühls angewiesen, und von einer objectiven Grundlage der Entscheidungen kann nur in so weit die Rede sein, als sich unter den einzelnen Menschen Uebereinstimmung feststellen läſst. Ein mit Nothwendigkeit allgemein giltiges und nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt betreffendes Kriterium des Wählenswerthen giebt es nicht. Insofern daher der kategorische Imperativ nur als formale Bestim-

mung aufgefaſst wird, bleibt er von durchgreifender Wahrheit; aber dann befähigt er auch nicht zur Formulirung von Principien, und es wird durch den Gehorsam, den man ihm leistet, die Uebereinstimmung in dem Verhalten der Menschen nur gerade so weit bewirkt, als in der Organisation der Individuen Gleichartigkeit besteht.

Unter den Argumenten, welche ich zu Gunsten der von KANT gegebenen Deutung des kategorischen Imperativs kennen gelernt habe, schien mir eines, das ich nirgend gelesen hatte, zu Anfang ein neues Licht auf den Gegenstand zu werfen, und da ich nicht weiſs, ob es sich in der Literatur schon vorfindet, so führe ich es zum Schlusse dieser Betrachtung hier an. Es wurde gegen mich gesprächsweise von seinem Auctor, Herrn Prof. JULIUS JACOBSON, dem Königsberger Ophthalmologen, geltend gemacht, einem Mediciner, auf welchen ausnahmsweise die oben mit Beispielen belegte Erfahrung nicht zutrifft, daſs im Allgemeinen die naturforschenden Verehrer KANT's sich bei der Auffassung der wesentlichen Grundlehren des Philosophen schon mit der Hälfte begnügen, und zwar mit der obenauf liegenden. Das Argument beruht auf folgender Erwägung. Es ist zwar richtig, daſs ein auf Grund des kategorischen Imperativs formulirtes Princip, wie das von KANT besonders hervorgehobene „Du sollst nicht lügen", Consequenzen haben kann, durch welche wir genöthigt werden, Gemüthsforderungen zu unterdrücken, denen wir die gleiche natürliche Berechtigung und Stärke wie jeder anderen Pflichtforderung zuzusprechen geneigt sind. Wir können also in der That in die Lage kommen, daſs unser Gewissen zu sprechen scheint: „Du *sollst* lügen; denn so will es in diesem Falle die Menschlichkeit." Aber: so verhalten *wir* uns auf unserer *gegenwärtigen* Entwickelungsstufe, von welcher wir zugeben müssen: bisher hat der kategorische Imperativ im KANTischen Sinne seine Wirkung noch gar nicht zu entfalten begonnen. Stellen wir uns indessen vor, daſs diese Wirkung eingetreten sei; die ganze Erziehung, alle Lebensverhältnisse wären durchdrungen und bedingt von der Voraussetzung absoluter Wahrhaftigkeit. Wird dann nicht unser ganzes Gemüthsleben so geläutert sein, wird es nicht von sentimentalen Schonungsrücksichten so frei geworden sein, *daſs ein Conflict gar nicht mehr empfunden würde, sobald das Interesse an der Wahrheit betheiligt wäre?* Gegenwärtig erscheint uns die Forderung sehr unnatürlich, daſs wir im Angesichte der unmittelbar drohenden

Folgen rücksichtsloser Wahrhaftigkeit daran denken sollen, die Sprache in ihrer Eigenschaft als Rechtsquelle für alle Menschen ungetrübt zu erhalten. Gegenwärtig nennen wir es eine unpsychologische Zumuthung, daſs die sehr indirecte und unbestimmte, für die Schuld des Einzelnen immer minimal ausfallende Benachtheiligung des ganzen Menschengeschlechts uns als ein gröſseres Uebel vor der Seele stehen solle als eine directe, bestimmt vorauszusehende, mit individueller Lebhaftigkeit als etwas Groſses fühlbar werdende Härte, die sich an unsere unbedingte Wahrsprechung knüpfen wird. Aber diese beiden Uebel müssen nicht immer in demselben Verhältnisse von dem menschlichen Gemüth empfunden werden. Geben wir dem kategorischen Imperativ souveränen Einfluſs auf die Entwickelung, so werden die beiden vorgestellten Uebel, von deren concurrirender Einwirkung auf unser Gemüth das Wahr- oder Unwahrsein abhängt, schlieſslich im umgekehrten Verhältnisse gegeneinander geschätzt werden. Die innige Zugehörigkeit zur Gesammtheit aller Menschen wird dann von Kindheit auf als ein so überwiegend lebhaftes Bewuſstsein wach gehalten sein, daſs der bloſse Gedanke, dem Gesammtinteresse irgendwie activ zu nahe zu treten, viel mehr Zurückschreckendes für das Gemüth haben wird als die Vorstellung auch von dem gröſsten individuellen Nachtheil, der in besonderen Fällen mit der unbedingten Wahrheit verbunden bleibt. Kurz: was gegenwärtig als ein abstracter Begriff zu unserer Vernunft spricht, die Trübung der Rechtsquelle durch eine Lüge, wird dann mit derselben concreten Gewalt auf das Gefühl wirken wie gegenwärtig die Vorstellung von dem Leiden eines oder auch vieler Menschen. Das Gute, das der Einzelne von einer ganz der Wahrheit hingegebenen Gesammtheit beständig erfahren wird, muſs ihn mit so unauflöslichen Banden der Dankbarkeit an eben die Gesammtheit binden, daſs alle Rücksicht auf individuelles Ergehen vor dem Gefühle von Unantastbarkeit der allgemeinen Wohlfahrt schweigen wird. Zugegeben also, daſs dann jene sterbende Mutter in dem angeführten Beispiele einen Seelenschmerz wird erdulden müssen, vor dem unsere gegenwärtige Empfindungsweise sie mit Preisgebung der Wahrheit zu behüten wünscht, — würde nicht die Zulassung dieses Seelenschmerzes ein Uebel sein, welches mehr als aufgewogen wäre durch das Bewuſstsein, es müsse Jeder an seinem Ort mehr als für irgend Etwas dafür Sorge tragen, daſs er seinerseits unbedingt heilig und unversehrt halte das glückselige und allein achtungswürdige Dasein in allgemeinem und unbedingtem Ver-

trauen sämmtlicher Menschen gegeneinander? — einem Vertrauen von so großer Reinheit, daß es gegenwärtig nur in seltenen Fällen, nur in sehr intimen und exclusiven Beziehungen zu finden ist.

Ich gestehe, daß diese Anwendung des DARWIN'schen Vererbungs-Gedankens auf die Ethik etwas Ueberraschendes für mich hatte: es ist damit eine Perspective gegeben auf die Verwirklichung eines Zustandes, wie er von SWIFT an einer Stelle in GULLIVER's Reisen angedeutet wird, — eine Gemeinschaft von Wesen, welchen selbst der Begriff Lüge so ganz fehlt, daß ihre Sprache kein eignes Wort dafür hat.*) Wer möchte nicht jedes Mittel willkommen heißen, damit dieser Himmel auf Erden sich ausbreiten könne!

Leider kann ich der schönen Fata Morgana nicht mehr als poetische Berechtigung beimessen. Die einladende Täuschung scheint mir darin zu liegen, daß in die Entwickelung, also in einen Proceß, welcher sich bei aller Abhängigkeit von äußeren Bedingungen doch nicht ohne gleichzeitige innere Nothwendigkeit vollziehen kann, ein Agens hineingetragen wird, welches der Allmählichkeit des Processes selbst vorgreift, und das mit dem Wirken von innen heraus, wie es jedem Entwickelungsvorgange eigenthümlich ist, unvereinbar bleibt: um die hier erforderliche überwiegende und allgemeine Stärke zu erlangen, dazu müßte das Agens die nothwendigen allgemeinen Durchgangsstufen überfliegen können. Mögen wir immerhin zugeben, daß wir die geschilderte Entwicklungsstufe absoluter Wahrhaftigkeit als die höhere anerkennen müssen, — aber wie sollen wir zu dieser übermenschlichen Vollkommenheit gelangen, wenn der einzige Weg, der zu ihr führt, nicht der gegenwärtig menschliche ist, nicht derjenige nämlich, der zu erreichen wäre ohne gewaltsame Abtödtung von stets lebendigen Empfindungen, wie sie dem Menschengeschlechte nun einmal als wesentliches Merkmal integriren, und zwar so sehr, daß der natürlich entwickelte Mensch die Möglichkeit der Sympathie an das Vorhandensein eben jener Empfindungen knüpft, da er von ihnen verlangt, daß sie unter Umständen siegen sollen über die riva-

*) Den stricten Gegensatz zu dieser Fiction bildet die für factisch gehaltene Mittheilung von Reisenden, daß die Botokuden keine positiven Bezeichnungen haben für die Begriffe ehrlicher Mensch und Wahrheit; sie helfen sich in den seltenen Fällen des Bedürfnisses nach solchen Worten durch die Ausdrucksweise Nicht-Dieb und Nicht-Lüge. (Vgl. WUNDT: Vorlesgn. üb. d. Menschen- und Thierseele, Leipzig, 1863, Voss, II, p. 453.)

lisirenden Machtgebote abstracter, fühlloser Principien? Nur durch Zwang könnte es erreichbar werden, in unseren sämmtlichen Lebensverhältnissen eine so vollständige Inferiorität der Gefühlsantriebe herbeizuführen, daß allem Conflict zwischen Wahrhaftigkeit und jedem anderen Motive der Boden entzogen wäre.

Und so bleibt es denn dabei, daß wir ohne willkürliches und gewaltsames Ignoriren der uns gesetzten menschlichen Schranken zu einem formulirten, dem Inhalte nach anzugebenden Princip nicht gelangen können: die Objectivität des Guten ist gleich der des Schönen nur eine scheinbare; der Anschein des Objectiven entsteht lediglich durch die verhältnißmäßig doch immer große Anzahl der gleichgearteten Subjecte, und eine feste Grenze existirt zwischen Gut und Böse ebenso wenig wie zwischen Schön und Häßlich.

In dieser Behauptung der Analogie zwischen moralischen und ästhetischen Angelegenheiten ist nun aber gleichzeitig auch dem Rechte der Kritik in beiden Gebieten die gleichmäßige Anerkennung zugesprochen. Je vollständiger man in der Ethik auf alles Absolute und Apriorische verzichtet hat, um so stärker macht sich das Verlangen geltend, daß der feste Halt unserer sittlichen Existenz, welcher im Uneingeschränkten nicht zu finden ist, desto unversehrter gewahrt bleibe auf dem begrenzten Grunde, wo er allein seine sichere Stelle hat. Als solche mußten wir unser empirisches Ich anerkennen, jenes Tribunal im eigenen Inneren, das in fraglichen Fällen die entscheidende Instanz für uns bildet, und an dessen Rechtsprechung die Vota des Gefühls, welche der Abstraction unzugänglich sind, gleichen Antheil haben müssen und behalten sollen wie die zu Principien der Vernunft generalisirbaren Maximen.

Dieser Wegweiser führt uns nun zurück zu dem Ausgangspunkte der nunmehr beendigten ethischen Betrachtung, — zu der „Welt- und Staatsweisheit“ LASKER's. Zunächst ist in dem Vorhergehenden hoffentlich genug für den Nachweis geschehen, daß KANT radical frei zu sprechen ist von jedweder Veranlassung, die er jemals durch seine Philosophie könnte gegeben haben, um sich die Beistimmung eines Ethikers gleich LASKER zuzuziehen. Vielmehr ist es nur aus strenger Enthaltsamkeit von persönlichem Verkehr mit KANT's wichtigsten Schriften erklärbar, wenn LASKER findet, das System des Philosophen lasse noch eine „Vermittelung mit dem Leben“ zu. Nicht einmal mit dem Leben, wie wir es schon jetzt kennen, ist eine solche Vermittelung leicht zu construiren, und gar

zwischen einem Leben, wie es nach LASKER's Anweisung immer mehr werden soll, und dem nach KANT's Lehre zu gestaltenden Dasein besteht der allerunversöhnlichste Widerstreit, der nur irgend vorstellbar ist.

Aber man kann selbst weit unter dem auf Erden nicht befestigten Erhabenheitsziele KANT's zurückbleiben wollen, und gleichwohl ist für den entschiedensten Antagonismus gegen LASKER's Streben noch sichrer Grund vorhanden. Ja, wir finden sogar, dafs LASKER selbst hie und da die Unzulänglichkeit und Schwäche des Fundaments verspürt, von welchem er behauptet, er habe es in der äufseren Empirie gefunden, um zur Erkenntnifs des Rechten und Heilsamen zu gelangen. Man begegnet in L.'s Abhandlungen einzelnen Sätzen, die durchaus unvereinbar sind mit der anempfohlenen Entsagung gegenüber solchen Maximen, die eine andere Heimath haben als die Beobachtung der Aufsenwelt Klingt es doch fast wie ein Rückfall in überwundenen Doctrinarismus, wenn wir in LASKER's Buch „Zur Verfassungsgeschichte Preufsens" (Leipzig, 1874, Brockhaus) lesen (p. 208):

„*Es gibt sittliche Gebote, welche keinerlei Abzug vertragen; auch die praktische Wahrheit liegt nicht immer in der Mitte. Das Rechtsbewufstsein ist eine einheitliche und untheilbare Eigenschaft.*" Ebenso wird daselbst als höchster Zweck des Staats „*die vollendete Verwirklichung des Rechtslebens*" angegeben.

Auf die „sittlichen Gebote, welche keinerlei Abzug vertragen", würde man bei dem sonstigen ethischen Standpunkte des Realpolitikers recht neugierig sein können, doch man erinnert sich freilich bald, dafs alle principiell klingenden Aeufserungen „von dieser Seite des Hauses" mit dem selbstverstandenen Zusatze „im Allgemeinen" zu versehen sind, damit der Sprechende nicht mifsverstanden werde. Als Correctiv für jene Behauptung von der Existenz kategorischer Sittlichkeitsgebote wird uns denn auch an einer anderen Stelle desselben Buches versichert: „*Gewifs, im Staatsleben gibt es Momente, in welchen die Thatsachen so hart an einander gerathen, dafs für eine Erwägung oder Geltung des Rechtes kein Raum bleibt.*" (p. 303.) Mit den vorigen Aeufserungen zusammen ergiebt sich hieraus ein Mysterium wie dies, dafs man aus purer Liebe zum Leben sich gelegentlich auch umbringen könne: dem höchsten Zwecke des Staats, „der vollendeten Verwirklichung des Rechtslebens", mufs unter Umständen auch auf die Weise gedient werden, dafs man etwas Anderes im Auge behält als ihn,

den höchsten Zweck. Was man sich bei solcher liberalen Behandlung der Begriffe noch unter den vollen Worten solle denken können wie „*höchster Zweck*", „*sittliche Gebote, welche keinerlei Abzug vertragen*", „*das Rechtsbewufstsein eine einheitliche und untheilbare Eigenschaft*", — das bleibt überaus dunkel, und nur ein so unerschrockener Interpret wie der alte O'CONNEL, dies hohe Vorbild für alle virtuosen Erreger des Nationalgefühls, kann uns die Anleitung zu dem richtigen Verständnisse geben. „*You speak of moral power*", sagte ein Freund zu ihm, „*what do you mean by that?*" (Sie sprechen von moralischer Macht, — was verstehen Sie darunter?) — „*Why*", war die Antwort, „*by moral power I mean physical force.*" (Nun, unter moralischer Macht verstehe ich physische Gewalt.) Auch einem anderen Real-Ethiker ist es geglückt, den Grundrifs seines Moralsystems von den Zusätzen zu befreien, durch welche unsere Real-Politiker das eindringende Verständnifs für ihre seelenverwandte Philosophie etwas erschweren. Die Kern-Lehre jenes Moralisten lautet: „*my son, make money; if you can, honestly*": mein Sohn, mach' Geld; wenn du kannst, auf anständige Art, — eine vollkommen erläuternde Illustration zu KANT's Erklärung vom „radicalen Bösen", womit keineswegs etwas dämonisch Teuflisches im Menschen bezeichnet wird, sondern das allein darin besteht, dafs der Mensch „*die Triebfeder der Selbstliebe und ihre Neigungen zur Bedingung der Befolgung des moralischen Gesetzes macht*" (Werke, X, 40). Wie der citirte Real-Ethiker für diese Maxime seinen Sohn zu gewinnen sucht, so LASKER die Jünger der Staatsweisheit für die Maxime einer durch Thatsachen limitirten Rechtserwägung. Demnach erweisen sich jene schönen Sentenzen und pompösen Worte im Zusammenhange der Darstellung als haltlose Phrasen; denn ein Princip mit Ausnahmen ist eben wie ein ehrlicher, bisweilen aber auch stehlender und betrügender Mann. Die hingebungsvollen Bewunderer des Politikers LASKER brauchen daher auch nicht gar zu sehr in ihrem Gemüthe beunruhigt zu werden, wenn sie bisweilen den Meister der wahrhaften, und das will hier sagen: der geschäftskundigen Weisheit einem Anfalle von Verehrung abstracter Moral ausgesetzt sehen, wie es z. B. in der 65sten Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 12. Mai 1874 der Fall war. Gegen das Ende einer längeren Rede bei der „Berathung des Gesetzentwurfs, betreffend die Uebernahme einer Zinsgarantie des Staates für eine Prioritätsanleihe der Berliner Nordeisenbahngesellschaft bis auf Höhe von 5 Millionen Thaler", —

bei dieser sehr concreten Angelegenheit liefs der Redner unter Anderem auch folgenden Satz vernehmen (die drei Zeitungen, welche ich verglichen habe, National-, Vossische und Kreuz-Zeitung, geben den Wortlaut genau übereinstimmend):

„Meine Herren, ich habe vorhin gesagt, dafs ich nicht von der Moral allein spreche; ich habe oft wiederholt, dafs ich selbst die abstracte Moral im öffentlichen Leben gar nicht gering, sondern sehr hoch anschlage. Indessen ich bin deshalb schon oft über die Achsel angesehen und ein Doctrinär genannt worden. Aber neben der abstracten Moral giebt es noch eine wirthschaftliche Moral.“

Das letzte Sätzchen genügt vollkommen, um die vorangehende Anwandlung von aller Gefährlichkeit frei zu sprechen.

Wem es nicht aus der nationalliberalen Qualität LASKER's bekannt ist, was es mit seinen kategorischen Sittlichkeitsgeboten für Bewandtnifs hat, dem sagt es seine hier besprochene kleine Schrift; dies enfant terrible hat uns ja schon anvertraut: *„Wenn bisher Ueberzeugungstreue die Probe des tüchtigen Mannes war, so fällt dieses wichtige Erkennungszeichen jetzt weg.“* (p. 33.) . . . . *„Dennoch leben wir in keinem Zustand des Verfalles, sondern der Schritt ist nach vorwärts geneigt.“* (Ebenda.) Und item: *„Aber auch unter der Verantwortlichkeit der Einzelnen rufen die Experimente vielfaches Mifsbehagen hervor. Die meisten leitet der Eigennutz, und die Empfindung kommt über uns, als ob in anderer Weise zwar, doch nicht ganz unähnlich, wie in den Zeiten des Faustrechts, die Verkehrsverhältnisse in einen Krieg Aller gegen Alle ausarten und die beunruhigte Gesellschaft abermals zum Schutz durch freiwillige Verbände ihre Zuflucht nehme.“* (p. 35.) . . *„Der Irrthum wird blindlings geglaubt und den eigenen Forschungen als Erkenntnifsquelle zu Grunde gelegt; die selbstprüfende Arbeit ist eine seltene Ausnahme.“* (p. 38.) . . . . . . *„Indessen, trotz der überall hervortretenden Mängel und Unvollkommenheiten, beruhigt doch die Gewifsheit, dafs wir uns den Beobachtungen zuwenden.“* (Ebenda.)

Man sieht wohl: das Vertrauen auf die „Maulwurfsaugen“, von welchem uns KANT erzählt hat, steht noch in voller Blüthe. Und dennoch ist es wieder nicht ganz die Richtung auf exacte Empirie, mit welcher der praktische Mann auskommt. Denn auf die Frage: *„Ist die Wendung zuträglich und ohne Gefahren?“* lautet die Antwort: *„So lange die Nation nur von einem Gedanken getragen wird, schadet keine Einseitigkeit und keine Methode des politischen Handelns. Auf allen Wegen strömt die gesammte Kraft dem einen Gedanken zu und hilft ihn verwirklichen. So in den letzten Jahren der Aufbau des deutschen Nationalstaates.“* (p. 33.)

Also ein Gedanke mufs eben doch dabei sein. Aber gehört denn die Lehre, die aus diesem Gedanken fliefst, auch zu den Lehren, welche als die allein beherzigenswerthen angepriesen sind, nämlich zu den „aus dem Leben geschöpften Lehren“? (p. 29.)

Wenn das ist, nun, so bleibt es ganz räthselhaft, warum der geschichtskundige Autor es unterläfst, auch nur ein Beispiel, ein einziges instructives Beispiel anzuführen, aus welchem zu lernen wäre, dafs das einseitige Streben nach nationaler Machtgröfse dahin führen könne, jenem höchsten Zwecke des Staates, der Verwirklichung des Rechtslebens, den Boden zu bereiten. Nach LASKER's eigenen Ansichten müfste doch die Vorführung von einem solchen Beispiel, also die Verwerthung des von der Erfahrung selbst dargebotenen Beobachtungsmaterials eine weit zuverlässigere Belehrungskraft besitzen als jede andere Begründungsmethode. Die etwaige Vermuthung, dafs der Vortragende vielleicht deshalb die Anwendung geschichtlichen Lehrstoffes vermieden habe, weil Beispiele aus der Geschichte von unsicherem Belehrungswerthe sind, da man leicht irrthümlichen Folgerungen ausgesetzt ist, wenn man Verhältnisse miteinander vergleicht, die niemals ganz gleich sind, — diese Vermuthung wird dadurch entkräftet, dafs in dem Vortrage selbst die Benutzung von Abstractionen aus der Geschichte durchaus nicht verschmäht wird, — ich erinnere an die citirten Worte: *„Drei Revolutionen in drei Jahrhunderten unter drei Völkern bestätigen dieselbe Regel.“* (p. 27.) Warum also steht der Fürsprecher der empirisch gut fundirten Erkenntnifs so ganz davon ab, die Erfahrung zu Gunsten seiner nationalen Realpolitik irgend ein beachtenswerthes Wort sprechen zu lassen? Mufs grade die Grund-Idee seines Vortrages, die Seele seines ganzen Wirkens und Strebens, so völlig leer ausgehen, obgleich doch jeder andere Gedanke nur dann als gedeihlich gelten darf, wenn er aus dem frischen Quell der Lebens-Erfahrung seinen Ursprung und seine fortgesetzte Ernährung nachweisen kann? Warum ist von dem Empfehler willkürfreier Theorieen die Gefahr nicht vermieden worden, seine Lehre mit Analogieen zu stützen, welche sich als durchweg willkürlich und trügerisch erweisen? Warum dies unvorsichtige Verlassen des historischen Wissensgebietes, auf dem der Autor nicht unbewandert ist, um von naturwissenschaftlichen und philosophischen Dingen zu reden, in denen er sich recht sehr unkundig zeigt? Und ferner:

wenn doch die Nachforschung nach wirklich lehrreichen Beispielen aus der Geschichte ganz vergeblich blieb; wenn sich dort vielmehr das grade Gegentheil der zu empfehlenden Lehre für die Betrachtung ergab, — warum befolgt der ohne Zweifel wohlmeinende Deutsche nicht die recht eigentlich nationale Sitte des Durchdenkens seiner Lehre, und warum steht er nicht mindestens davon ab, sie noch gar in einer rationalistischen Einkleidung auf den Markt des Lebens zu bringen?

Diese Fragen beantworte ich zusammen mit jener früheren (s. p. 237): wie es zu erklären sei, daſs ein Deutscher in demselben Vortrage, in welchem er vor seinen Landsleuten den Werth des nationalen Gedankens zu begründen sucht, die völlige Abtrünnigkeit von deutschem Sinne und deutscher Art durch sein eigenes Verhalten inscenirt, indem er nämlich von einem der Lieblingsinteressen seiner Nation, von der Philosophie, und von einer der Zierden Deutschlands, von KANT, so spricht „fast wie ein Franzos", so äuſserst kenntniſslos und leichtfertig.

Auf alle diese Fragen ist die Antwort dieselbe: wir haben es hier mit einer der unendlich mannigfaltigen Erscheinungen des Snobbismus zu thun, jener von THACKERAY in so klassischen Typen skizzirten Seelenverfassung: die Verehrung des äuſseren Scheins, die ausschlieſsliche Hingebung an äuſsere Empirie, die Unterwerfung unter äuſsere, seelenlose Macht, die Verblendung durch Erfolge, deren Erzielung an Mittel und Bedingungen von ganz zweideutigem Werthe gebunden ist. Denn weder Klugheit und Menschenkenntniſs, noch ein kräftiger, klarer und durch keinerlei inneres Hinderniſs zu beirrender Wille, noch auch die umsichtig angeordnete Bereitschaft und virtuose Verwendung von imposanten und tüchtig organisirten physischen Machtmitteln, noch endlich die Gunst äuſserer Verhältnisse, — keiner von allen diesen Factoren des Gesammtproducts ist geeignet, um durch sich selbst den Anspruch auf Achtung zu begründen, auf eine Art der Anerkennung, zu deren Wesen es gehört, daſs Gemüths-Sympathie, und zwar der ethische Bereich des Gemüths dabei betheiligt ist, nicht bloſse Schätzung eines brauchbaren oder seltenen Vorzuges. All' jene wirksamen Bestandtheile können ebensowohl in den Dienst des höchsten Edelsinns gestellt werden, wie sie dem gewissenlosesten Cynismus zu Statten kommen können, und Snob wird Jemand eben dadurch, daſs er zum Maſsstabe seiner Hochschätzung den Erfolg als solchen macht, der ihm ein entscheidender Index ist für

die genannten Einzel-Momente der Gesammtwirkung. Daſs es ein zweischneidiges Schwert sei, was er sich zur Anbetung erkoren hat, das entgeht dem Snob ganz und gar, so lange er nicht selbst der unwillkommenen Richtung des geheiligten Instruments ausgesetzt war.

Die für den Snobbismus hier angegebenen Merkmale sind es auch, die mich dazu bestimmt haben, daſs ich mich nicht statt seiner eines viel geläufigeren Begriffs, nämlich des Materialismus bedient habe, obgleich doch dieser Begriff für die meisten Leser gewiſs so viel näher liegt, daſs es ihnen gesucht erscheinen kann, wenn ich den wohlbekannten Eckstein neuerer Debatten absichtlich vermeide. Hierüber sei ein erklärendes Wort gestattet.

Man thut dem Materialismus Unrecht, wenn man abschreckende ethische Consequenzen aus ihm herleitet. Daſs er eine irrthümliche Weltanschauung sei, und daſs er niemals zu erhabenen, zu KANTisch transscendentalen oder Platonisch begeisternden Ideen hinleiten könne, diese Ueberzeugung glaube ich in den ersten Abschnitten dieser Schrift motivirt zu haben. Aber wie der Irrthum, so gehören auch die Consequenzen des Materialismus nur dem theoretischen Vernunftgebiete an, und es sind mit der strengsten Behauptung des Irrthums die lauterste und edelste Gesinnung und das ehrenhafteste Wollen und Handeln nicht nur factisch, sondern auch ohne allen inneren Widerspruch vereinbar. Denn nichts Anderes wird ursprünglich durch das Wort Materialismus bezeichnet als eine speculative Hypothese, von welcher das Wesentliche darin besteht, daſs erstens der Welt der äuſseren Erscheinungen absolute, objective Wirklichkeit zugeschrieben wird — „transscendentale Realität" nach KANT —, und daſs zweitens der Innenwelt der psychischen Erscheinungen jede unbekannte, d. h. nicht materielle Wesenheit abgesprochen wird. So unhaltbar nun auch diese Anschauung sein mag, so liegt doch in ihr nicht der mindeste Anhalt zur Beurtheilung des sittlichen Werthes ihrer Anhänger. Der gewissenhafteste Mensch und ganz ebenso der gewissenloseste, beide können behaupten, daſs sie alle Vorgänge in ihrem Inneren, welche man Motive ihres Handelns oder Grundzüge ihrer Gesinnung nennt, als ganz identisch auffassen mit gewissen inductorisch vorauszusetzenden, wenn auch nicht beobachtbaren Bewegungsprocessen in ihrem Nervenapparat. Durch diese Auffassung wird an dem Werthe der sittlichen Motive Nichts geändert, sondern Alles nur an ihrer Herkunft. Nicht Thätigkeiten der Psyche werden ge-

flissentlich dadurch herabgesetzt, sondern materielle Vorgänge in den nervösen Centraltheilen werden zu gröſserer Bedeutung erhoben: den Gegenständen der Werthschätzung wird ein anderer Ursprung vindicirt, die Gegenstände selbst und ihr Werth bleiben unverändert. Treffend kurz heiſst es in LANGE's Geschichte des Materialismus (Iserlohn, 1866, p. 173) im Anschlusse an DE LA METTRIE: *„Der Werth der Vernunft hängt nicht von dem Worte „Immaterialität" ab, sondern von ihren Leistungen."*

Es sind aber grade die Leistungen der Vernunft, welche man im Sinne hat, wenn man mit Bezeichnungen wie „materialistische Denkweise" und ähnlichen einen Tadel aussprechen will. Und da diese Anwendung des Ausdrucks auf einer unrichtigen Auffassung beruht, so habe ich hier dem weit verbreiteten Irrthume keinen Succurs bieten wollen. Ich darf mich in dieser Beziehung auf die 1861 anonym erschienene kleine Schrift berufen, als deren Verfasser ich mich bereits oben (p. 88) bekannt habe. Was daselbst pp. 18, 19 von meinem damals materialistisch gesinnten Ich geltend gemacht ist, behaupte ich auch heute noch als zu Recht bestehend, obgleich besagtes Ich seitdem dahin gelangt ist, den zu jener Zeit von ihm vertheidigten Materialismus als gründlichen Irrthum zu verurtheilen — Dank KANT und Dank nicht minder, obgleich e contrario, den seitdem gezeitigten, in mehr als drei Dimensionen ausgedehnten Früchten des empirischen Idealismus von RIEMANN und Anderen!

Jene Stelle lautet:

„Die Anschuldigungen gegen den Materialismus sind, entsprechend ihrer Wohlfeilheit, in den weitesten Kreisen verbreitet. „Das Herabziehen der edelsten Güter in den Staub der Materie", „die Vergötterung der Sinne als Folie thierischen Begehrens", das und mehr kann man mit aller Emphase salbungsvollen Hochmuths beliebig oft zu hören bekommen, zumal von der Partei der Demuth und Duldung Andersgesinnter. Den Gutmeinenden kann man, wenn nicht ihre Ueberzeugung, so doch eine irrige Beurtheilung ihrer Gegner widerlegen. Ihr habt Recht: die edelsten Güter leiten wir von dem Stofflichen ab. Die köstlichsten Spenden des Lebens, die Momente des seligsten Entzückens verklärt uns nicht ein Geist, eine Seele, welche das Irdische beherrscht, welche frei ist vom Zwange der Sinne, sondern auch die letzte Vollendung in dem Empfinden reinen Glückes, auch die erhabensten Gedanken, die unser Inneres bewegen, begrüſsen wir als Lebens-Aeuſserungen organisirter Naturgebilde, einzig bedingt durch das unendlich mannigfaltige und nie anders als gesetzmäſsige Walten von Naturkräften, deren Bündniſs mit dem Stoffe ein so unlösliches ist, daſs die Kraft nicht anders existirt als im Stoffe, der Stoff nur durch die Kraft seine Existenz hat. Wird uns durch diese Anschauung das Höchste niedriger, das Wertheste unwerther? Nein. Sondern wir behaupten für alles Hohe und Werthe nur eine andere Heimath: die Dinge selbst, welche wir hoch und werth nennen, bleiben dabei ungeändert, für Menschenrechte, für Freiheit, für Kunst und Wissenschaft kann uns das gleiche Gefühl beseelen wie euch, nur die Herleitung, die wir diesen Begriffen geben, ist eine andere, das Wesen der Begriffe, d. h. ihr Inhalt und Umfang, ist für den Materialisten in gleicher Weise vorhanden."

Auch zur Abweisung einer anderen Hauptanklage, welche gegen den Materialismus unlogischer Weise erhoben wird, unterschreibe ich heute das in eben jener Schrift gegebene Argument. Es betrifft die Behauptung, an welcher ich auch philosophisch geschulte Köpfe festgeklammert gefunden habe: daſs die Leugnung des freien Willens, eine unzweifelhafte Consequenz des Materialismus, nothwendig verbunden sei mit der Aufhebung des Begriffs Moral und folglich der Verantwortlichkeit für alles Thun, wofern man nicht mit KANT als das Correlat des empirisch unfreien Willens den intelligiblen Charakter anerkenne. Hiergegen sage ich heute wie damals (l. c. pp. 30, 31), indem ich die entscheidenden Worte durch den Druck hervorhebe:

„Wie der Physiolog, und wenn ihm die tiefste Einsicht in die Natur des Sehens erschlossen ist, die Dinge, die er sieht, auf gleiche Weise nach auſsen verlegt wie der roheste Wilde, ganz so steht der realistische Naturforscher auf gleichem Boden wie der gläubigste Theist, sobald Beide ihren Willen als Thatsache verspüren. Die Entrüstung des letzteren über die materialistische Anschauung von jenem ist daher ganz und gar nicht im Wesen der Sache begründet. Wenn der Materialist sagt, es genüge ihm nur diejenige ***Erklärung*** *vom Hergange des Willensactes, welche allein auf Beobachtungsthatsachen gestützt ist, so hat er für sich keine Ausnahmsstellung in der menschlichen Gesellschaft damit beansprucht.* ***Denn, indem er Andere wie sich in der Theorie für unfrei im Wollen erklärt, macht er auch die Thatsache des unfreien Empfindens geltend gegenüber allen Willensäuſserungen,*** *und wenn die Fähigkeit des Empfindens richtig entwickelt ist, so*

mifsfällt Jedem das Böse und Häfsliche, so gefällt Jedem das Gute und Schöne in den menschlichen Handlungen, er sei ein Gläubiger oder nicht."

Der Materialist hat also jederzeit das volle Recht der Consequenz für sich, wenn er z. B. einem Verbrecher gegenüber in folgender Weise raisonnirt: „Dafs das Verbrechen begangen ward, war so nothwendig, wie dafs ein Stein in Bewegung ist, welcher in freier Luft die geschwungene Schleuder verlassen hat. Ebenso unvermeidlich aber wie die That für den Vollstrecker war, ebenso unvermeidlich ist für mich der Abscheu gegen eine menschliche Organisation, in welcher solche Consequenzen vorbereitet sind; ebenso unvermeidlich ist ferner mein Wunsch, dafs die menschliche Gesellschaft vor den Folgen solcher individuellen Beanlagung geschützt werde; daher billige ich das Gesetz, welches diesen Schutz bewirken soll. Und nicht nur das: auch das Gefühl, dafs ich selbst empirisch freie Wahl habe, obgleich ich einsehe, dafs dies Gefühl auf einer Täuschung beruht, — auch dies Gefühl mufs ich unfreier Weise übertragen in mein inneres Verhalten gegen Andere, d. h. ich entgehe der Nothwendigkeit nicht, mit der Wahrnehmung des Verhaltens anderer Menschen die Vorstellung analoger Zustände in ihrem Inneren zu verbinden, wie ich sie aus meiner eigenen psychischen Erfahrung kenne, und die mir die Illusion des autonomen Wahlhabens, des Entscheidens nach selbstgeschaffenen Motiven unvermeidlich machen. Das gleichfalls nothwendige Resultat dieser unfreiwilligen psychologischen Beurtheilung Anderer ist Sympathie oder Antipathie in unendlich mannigfachen Nuancen der Manifestation."

Somit ist für alle Praxis des Lebens über die sittliche Beschaffenheit und über das wahrscheinliche Verhalten eines Menschen in einem speciellen Falle noch Nichts dadurch bestimmt, dafs man von ihm weifs, er sei ein Bekenner des Materialismus. Wenn man die materialistische Sinnesart eines Menschen anschuldigt und seine ethische Richtung mit dieser Bezeichnung geifseln will, so meint man etwas ganz Anderes, als was der Ausdruck Materialismus präciser Weise allein besagt. Mit jenem Vorwurfe will man gar nicht die Erkenntnifstheorie eines Anderen tangiren; diese ist für den Animus der Rüge ganz gleichgiltig; sondern als Gegenstand der Kritik hat man immer dabei vor Augen den Gebrauch, welchen Jemand von seiner scheinfreien Wahl im Werthschätzen gewisser Objecte macht. Man drückt mit jener Beurtheilung das eigene

Mifsfallen aus, welches durch die Wahrnehmung erzeugt wird, es sei in einem Anderen eine gewisse häfsliche, niedrige Art zu empfinden und demgemäfs zu wollen entwickelt. Nicht den Anhänger der Hypothese, dafs psychische Phänomene Bewegungserscheinungen sind, nicht den verirrten Denker will man tadeln, sondern z. B. den Philister, — „who meanly admires mean things": der in niedriger Weise hochschätzt, was niedrig ist, — und das eben kennzeichnet jene sieggewohnte Legion von Varietäten, deren Zusammenfassung in den Speciesnamen Snob wir ihrem treuen Beobachter und Beschreiber THACKERAY verdanken. Würde der Bereich der Snobs sich nicht v i e l weiter hinaus erstrecken als der verhältnifsmäfsig enge Umkreis von Menschen, welche wegen ihrer theoretischen Weltanschauung auf die Bezeichnung Materialisten Anspruch haben, so würde mein unverhohlener Angriff die ganz extravagante Schmeichelei involviren, als wolle ich e o i p s o alle Individuen von ungünstiger Beleuchtung ausgeschlossen haben, welche sich Theologen oder spiritualistische Philosophen nennen, oder die irgendwie sonst, z. B. als prominente Mitglieder freier Gemeinden, oder als Wiederbeleber des östlichen oder westlichen Alterthums in officiellen oder privaten Kriegsdiensten gegen den Materialismus stehen. Welche Absicht mir höchst fern liegt.

Wie es zu der mifsbräuchlichen Anwendung des Wortes Materialismus hat kommen können, das zu erklären, ist leichter, als dem Mifsbrauche selbst zu steuern.

Unter allen möglichen Weltanschauungen bietet sich die materialistische Lehre am Nächsten dar, um als Rechtstitel für alle mögliche Menschen-Niedrigkeit Verwendung zu finden. Gedanken-Feindlichkeit, Gewissenlosigkeit, Rohheit des Gemüths, grober Sinnencultus, endlich — last, not least — Snobbismus: alle diese Schattenseiten der Menschennatur suchen sich immer dann von dem Materialismus Licht zu erborgen, wenn sie Veranlassung haben, den Mangel an eignem Lichte nicht einzugestehen. Die genannten Menschlichkeiten müssen sich allerdings unter allen möglichen speculativen Schirmdächern mit Vorliebe den Materialismus dazu ausersehen, um mit einigem Scheine von Berechtigung ein principielles Unterkommen zu finden, i n s o f e r n n ä m l i c h i h r e r s e i t s d a r a u f g e h a l t e n w i r d, o h n e V e r k l e i d u n g a u f z u t r e t e n. Die materialistische Doctrin verfügt — gleich der fatalistischen, deren Heimath dem Gesichtskreise Europa's zu fern liegt, um hier viele Anhänger zu werben, — sie verfügt über keine C o n s e q u e n z,

um den genannten Eigenschaften das Recht des Daseins und der Entwicklung zu bestreiten. Jede mögliche Art von Menschen-Unwerth kann hieraus den Vortheil der Folgerung zu ziehen suchen: was nicht gegen mich ist, das ist für mich. Und viele mögliche Arten von Gegnerschaft können dies Argument als willkommene Handhabe für den Angriff zu benutzen wünschen, indem sie seine Berechtigung anerkennen. Doch hierin eben liegt der logische Fehler. Der Materialismus bietet ebenso wenig ein allgemeines Billigungs-Motiv für irgend eine Brutalität, wie er gegen sie eine Waffe hat: er präjudicirt weder irgend einer Vollkommenheit noch einem Mangel der Menschennatur. Diese verhängnifsvolle Neutralität hat er nun von jeher wacker zu büfsen gehabt: von der einen Seite sind unerträgliche Arten von Entmenschtheit oder auch von Nullität immer höchst bereitwillig gewesen, sich damit zu brüsten, dafs sie in Uebereinstimmung seien mit materialistischer, also doch wenigstens philosophisch viel discutirter Weltanschauung, und andererseits überhäuft man die Vertreter dieser Anschauung, und wären es so hochgesinnte Naturen wie Epikur, mit Beschuldigungen, die, wenn nicht auf böswilliger Verleumdung, so jedenfalls auf ebenso vielen Mifsverständnissen beruhen.

Und deshalb sollte man endlich die Verwirrung und Ungerechtigkeit nicht länger begünstigen, sondern auch durch die Bezeichnung immer bemerkbar machen, ob man von dem philosophischen Materialismus spricht oder von dem sogenannten Materialismus des Lebens, welcher zu jenem in gar keiner nothwendigen Beziehung steht, und an dem überdies eine Menge von Specialitäten zu unterscheiden sind.

Ich komme nun auf die Gründe zurück, welche mich Lasker gegenüber dazu bestimmen, die besprochenen Erscheinungen als Symptome des Snobbismus zu deuten, und da ist zunächst zu constatiren, dafs diese Gründe nicht mit statistischer Exactheit zu erhärten sind; denn sie gehören der Erfahrung des inneren Lebens an. Aber ihre empirisch reale Zuverlässigkeit ist darum nicht geringer, sondern diese entbehrt nur der Ausstattung mit Zahlen und Tabellen sowie anderer Zeugnisse von Auge und Ohr. Aber:

„*im Innern ist ein Universum auch*“, —

und diese Realität hat nicht minder berechtigten Anspruch darauf, dafs man sie beachte.

Es ist ein allgemeiner Grund und ein specieller für jene Deutung anzuführen; beide Gründe sind ihrem Wesen nach als Appel-

lationen aufzufassen an diejenige Rechtsprechung im eigenen Inneren, welche von dem sinnbethörenden Glanze äufserer Triumphe unbeeinflufst bleibt; auf diese Bedingung allein ist das Allgemeingiltige der Motivirung hier eingeschränkt: es sind empirisch-psychologische, nicht abstract logische Gründe, welche dabei in Betracht kommen. Für den einen von beiden liegt der Stoff in den citirten Stellen von Lasker's Schrift bereits deutlich vor Augen.

Denn wenn man auch noch so viele ethische Verschiedenheiten unter den Menschen einräumt, so ist doch die durch Civilisation uns nahestehende Mehrzahl übereinstimmend genug geartet, um bei ruhiger Ueberlegung zu diesem gemeinsamen Votum zu gelangen: sobald irgend eine methodisch befolgte Richtung dahin führt, dafs ihr Anhänger die um sich greifende Geringachtung der Ueberzeugungstreue zwar als Thatsache anerkennt, aber trotzdem findet, „der Schritt sei nach vorwärts geneigt“, dann wird man bei unparteiischer Würdigung dieses Symptoms zugeben müssen: jene Richtung hat es bereits zu einer starken Verwilderung des ethischen Lebens gebracht. Um für jene Aeufserungen kein inneres Hindernifs zu finden und um ferner ganz frei zu bleiben von dem Gedanken, dafs man sich durch dergleichen Worte auf's Allerunmittelbarste der öffentlichen Verurtheilung Preis gebe, dafs man zu gewärtigen habe, die angeredete Menge werde sich wie durch ein Sturzbad aus ihrer Lethargie erweckt fühlen, — zur völligen Freiheit von solchen Gedanken ist es erforderlich, dafs das natürliche Gefühl von allgemeiner, innerer Menschen-Ehre „in anderer Weise zwar, doch nicht ganz unähnlich“ arg entstellt sei wie bei einem Bachanal, wo der allgemeine Taumel die Regungen des Schamgefühls auslöscht. Wer Urtheil genug besitzt, um zu dem Eindrucke zu gelangen, „*als ob in anderer Weise zwar, doch nicht ganz unähnlich, wie in den Zeiten des* **Faustrechts**, *die Verkehrsverhältnisse in einen Krieg Aller gegen Alle ausarten*“, und wer dennoch „*beruhigt*“ wird durch „*die Gewifsheit, dafs wir uns den Beobachtungen zuwenden,*“ — ein solcher Trostspender zeigt eben deutlich, wohin er sich flüchtet, um allen psychischen Einwirkungen von innen her zu entgehen. Mittel und Zweck werden bei dieser Art von Lebensanschauung direct miteinander verwechselt. Statt die Verkehrsverhältnisse so gestalten zu wollen, dafs sie entsprechend werden dem menschlichen Verlangen nach einem achtungswerthen Zustande, d. h. nach einem Zustande von der Art, dafs eine möglichst grofse Annäherung an erstrebenswerthe Ideale durch ihn begünstigt wird, — statt

dessen wird empfohlen, dafs man sich nur immer emsiger auf die Beobachtung der Aufsenwelt concentrire, um von dorther zu erfahren, was sich auf die Dauer zur Geltung bringe. Als ob z. B. das RICARDO'sche Gesetz, dafs die Durchschnittshöhe des Arbeitslohnes immer nur um das Minimum des zur Zeit als unentbehrlich Anerkannten herumschwankt, als ob dies Gesetz nicht auch ein Erfahrungsgesetz wäre, und als ob man es vermöchte, gegen die Herrschaft von diesem und ähnlichen Gesetzen durch äufsere Institutionen irgend welcher Beschaffenheit auf radicale Weise einzuschreiten!

Doch ich würde mir allerdings bewufst werden müssen, dafs ich sehr unrechtzeitig einem für mein Empfinden „schönen Scheine“ gehuldigt habe, wenn ich nicht sogleich hinzufügte: an zahlreiche Gesinnungsgenossen darf ich bei den letzten Worten nicht denken.

Der Gegenstand meiner Erwähnung ist die sociale Frage, ein Thema, für dessen unbehagliche Consequenzen man bereits Fühlung genug erlangt hat, um ihm jetzt ebenso oft auszuweichen, wie man es noch vor Kurzem als allgemeinen Tummelplatz der Meinungen und Rathschläge bevorzugte. Für die Realität des hier zu betonenden Gedankens weifs ich keine Zeugenschaft von mehr eindringender Beweiskraft anzuführen als diejenigen Verhältnisse, welche der socialen Frage zu Grunde liegen, und deshalb habe ich ihre Erwähnung nicht umgehen wollen. Nun halte ich aber den Gegenstand weder für geeignet, um ihn episodisch zu behandeln, noch auch für so complicirt, dafs nicht das Wesentliche davon auch ohne Hilfe von Special-Studien ganz vollständig könnte begriffen werden, und so begnüge ich mich damit, zu erwähnen, dafs Alles, was zur Begründung des über das RICARDO'sche Gesetz Gesagten erforderlich ist, hinreichend klar und eingehend entwickelt wird in der Schrift von FR. A. LANGE: „Die Arbeiterfrage.“ (1. Aufl. Duisburg, 1865, Falk u. Volmer; 2. Aufl. Winterthur, 1870, Bleuler-Hausheer; 3. Aufl. ebenda, 1875.)

Man darf es eine volkswirthschaftliche Revindication nennen, was LANGE in dieser sehr sachlich gehaltenen und von allen agitatorischen Tendenzen weit entfernten Arbeit geleistet hat. Denn nachdem in DARWIN und WALLACE der Gedanke vom Kampf um das Dasein durch den Volkswirth MALTHUS angeregt war, so hatte dieser ungemein folgenreiche Gedanke seine befruchtende Kraft vorzugsweise innerhalb der rein biologischen Wissenschaft bethätigt, und es war daher sehr zeitgemäfs, dafs die von der Naturforschung

mittlerweile befestigten Consequenzen wiederum für ihren socialen Entstehungskreis erspriefslich gemacht wurden. Wenn aber sieben Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage von LANGE's Schrift, fünf Jahre nach der von V. A. HUBER herrührenden, nicht minder lehrreichen und authentischen Bericht-Erstattung über „Die Rochdaler Pioniers“ (s. „Sociale Fragen. V.“ Nordhausen, 1867, Förstemann), — wenn also im Jahre 1872 noch Miene gemacht wird, auch selbst die Existenz einer „socialen Frage“ pro publico in Zweifel zu ziehen, nun, so ist ein solches Thun vermuthlich zwar höchst grofsartig, im Uebrigen aber ganz unqualificirbar und doch wohl Grund genug dafür, dafs man mit um so gröfserer Freiheit von aller Rücksicht auf das, was sich von selbst versteht, ausspreche: es wäre cynisch, das allgemeine Bewufstsein davon schwächen zu wollen, dafs die gröfstmögliche Milderung aller entsetzlichen Nothstände, in deren Mitte wir leben, nur dann allein zu bewirken ist, wenn der gute Wille vorhanden bleibt, erstens, die Nothstände zu kennen und sodann, sich nicht mit feigem Muthwillen gegen folgende Einsicht zu verschliefsen.

1) Die unableugbaren, tief beklagenswerthen socialen Mifsverhältnisse lassen sich als nothwendige Folgen aus zweierlei Arten von Ursachen begreifen, von denen die eine in physischen Einrichtungen gegeben ist, während die andere in dem Vorherrschen des auf niedrige Interessen gerichteten Egoismus liegt, wie er seit Menschengedenken in der weit überwiegenden Majorität vorhanden ist.

2) Radical zu beseitigen sind diese Uebelstände ganz ebenso wenig durch die allerenergischsten Revolutionen wie durch die allerenergischste Aufsicht über den formellen Gehorsam gegen blofse Institutionen und Gesetze.

3) Wohl aber können Institutionen und Gesetze unter Mitwirkung des guten Willens dazu beitragen, dafs die nothwendigen Uebelstände auf ihr mögliches Minimum eingeschränkt werden, oder, was gleichbedeutend damit ist: dafs die mit unabwendbarer Sicherheit eintretenden socialen Revolutionen durch immer ausgedehntere Geschichts-Epochen voneinander getrennt werden. Auch die best-organisirte Agitation kann diese Zwischenräume nicht wesentlich verkleinern; auch das wirksamste Gouverniren kann sie nicht wesentlich vergröfsern.

4) Ob man den Arbeitern und nothleidenden Proletariern schmeichelt, indem man ihnen sagt, dafs sie die besseren Menschen seien, von denen man die Schöpfung würdiger und dauernder Zu-

stände zu erwarten habe, oder ob man den beati possidentes dadurch angenehm wird, dafs man sie beredet, die sogenannte sociale Frage sei eigentlich nur eine catilinarisch böswillige Erfindung, und sie mögen nur getrost fortfahren, so viel zu „erwerben“, als die Conjuncturen irgend zulassen wollen, und es sei schwächliche Sentimentalität, den „standard of life“ (s. LANGE, l. c. 1. Aufl. p. 92; 2. Aufl. p. 148), also die Lebenshaltung und allen möglichen Aufwand nicht nach Mafsgabe des erreichbaren Maximums zu reguliren, sondern aus Rücksicht auf allgemeine Verhältnisse stets unterhalb des erreichbaren Maximums zu halten, — das Eine verräth wie das Andere besten Falls eine ausgezeichnet grofse Unwissenheit und Urtheils-Armuth, schlimmen Falls verächtliche Gewissenlosigkeit.

Der Glaube daran, dafs es Fanatiker giebt, welchen die möglichst baldige Herbeiführung einer Europäischen Revolution als ein innigst ersehntes Lebensziel vor der Seele steht, dieser Glaube bedarf heut zu Tage nicht erst der besonderen Bekräftigung; vielmehr ist gerade jetzt häufige Gelegenheit vorhanden, um die komisch wirkende Wahrnehmung zu machen, wie die behagliche Bourgeoisie im Allgemeinen nicht ohne Anwandlung von Gespenster-Furcht die „Internationale Arbeiter-Association“ und die „Social-demokratische Arbeiterpartei“ kann erwähnen hören. Aber mit meiner Bemerkung über das sogar öffentliche Ableugnenwollen der socialen Frage könnte ich doch mehren Lesern — si qui sint— den Eindruck machen, als richte ich meine Lanze gegen Windmühlen, und deshalb sei von jenem „unqualificirbaren Thun“ hier ein Pröbchen dargebracht. Herr KARL BRAUN-WIESBADEN schreibt:

„*Wenn es schon von Haus aus ein kühnes Unterfangen ist, in einer einstündigen Rede die „soziale Frage“ zu lösen, vorausgesetzt dafs es eine „soziale Frage“ an sich giebt, worüber wohl auch noch zu streiten wäre, so hat Herr* WAGNER *sich seine Aufgabe aufserdem noch schwieriger gemacht dadurch, dafs er Alles und noch Einiges in die Frage hineinzog.*“ Dafs ich diesen ganzen Satz citire, geschieht nur, um der Vermuthung vorzubeugen, der kleine Zwischenpassus, welcher mit „vorausgesetzt“ beginnt und mit „wäre“ schliefst, sei etwa aus einem Zusammenhange herausgenommen, der den Sinn mildere, von welchem ich eben durch ein Beispiel habe constatiren wollen, dafs er sich gelegentlich auch in gedruckten Worten zu äufsern wagt. Das Beispiel erscheint mir aber zur Anführung um so mehr geeignet, als es nicht nur für einen fleifsig publicirenden Autor bezeichnend ist, sondern für zwei fleifsige Autoren; denn

der Ort, von welchem her ich das Citat beziehe, ist nicht ein erster Fundort, sondern ein zweiter. Herr H. B. OPPENHEIM sagt nämlich in der Vorrede (p. 3) seiner Schrift: „Der Katheder-Sozialismus“ (Berlin, 1872, R. Oppenheim), sein „*verehrter Freund* BRAUN“ habe ihm die Mittheilung eines von demselben verfafsten „Offenen Briefes“ „*gütigst erlaubt*“, und diese Mittheilung ist es, welcher ich (l. c. p. 72) das Citat entnommen habe. Daher darf ich wohl auf allgemeine Zustimmung hoffen, wenn ich nicht nur überzeugt bin, dafs in diesem Falle die zweite Hand an Authenticität der ersten vollkommen äquivalent ist, sondern wenn ich auch überdies vertraue, die deutschen Tugenden der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit würden den für wahres Deutschthum so mächtig glühenden Herrn OPPENHEIM sicher veranlafst haben, an irgend einer passenden Stelle der genannten Schrift die Mitvertretung des Sinnes in der hier urgirten Aeufserung von sich abzulehnen, falls er etwa diese Aeufserung für ebenso unqualificirbar würde gehalten haben, wie sie mir, und hoffentlich nicht ausnahmsweise mir, erscheint.

Denn man braucht noch lange nicht social-demokratischen Passionen zu fröhnen oder dem empirischen Pessimismus und folglich der Resignation auf alle Partei-Wirksamkeit zuzuneigen, und man kann dennoch sehr weit davon entfernt sein, der Wahrheit einen solchen Kolbenschlag zu versetzen, wie es durch die citirte Aeufserung des Herrn BRAUN geschieht. Begreiflicher Weise ist es das angelegentlichste Interesse aller Bourgeois-Oekonomen, dafs sie der socialistischen Propaganda, welche in den Schriften von MARX und LASSALLE ihre Kraft-Centren hat, den factischen Boden zu entziehen suchen, indem sie die drastisch wirkenden Angaben von Thatsachen möglichst zu schwächen und einzuschränken bemüht sind. Aber wie viel auch die statistische Arbeit der Ziffern-Gruppirung hier leisten möge, — es bleibt eben doch schliefslich dabei, dafs es die Majorität der Menschen ist, deren Leben wesentlich von Noth und Elend erfüllt wird, wie beide aus Armuth und gedrückter Lebenslage entstehen.

Eine der allerrosenfarbensten Darstellungen mit statistischen Mitteln scheint Herrn ERNST VON EYNERN in seiner Schrift „Wider die Sozialdemokratie und Verwandtes“ (Leipzig, 1874, Wigand) geglückt zu sein. Aber selbst er, der wohl durch seine Resultate mehr als ein Anderer an die Tendenz des Herrn BRAUN erinnert, findet doch, dafs in Barmen nur 22 Procent der Bevölkerung in gesichertem Wohlstande leben, 19 Procent in mäfsigem Wohlstande.

(Diese Angaben sind aus dem Referate über die genannte Schrift in LEHMANN's „Magazin für die Literatur des Auslandes.“ 5. December, 1874. No. 49.) Und dies ist eben schon eine Maximal-Leistung in der Kunst des so viel als möglich heiter colorirenden Pinsels. Denn die neueste Veröffentlichung eines Autors, welcher gleichfalls nicht zu den Mifsvergnügten gehört, bringt bereits ein ganz anders beleuchtetes Bild. Herr ADOLPH SAMTER sagt in seinem Buche „Social-Lehre“ (Leipzig, 1875, Duncker u. Humblot) Folgendes (p. 190): *„Nach einer von mir aufgestellten Berechnung (Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, 1873) bringen es in Preufsen*

81,48	*Procent der für ihren Unterhalt selbständig thätigen Personen nur zu einem dürftigen Einkommen;*
13,45	- *zu einem erträglichen Einkommen;*
3,27	- *zu einem guten Einkommen;*
1,80	- *zu einem reichen Einkommen.*
100	*Procent.*

„Nimmt man die Familienglieder hinzu, und scheidet die jungen, unverheiratheten Personen, die für ihren Unterhalt bereits sorgen, aus, so leben in Preufsen

68	*Procent mit einem dürftigen,*
23	- *mit einem erträglichen,*
9	- *mit einem guten und reichlichen Einkommen.*

„LASSALLE *behauptet (Offenes Antwortschreiben), dafs 96¼ Procent der Bevölkerung in gedrückter, dürftiger Lage leben*“.

Wie gesagt, auch der Gewährsmann für diese Data darf hier deshalb als besonders anführenswerth erscheinen, weil man ihn nach der Lectüre seiner Schriften ebenso von jeder Spur eines Verdachts frei sprechen wird, dafs er etwa revolutionären Regungen in seinem Gemüthe Raum gebe, wie man ihn andrerseits weit entfernt finden wird von der höchst unpraktischen Tendenz, welcher ich selbst in dieser antisnobbistischen Schrift zu huldigen bekenne, und sicherlich wäre es für Herrn SAMTER nicht minder betrübend als für mich, wenn man mit gutem Grunde zwischen unseren Bestrebungen irgend etwas wesentlich Verwandtes würde zu entdecken glauben.

Aber wie wenig auch die neuesten Social-Lehrer in Gefahr sind, dem Zeitgeiste zu mifsfallen und ideologisch und dergleichen zu erscheinen, wie sehr sie also auch der Durchschnittsstimmung

entsprechen, dennoch ist eine weite Kluft zwischen ihnen und dem Manne, welcher *„wohl noch darüber streiten“* würde, ob es *„eine „soziale Frage“ an sich giebt.“* Denn das Beispiel des Herrn BRAUN, welches nur wegen seines öffentlichen Erscheinens etwas Auffallendes hat, während private Aeufserungen desselben Inhalts durchaus nicht ungewöhnlich sind, — dies Beispiel lehrt eben nicht nur, wie es noch in unseren Tagen geschehen kann, dafs allem Aeufserlichen und an wahrnehmbare Vorkehrungen Geknüpften der Hauptwerth beigemessen wird, ganz entsprechend der allgemeinen Einseitigkeit, mit der man gleich LASKER das empirische Wissen als die unerschöpfliche Schatzgrube wahrer Weisheit und wahren Heils empfiehlt, sondern wie man sogar davor nicht zurückschreckt, dafs man selbst die Existenz der socialen Frage zu leugnen Miene macht, — ein Leugnungsversuch, welcher nur dann einen Sinn hat, wenn man auch von ethischer Seite den Menschen vollkommen, d. h. ohne auch nur quantitative Unterschiede zuzulassen, coordinirt seinen pflanzlichen und thierischen Mitgeschöpfen, so dafs man es in allem Ernste ganz angenehm und mindestens gar nicht bedauerlich findet, wenn folgende biologische Wahrheit auch für die menschliche Gesellschaft uneingeschränkte Giltigkeit behauptet:

„Denn der Grofse frifst den Kleinen,
Und der Gröfste frifst den Grofsen,
Also löst in der Natur sich
Einfach die sociale Frage.“
(SCHEFFEL: „Der Trompeter von Säkkingen.“)

Und weil nun derartige Züge von Kannibalismus noch mitten in unserer Civilisation frei von allem Versuch schamhafter Verhüllung an's Licht treten können, ohne dafs sie einer ebenso allgemeinen Steinigung gewärtig zu sein brauchen, wie man sie für die Pariser Communards vollauf motivirt findet, obgleich ein historisch definitives Verdict hier noch lange nicht so feststeht wie für die jetzigen Leugner der Existenz einer socialen Frage das statistische Verdammungsurtheil unwiderruflich ist, deshalb wird es um so mehr zu einem unerläfslichen Soll, dafs man, auf jede Gefahr hin, lästig zu werden, desto öfter das ausspreche, was bereits in solchem Mafse anfängt, mit „selbstverständlich“ und „bekanntlich“ abgethan zu werden, dafs die jüngere Generation, zumal von der „guten Gesellschaft,“ in der Lage ist, nur sehr selten und sehr beiläufig Etwas davon zu vernehmen.

Alle menschlichen Einrichtungen, an deren Dasein ethische Motive in irgend einer Weise betheiligt sind, bleiben untrennbar gebunden an die Voraussetzung des niemals speciell und exact formulirbaren guten Willens; dieser ist in der Bestimmung seiner Objecte abhängig von einer Einsicht, zu deren Erwerbung das Interesse an der Wahrheit ganz allein ihrer selbst wegen gehört. Und zwar ist die Wirksamkeit des guten Willens stets als der hauptsächliche, als der bei Weitem überwiegende Factor an dem Resultate betheiligt, auf dessen Erzielung alle Institutionen und menschlichen Gesetze gerichtet sind. Unter Mitwirkung des guten Willens können objective Einrichtungen höchst wichtig, höchst segensreich werden, ohne die subjective Mitwirkung sind auch die weisesten Veranstaltungen nur von untergeordnetem Werthe, hinfällig und stets der Gefahr unterworfen, das Gegentheil zu bewirken von dem, wozu sie bestimmt sind.

Wer diese — natürlich uralte — Wahrheit von dem verwerflichen Wesen der Werkheiligkeit, von dem tödtenden Buchstaben und dem lebendig machenden Geiste, wer diese Wahrheit verkennen kann, und wer sich über sie glaubt hinwegheben zu dürfen, indem er sie als Bibelweisheit viel zu trivial findet, als dafs grade durch sie die gründlichste Forschung auf die fruchtbarsten Gesichtspunkte geführt werden sollte, Jedermann, dessen bewufstes oder unbewufstes Bestreben dahin geht, das δίκαιον der Griechen zu entseelen und zu mechanisiren, indem er zum wesentlich Mafsgebenden die Aufsenwelt macht und nicht die Innenwelt, — jeder solcher altklugen Ehrenmänner liefert eben dadurch den offenkundigen Beweis, dafs es besten Falls *„abstrakte Konsequenzenmacherei“* und *„gelehrte Halbdenkerei“* ist, worin seine geistige Motion besteht. — Thätigkeiten, durch deren glückliche Kennzeichnung sich Herr OPPENHEIM wohlverdient gemacht hat. (S. „Der Katheder-Sozialismus.“ Vorrede, pp. 1, 4.) Freilich darf ich nicht verhehlen, dafs es mir zu meinem Bedauern etwas zweifelhaft erscheint, ob ich auch meinerseits den Beifall von Herrn OPPENHEIM erringe, wenn ich sage: der wahre Gegensatz zu „abstracter Consequenzenmacherei“ und „gelehrter Halbdenkerei“ liegt nicht in der Verabschiedung philosophischen Sinnes und in der ausschliefslichen Hochschätzung des empirischen Materials, sondern vielmehr in dem *λόγος μουσικῇ κεκραμένος*. Eine Verdeutschung dieser Worte (aus Plato, Rep. 549), welche in keiner Weise entstellend wäre, ist mir nicht bekannt, und ich selbst fühle mich leider einer solchen

Leistung nicht gewachsen; LEHRS hat die Worte seiner Uebersetzung von PLATO's Phädrus und Gastmahl vorangestellt, und ich gestehe, dafs mir diese Placirung zu einer sehr lichtgebenden Interpretation geworden ist, bedeutungsvoller, als auch die vollendeteste Uebersetzung es sein könnte. Doch der Sinn der Worte ist ohne Frage einem Gegner abstracter Consequenzenmacherei und gelehrter Halbdenkerei überaus bekannt und geläufig, und jedenfalls weifs Herr OPPENHEIM Alles vorher, was ich für Andere nun doch noch hier auszusprechen im Begriffe bin.

Das ur-undeutsch frivole und armselig suffisante Hinhuschen über die unerschöpflich reichhaltigen und mit dem Verstande allein niemals vollständig zu erfassenden Grundbegriffe, auf denen die Staatswissenschaften ebenso beruhen wie alle anderen Wissenschaften mit alleiniger Ausnahme der reinen Mathematik, — die pöbelhafte Salon-Routine, Alles zur Nebensache zu degradiren und als selbstverständlich abzuthun, was grundwesentliche Hauptsache ist, und was in der Anwendung nur sehr ausnahmsweise von vielen Menschen auf dieselbe Weise verstanden wird, — in diesen nicht genug an's Licht zu stellenden Folgen einer methodischen Verwahrlosung von Geist und Seele: darin ganz vorzugsweise wurzelt die Richtung, von deren tausendfachen Wegspuren uns eine wenig beachtete, aber deutliche hier beschäftigt. Denn den Aufruf des guten Willens als Ergebnifs objectiver Untersuchungen zu verkünden, — das eben würde als das stärkste Armuthzeugnifs angesehen werden von jener Staatsheilkunst, welche blos durch Notiznehmen und Bearbeiten von positiven Thatsachen auch zu positiven Abhilfemitteln zu gelangen wähnt, und für sie hat deshalb vor Allem die Wirklichkeit Recht, nämlich die empirische, die sinnliche Wirklichkeit. Was sich durchzusetzen weifs, ist ipso facto sanctionirt: Macht, und zwar äufsere, wahrnehmbare Macht, — das bleibt die Losung, und als Vehikel für diesen Götzen figurirt das tropäenreiche Nationalitäts-Princip.

Dafs es nun gerade die deutsche Nationalität sein mufs, welche auf diese Weise gemifsbraucht wird, das insbesondere kann wie ein selbstvernichtender Spott erscheinen. Bisher war es allgemeiner Glaube: das wesentlichste Merkmal des Deutschen sei die hervorragende Befähigung für Kosmopolitismus, für die Verwirklichung einer Idee, für welche der Deutsche überall enthusiastisch eingetreten ist, und für die von den leuchtendsten Trägern des deutschen Namens unermüdlich Zeugnifs abgelegt ward.

„Vielleicht zwar“, schreibt LESSING, *„ist auch der Patriot bey*

mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte ist, wonach ich geitzen würde; des Patrioten nehmlich, der mich vergessen lehrte, dafs ich ein Weltbürger seyn sollte.“ (Sämmtliche Schriften. Lachmann. Berlin, 1840, Voss. XII, p. 125.)

Dieselbe Gesinnung spricht aus GŒTHE's Zorn über die Verächter dessen, was „dauernd Recht“ ist:

> *„Verflucht sey, wer nach falschem Rath,*
> *Mit überfrechem Muth,*
> *Das was der Corse-Franke that,*
> *Nun als ein Deutscher thut.*
> *Er fühle spät, er fühle früh,*
> *Es sey ein dauernd Recht;*
> *Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh',*
> *Ihm und den Seinen schlecht.“*
> (Werke in 40 Bänden, 1840. III, 132.)

Solange eine Nation ihren höchsten Werth darin sucht, dafs sie das allgemein Menschliche, das mit allen Menschen Verbindende an erster Stelle in sich zu entwickeln strebt, so lange wird sie ihren edelsten Stolz und ihren würdigsten Ehrgeiz darin setzen, sich als Nation geltend zu machen: je treuer dieser Eigenart, um so mehr wird sie die Interessen der Menschen selbst fördern. Und da dieser Zug sich bis vor wenigen Jahren allerdings als der prävalirende im deutschen Charakter hervorthat, so konnten Männer wie SCHILLER und FICHTE mit allem Feuer zu Patriotismus und Hingebung an die Nation in diesem Sinne ermahnen, der genau der Sinn jener LESSING'schen Worte ist, in welchen die Bezeichnung Patriot für den unveredelten, nicht specifisch deutschen Begriff gebraucht ist. Was aber mit diesem deutschen Begriffe gemeint sei, ersehen wir aus FICHTE's Reden an die deutsche Nation, in welchen eine sehr ergiebige Auswahl von Bekräftigungen für das eben Gesagte vorliegt. Z. B. heifst es in der ersten Rede (FICHTE, sämmtl. Werke, Berlin, 1846, Veit. VII, 277):

„Das Band der Furcht und der Hoffnung abgerechnet, beruht der Zusammenhang desjenigen Theils des Auslandes, mit dem wir dermalen in Berührung gekommen, auf den Antrieben der Ehre und des Nationalruhms; aber die deutsche Klarheit hat vorlängst bis zur unerschütterlichen Ueberzeugung eingesehen, dafs dieses leere Trugbilder sind, und dafs keine Wunde und keine Verstümmelung des

Einzelnen durch den Ruhm der ganzen Nation geheilt wird; und wir dürften wohl, so nicht eine höhere Ansicht des Lebens an uns gebracht wird, gefährliche Prediger dieser sehr begreiflichen und manchen Reiz bei sich führenden Lehre werden.“

Das National-Deutsche und das Rechte sind für den Patrioten FICHTE Begriffe, die einander decken sollen (ebenda, 277):

„Es bleibt sonach uns nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch ist, die neue Bildung zu bringen, so dafs dieselbe nicht Bildung eines besonderen Standes, sondern dafs sie Bildung der Nation schlechthin als solcher, und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder derselben, werde, in welcher, in der Bildung zum innigen Wohlgefallen am Rechten nemlich, aller Unterschied der Stände, der in anderen Zweigen der Entwickelung auch fernerhin stattfinden mag, völlig aufgehoben sey und verschwinde; und dafs auf diese Weise unter uns keinesweges Volkserziehung, sondern eigenthümliche deutsche Nationalerziehung entstehe.“

So sehr sind für FICHTE Deutschthum und Menschenthum synonym, dafs er aus diesem Grunde sogar dem Deutschen vorzugsweise den Anspruch vindicirt, ein Volk zu haben; in der achten Rede sagt er (l. c. p. 377):

„Sind wir bisher im Gange unserer Untersuchung richtig verfahren, so mufs hiebei zugleich erhellen, dafs nur der Deutsche — der ursprüngliche, und nicht in einer willkürlichen Satzung erstorbene Mensch, wahrhaft ein Volk hat, und auf eins zu rechnen befugt ist, und dafs nur er der eigentlichen und vernunftgemäfsen Liebe zu seiner Nation fähig ist.“

Aber freilich, für FICHTE ist *„Durst nach Nachruhm eine verächtliche Eitelkeit“* (l. c. p. 380), und die ganze Wucht seiner Rede gilt dem allgemein Menschlichen, dem niemals Aeufserlichen, dem niemals exact mit leiblichen Augen zu Beobachtenden, sondern dem, wovon ARISTOTELES rühmt, dafs darin das Wesen des Menschen vorzugsweise bestehe: dem Leben nach innerer Einsicht, welches deshalb das glückseligste für den Menschen sei, weil er darin seine wahre Heimath habe.*)

Als ganz besonders charakteristischen Ausdruck für die wahre Meinung und Tendenz eines Mannes darf man wohl solche Worte

*) τὸ οἰκεῖον ἑκάστῳ τῇ φύσει κράτιστον καὶ ἥδιστόν ἐσθ' ἑκάστῳ· κα τῷ ἀνθρώπῳ δὴ ὁ κατὰ τὸν νοῦν βίος, εἴπερ μάλιστα τοῦτο ἄνθρωπος, οὗτος ἄρα καὶ εὐδαιμονέστατος. (Ἠθικῶν Νικομαχ. I. X. c. 7 in fin.)

von ihm ansehen, welche er selbst durch Wiederholung ausgezeichnet hat. Dies ist von FICHTE mit folgender Stelle geschehen, welche sowohl in seiner Staatslehre (IV, 423) als auch in den „politischen Fragmenten" (VII, 573, als Citat,) zu finden ist, und die so lautet:

„„*Dieses Postulat von einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates, darzustellen, sind die Deutschen berufen, und dazu da im ewigen Weltplane. In ihnen soll das Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt: — von der Persönlichkeit, gebildet fürs erste vor allem Staate vorher, gebildet sodann in den einzelnen Staaten, in die sie dermalen zerfallen sind, und welche, als bloſses Mittel zum höheren Zwecke, sodann wegfallen müssen.*""

„„*Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen groſsen Zweck da sind. und ihm langsam entgegenreifen; — ein anderes Element für diese Entwickelung ist in der Menschheit nicht da.*""

Das war ehedem die Bedeutung des „Nationalen", wofür wir als Deutsche erwärmt wurden, wenn Volksredner wie FICHTE zu uns sprachen. Deshalb dürfte man es nicht blos für KANT, den Philosophen, bezeichnend finden, sondern auch für den Deutschen in ihm, wenn er sagt: „*Das Recht muſs nie der Politik, wohl aber die Politik jederzeit dem Recht angepaſst werden.*" (VII, 1, p. 300.) Für diese Idee einzutreten, mit Verachtung aller Rücksichten auf Opportunität, auf Nützlichkeit und Aeuſserlichkeit, — das grade war vor 1866 nicht nur die Seele jedes corruptionssicheren Menschen, sondern recht speciell der Kern deutscher Sinnesart. „*Mais nous avons changé tout cela, et nous faisons maintenant la médecine d'une méthode toute nouvelle*", und so wie der Holzhauer, der in MOLIÈRE's Lustspiel diese Worte spricht, Leber und Herz verwechselt, so werden auch uns jetzt von unseren Rathgebern die Organe verschoben, in denen wir bisher das eigentlich nationale Lebenselement pulsiren fühlten. In uns „*soll das Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt*": — das will FICHTE. Ganz umgekehrt — so will es LASKER und das Heer der Deutschklugen von heute. Uebrigens aber werden „*die groſsen Verdienste* FICHTEs *als Redner und Patriot*" auch von LASKER anerkannt (Ueber Welt- u. Staats-W., p. 17, Anm.): — FICHTE ist hierin der Leidensgefährte von KANT. So unwiderstehlich ist der Zauber groſser Namen für die Realpolitik, daſs sie „*spottet ihrer selbst und weiſs nicht wie.*" Das bloſse Geräusch des Ruhmes ist eben Legitimation genug für den Anspruch auf „Anerkennung", — es ist ein wirklich hörbarer Erfolg, und — „*le succès justifie tout*", und wäre es selbst der Idealismus.

Nach dem Rückzuge von Ruſsland soll NAPOLÉON gesagt haben: „*C'est à l'idéologie, à cette ténébreuse métaphysique, qu'il faut attribuer tous les malheurs qu'a éprouvés notre belle France.*"

Nun, im Vaterlande scheinen die ideologischen Leistungen unserer ersten Metaphysiker vor anerkennenden Nachreden dieser Art ganz gesichert zu sein, — unter uns ist vielmehr ihre völlige Harmlosigkeit durch das Lob garantirt, das man ihnen von politisch maſsgebender Seite spendet, und ohne Frage würde man Etwas begehen, was viel unerlaubter und verfehmter ist als ein Unrecht, es wäre vielmehr indecent und taktlos, ja, man müſste es schon fast schlechthin unhöflich nennen, wenn Jemand ernstlich daran zweifeln wollte, ob auch ein regierungsfreundlicher und regierungsbehilflicher Patriot jederzeit bereit ist, für das FICHTE'sche Deutschthum den sprachlichen Tribut der allervollkommensten Hochschäzzung zu votiren. Denn eine solche Steuerverweigerung wäre grade dazu angethan, den Rücksichten auf das „höchste" Interesse in ungeeigneter Weise zu dienen: das höchste Interesse aber in dieser Region des Wirkens ist das Interesse an einer „*Kunst*", „*die ewig älter war und ewig jünger bleiben wird, als alle Wissenschaft, eine Kunst, welche die höchste ist, die Menschen üben können, die πολιτικὴ τέχνη, die Kunst, Staaten zu erhalten und groſs zu machen, eine Kunst, deren Begriff sogar man verzweifelnd für verloren geben möchte, verschenkte nicht die Natur zuweilen noch die Anlage dazu.*" („Preuſsens altes Recht an Schleswig-Holstein". Berlin, 1865, v. Decker. p. 165.) Die als weise erprobten Regeln dieser Kunst wären nun jedenfalls sehr dagegen, daſs man mit Worten anders als in aller Ehrerbietung eines durch Ruhm so sehr geheiligten Strebens gedächte wie des FICHTE'schen. Und gleichwohl bedarf es nicht erst der Motivirung, wenn man behauptet: das Wesentliche von der thatsächlich wirksamen Lehre jener höchsten Kunst

ist in dem Satze ausgesprochen: „*Si j'eusse été vaincu, je serais criminel.*“ Denn es ist doch nur langweiliger ausgedrückt, aber von keiner anderen Bedeutung, was z. B. ein Staatsweiser in der Nationalzeitung folgendermaſsen bekräftigt hat (29. Juli, 1866, Leitartikel): „*Wer kann leugnen, daſs der jedesmalige Gesammtwerth der Völker ganz vornehmlich im Kriege zur Erscheinung kommt? Ueber die geistigen, die körperlichen und die wirthschaftlichen Kräfte halten Mars und Bellona Musterung ab.*“

So viel zur allgemeinen Begründung des Urtheils, daſs vorzugsweise Verblendung durch äuſseren Macht-Nimbus zu der Partei-Doctrin geführt hat, für welche LASKER vergebens einen theoretisch berechtigten Boden hat aufweisen wollen. Ein Nationalitätsprincip, mit welchem die seit 1866 befolgte Politik in Uebereinstimmung ist, und das dennoch das Princip der deutschen Nationalität wäre, — das ist ein Phantom; es erscheint als traurig entseeltes, als eitel prunkendes Zerrbild von jenem einst so hoch gehaltenen Ideal des deutschen Volkes, wie es durch FICHTE zu lebendiger und wirkungsreicher Bewuſstseinsklarheit gelangt war. Nur aus dem gründlichen Abfall von dem genuinen deutschen Charakter wird es verständlich, daſs man sich wie LASKER auch in der Theorie mit immer mehr methodisch werdender Ausschlieſslichkeit dem ideenleeren empirischen Wissen zuwendet, in welchem jener eingeborene Anwalt des specifisch Menschlichen, jenes *οἰκεῖον τῇ φύσει*, schlechterdings nicht zu finden ist.

Nur zwei Standpunkte giebt es hier und keinen dritten für jedweden Menschen, der Werth darauf legt, daſs er stets wisse, was er will, und wofür er thätig ist. Entweder man findet die höchste Kunst, die Menschen üben können, darin, daſs „Staaten erhalten und groſs gemacht werden,“ oder aber man hat den Muth zu begreifen, daſs der innere Werth des Menschen im Voraus der Erniedrigung Preis gegeben ist, sobald man eben diese Groſsmacherei-Kunst als „die höchste“ proclamirt, „die Menschen üben können.“ Dem anonymen Verfasser der angeführten Schrift, in welcher die citirten Worte vorkommen, würde man nicht nachsagen dürfen, daſs er nicht wisse oder nicht gewuſst habe, was sein Wille ist und war, vorausgesetzt natürlich, daſs er auch während des Jahres 1866 und später seinem oben bezeichneten Standpunkte Ehre gemacht hat. Und derselbe Mann würde nichts Inconsequentes begehen, wenn er mit Worten selbst FICHTE's Lehren hochachtungsvoll behandelte; denn wie weit er dies thäte, so weit würde

es eben der volle Eifer für seine höchste Kunst erfordern, daſs er sich gegen das unschädlich Gewordene culturgemäſs verhielte, das heiſst in diesem Falle: daſs er Heuchelei triebe. In solchem Verhalten ist Klarheit und Consequenz. Und diese beiden Eigenschaften wird auch kein klar Urtheilender auf der am Meisten entgegengesetzten Seite, unter den sogenannten Idealpolitikern, vermissen. Jeder Standpunkt aber, der zwischen den bezeichneten Extremen gewählt wird, verräth stets die Unklarheit in dem Willens-Bereiche des Wählenden. Wenn es daher ein Nationalliberaler unternimmt, sein Streben auf rationelle Weise zu begründen, so ist es eine nothwendige Folge dieses in sich widerspruchvollen Bemühens, daſs auſser dem deutschen Ideal auch die Philosophie bis zur Unkenntlichkeit entstellt werde. Durch seine Empfehlung der neuen Methode, zur Weisheit zu gelangen, macht sich auch LASKER gleich seinen Geistesverwandten WUNDT und TYNDALL zu dem vollkommen geeigneten Modell für die Repräsentation jenes (p. 300) bereits in Erinnerung gebrachten Mannes im Märchen, der das „Gruseln“ erlernen wollte. Denn zwischen dieser rein in der Phantasie wurzelnden Stimmung und dem sehr realistischen Hautgefühl des Prosaikers, welcher dort durch einen „Eimer voll kalt Wasser mit den Gründlingen“ seiner Meinung nach zur Erkenntniſs gelangt, ist der Zusammenhang nicht gröſser als zwischen der in Deutschland bereits seit lange vorhandenen wirklichen Philosophie und der von LASKER verheiſsenen Pseudo-Weisheit. Das unbehagliche Gefühl, daſs ihnen Etwas fehlt, mag in den verglichenen Personen das nämliche sein, doch eben dieses Etwas — „*es ist nicht drauſsen*“.

Und so kann man es denn freilich verstehen, wie es möglich war, daſs der Anpreiser des neuen Deutschthums die weiland höchsten nationalen Besitzthümer in's gründlich Undeutsche transformiren konnte; denn dem Vertreter der Nationalität als politischer Macht-Quelle, — was ist ihm KANT sammt aller theoretischen Philosophie mit dem lächerlichen Arsenal unpraktischer Ideen! Die neue Weisheit komme von auſsen, es schweige fortan das eigene Selbst, — das führt zu abgestandenen Theorieen von der Pflicht der Bevorzugung der inneren Welt vor der äuſseren, einer Bevorzugung, die wir unbrauchbar für reale Zwecke finden. Was an der alten Weisheitschule respectabel bleibt, ist die Glorie der Namen, die allenfalls dem gegenwärtigen Glanze als Relief dienen mögen, — decorative Stufen zu dem Einheits-Throne für die Majestät heroischer Praxis! —

Die bisher geltend gemachte empirisch-psychologische Appellation ist vermuthlich an die meisten anderen Vertreter neudeutscher Tendenzen ganz ebenso zu richten wie an LASKER; denn gegen die Prophezeiung von einer künftigen Staatsweisheit, welche sich auf nationalem Einheitsgrunde entwickeln, und die aller Wirklichkeit gebührende Rechnung tragen werde, — gegen ein solches Evangelium werden wohl auch die philosophisch indifferentesten Partei-Genossen LASKER's Nichts einzuwenden haben; ihnen allen muſs folglich das vorher Bemerkte auf gleiche Weise ideologisch oder irgendwie sonst antiquirt erscheinen.

Mit einer noch viel gröſseren Resignation auf zahlreiche Zustimmung komme ich nun zu dem zweiten Grunde für die speciell durch LASKER veranlaſste Diagnose auf Snobbismus. Denn um die Zeugen der inneren Erfahrung für die nun anzuführenden Momente zu finden, darf ich mich nicht an die groſse Zahl meiner gesammten deutschen Landsleute wenden, sondern nur an die kleine Schaar unter diesen, welcher ich — dem nationalliberalen LASKER hierin ganz ebenbürtig — durch doppelte Stammverwandtschaft angehöre: an die Juden im deutschen Reiche.

Wie es mit diesem particular-psychologischen Interesse gemeint sei, wird am Besten ersichtlich werden, wenn wir das Verhältniſs betrachten, welches zwischen Deutschthum und allgemeinem Judenthume besteht.

Durch die bloſse Thatsache dieser Gegenüberstellung ist schon vorweg dies ausgedrückt, daſs hier lediglich nationale Verschiedenheiten in Erwägung kommen, während von Allem abgesehen wird, was dem Gebiete des Glaubens angehört oder überhaupt irgend welche directe Beziehung zu theologischen Angelegenheiten haben kann. Nur nationaler Art können ja die Verschiedenheiten sein, welche in denselben Individuen schon von Geburt an vereinigt erscheinen, nicht aber können dieselben Menschen ursprünglich mehr als einer kirchlichen Glaubensgemeinschaft angehören. Daſs die jüdische Nationalität ihr Asiatisches Gepräge mit sehr groſser Zähigkeit beibehalten hat; daſs nicht minder als in Deutschland auch in den übrigen Europäischen Ländern die Unverwüstlichkeit des orientalischen Charakters als ein culturhistorisches Phänomen constatirt ist, daran darf man als an etwas Unbestrittenes erinnern. Trotzdem aber findet man es häufig, daſs dieses Factum nicht hinreichend als die Hauptursache gewürdigt wird für die mehr oder weniger, aber doch überall vorhandenen Hindernisse der

socialen und staatlichen Verschmelzung des Asiatischen Elements mit dem Europäischen. Vielmehr hört man sehr oft, und zwar gleichmäſsig von beiden Seiten, die confessionelle Intoleranz als den hauptsächlichen Grund dafür anführen, daſs nur einzelne Individuen die als historisches Erbtheil überkommene Scheidewand überwinden, während für rein menschliche Verhältnisse im Groſsen und Ganzen die Sonderung zwischen den Bekennern der alten und denen der neuen Offenbarungsurkunde bemerklich bleibe. Aber wenn diese Auffassung schon für frühe Zeiten des Mittelalters nur zum sehr geringen Theile zutreffend sein mochte, so wird sie sicherlich mit der weiteren Culturentwicklung immer unrichtiger, und im protestantischen Norden erscheint es fast unmöglich, daſs man für das gegenseitige Fremdheitsgefühl, welches die beiden Bevölkerungs-Elemente noch vielfach auseinanderhält, ganz allein, oder auch nur vorzugsweise die confessionelle Intoleranz anschuldige. Der etwaigen Neigung zu einer so irrthümlichen Erklärung wird am Gründlichsten vorgebeugt, wenn man die ursprüngliche Bedeutung des Judenthums genauer berücksichtigt.

Mit groſser Schärfe ist dieser Gegenstand in KANT's Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloſsen Vernunft“ beleuchtet. Es heiſst dort (X, 150):

„*Der Jüdische Glaube ist, seiner ursprünglichen Einrichtung nach, ein Inbegriff blos statutarischer Gesetze, auf welchen eine Staatsverfassung gegründet war; denn welche moralische Zusätze entweder damals schon, oder auch in der Folge, ihm angehängt worden sind, die sind schlechterdings nicht zum Judenthum, als einem solchen, gehörig. Das Letztere ist eigentlich gar keine Religion, sondern blos Vereinigung einer Menge Menschen, die, da sie zu einem besondern Stamme gehörten, sich zu einem gemeinen Wesen unter blos politischen Gesetzen, mithin nicht zu einer Kirche formten; vielmehr sollte es ein blos weltlicher Staat seyn, so daſs, wenn dieser etwa durch widrige Zufälle zerrissen worden, ihm noch immer der (wesentlich zu ihm gehörige) politische Glaube übrig bliebe, ihn (bei Ankunft des Messias) wohl einmal wieder herzustellen.*“ Daſs die jüdische Theokratie nicht eine Religionsverfassung hat sein wollen, sondern eine Staatsverfassung, wird mit drei Beweisgründen belegt. (Ebenda.) „*Erstlich sind alle Gebote von der Art, daſs auch eine politische Verfassung darauf halten und sie als Zwangsgesetze auferlegen kann, weil sie blos äuſsere Handlungen betreffen, und obzwar die zehn Gebote auch, ohne daſs sie öffentlich gegeben*

seyn möchten, schon als ethische vor der Vernunft gelten, so sind sie in jener Gesetzgebung gar nicht mit der Forderung an die moralische Gesinnung in Befolgung derselben (worin nachher das Christenthum das Hauptwerk setzte) gegeben, sondern schlechterdings nur auf die äufsere Beobachtung gerichtet worden, welches auch daraus erhellt, dafs zweitens alle Folgen aus der Erfüllung oder Uebertretung dieser Gebote, alle Belohnung oder Bestrafung nur auf solche eingeschränkt werden, welche in dieser Welt Jedermann zugetheilt werden können, und selbst diese auch nicht einmal nach ethischen Begriffen; indem beide auch die Nachkommenschaft, die an jenen Thaten oder Unthaten keinen praktischen Antheil genommen, treffen sollten, welches in einer politischen Verfassung allerdings wohl ein Klugheitsmittel seyn kann, sich Folgsamkeit zu verschaffen, in einer ethischen aber aller Billigkeit zuwider seyn würde. Da nun ohne Glauben an ein künftiges Leben gar keine Religion gedacht werden kann, so enthält das Judenthum, als ein solches in seiner Reinheit genommen, gar keinen Religionsglauben. Dieses wird durch folgende Bemerkung noch mehr bestärkt. Es ist nämlich kaum zu zweifeln, dafs die Juden eben sowohl, wie andere, selbst die rohesten Völker, auch einen Glauben an ein künftiges Leben, mithin ihren Himmel und ihre Hölle gehabt haben; denn dieser Glaube dringt sich, kraft der allgemeinen moralischen Anlage in der menschlichen Natur, Jedermann von selbst auf. Es ist also gewifs absichtlich geschehen, dafs der Gesetzgeber dieses Volks, ob er gleich als Gott selbst vorgestellt wird, doch nicht die mindeste Rücksicht auf das künftige Leben habe nehmen wollen, welches anzeigt, dafs er nur ein politisches, nicht ein ethisches gemeines Wesen habe gründen wollen." . . . . . *„Drittens ist es so weit gefehlt, dafs das Judenthum eine zum Zustande der allgemeinen Kirche gehörige Epoche, oder diese allgemeine Kirche wohl gar selbst zu seiner Zeit ausgemacht habe, dafs es vielmehr das ganze menschliche Geschlecht von seiner Gemeinschaft ausschlofs, als ein besonderes vom Jehovah für sich auserwähltes Volk, welches alle anderen Völker anfeindete, und dafür von jedem angefeindet wurde."*

Als ein viertes Bestätigungsmoment für diese Auffassung kann man noch hinzufügen, dafs der jüdische Gott in seiner ursprünglichen Wesenheit sich durchaus nicht als Leugner anderer Götter einführt, sondern nur darauf hält, der einzige Nationalgott seines Volkes zu sein und zu bleiben. Dafs für andere Nationen andere, wenn auch niedriger geartete Götter wirklich existiren, wird von

der ursprünglichen alten Lehre einfach als etwas Factisches hingenommen und als solches gar nicht bestritten. Der reine Monotheismus, zu welchem sich die heutigen Juden bekennen, ist somit ein Product historischer Entwicklung. Seitdem hat sich nun aber diese Epigenese des Gottesbegriffs für die Juden zu einer vollendeten Thatsache gestaltet, und andererseits zeigt die christliche Cultur in den protestantischen Ländern, sowohl als Wirkung der kritisch historischen Untersuchungen als auch in Folge der Ausbreitung der Naturkenntnifs, als eines der mächtigsten Widersacher, die der Wunderglaube hat, eine so entschiedene Richtung zum Rationalismus, dafs man in den confessionellen Verschiedenheiten zwischen Christen und Juden unmöglich den hinreichenden Grund finden kann für die auf beiden Seiten mannigfach fühlbar gebliebenen Gegensätze. Vielmehr ist die geistige Unabhängigkeit in Bezug auf Glaubensfragen ganz besonders im deutschen Norden so weit entwickelt, dafs Unduldsamkeit von Kirchen und Sekten nur noch in ganz exclusiven Kreisen zur Erscheinung gelangen kann, während die weit überwiegenden allgemeinen Beziehungen, wenn nicht wesentlich für Toleranz, so doch um so häufiger für Indifferentismus und jedenfalls für allgemeinen Mangel an zelotischem Eifer in Sachen confessioneller Unterschiede Zeugnifs geben. Dafs pure Glaubensdifferenz und Dogmenherrschaft den wahren Grund enthalte für die Aversion, welche der jüdischen Eigenart in demselben Mafse erhalten bleibt, als diese sich conservirt, das wird Niemand ernstlich behaupten können, ohne sehr allgemeinem Widerspruche zu begegnen. Aber dafs jene Aversion gegen alles specifisch jüdische Wesen bestehe, das werden wiederum auch die lebhaftesten Optimisten als ein im Allgemeinen durchaus deutliches Factum nicht in Abrede stellen.

Wie noch am Ende des vorigen Jahrhunderts von Koryphäen unserer humanen Cultur geurtheilt wurde, mögen folgende zwei Beispiele vergegenwärtigen. HERDER schreibt über MENDELSSOHN:

„Er ist zu alt und ein zu elastischer Philosoph der deutschen Nation und Sprache, dafs er sich belehren liefse, und ein zu pfiffiger Ebräer, als dafs ein ehrlicher Christ mit ihm auskäme." (SCHÖLL: Briefe und Aufsätze von GOETHE aus den Jahren 1766 bis 1786. Weimar, 1846, p. 203.)

Und in KANT's Anthropologie lautet der Anfang einer Anmerkung so (VII, 2, p. 112):

„Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wucher-

geist seit ihrem Exil, auch was die gröfste Menge betrifft, in den nicht ungegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es scheint nun zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken; aber eben so befremdlich ist es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei Weitem gröfster Theil durch einen alten, von dem Staat, darin sie leben, anerkannten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern dieser ihren Verlust durch die Vortheile der Ueberlistung des Volks, unter dem sie Schutz finden, und selbst ihrer unter einander, ersetzen wollen. Nun kann dieses bei einer ganzen Nation von lauter Kaufleuten, als nicht producirenden Gliedern der Gesellschaft (z. B. der Juden in Polen), auch nicht anders seyn; mithin kann ihre, durch alte Satzungen sanctionirte, von uns (die wir gewisse heilige Bücher mit ihnen gemein haben) unter denen sie leben, selbst anerkannte Verfassung, ob sie zwar den Spruch: „Käufer thue die Augen auf" zum obersten Grundsatze ihrer Moral im Verkehr mit uns machen, ohne Inconsequenz nicht aufgehoben werden."

In so arkadischer Unbefangenheit wird nun zwar in unseren Tagen nicht mehr leicht dem Mifstrauen Ausdruck gegeben, wenigstens nicht von hervorragenden Vertretern höchster Culturbestrebungen, und wenn sich einmal die tiefwurzelnde Antipathie gegen nationales Judenthum auch pro publico so unverhüllt ausspricht, dafs es schwer hält, die Erinnerung an den berühmten unübertünchten Kanadier bei der Lectüre zu vermeiden, so wie es z. B. in der Schrift von CONSTANTIN FRANTZ der Fall ist, betitelt: „Der Nationalliberalismus und die Judenherrschaft" (München, 1874, Huttler), — da verlangt es eben bereits die allgemeine Urbanität auch von einem sehr orthodoxen Christen, dafs er dergleichen Ausbrüche engherziger Gehässigkeit entweder anachronistisch-komisch oder traurig-inhuman und unreif finde. Aber ist darum auch innerlich alle vorgefafste Meinung beseitigt? — Man wird es mir gern erlassen, aus der heutigen Gesellschaft Belege dafür beizubringen, dafs der Gegensatz der beiden Bevölkerungs-Elemente weder aus dem Bewufstsein noch aus dem weniger klar auszusprechenden und darum gerade viel weniger zu bekämpfenden Gefühle der Einzelnen verschwunden sei; und wenn auch die frühere Schroffheit der gegenseitigen Abneigung unzweifelhaft, namentlich in den gröfseren Städten, an Allgemeinheit und Stärke sehr verloren hat, so bin ich mir doch vollkommen bewufst, dafs ich nach FICHTE's Vorschrift aussprече das, was ist, wenn ich mich

für das Folgende auf die ganz allgemeine Erfahrung meiner Stammesgenossen aus Palästina berufe, trotzdem, dafs viele derselben im Interesse ihrer Kinder zu handeln glauben, sowie nicht minder im Interesse ihrer eigenen socialen Ambitionen, wenn sie nach der Manier des Vogels Straufs sich unverdrossen den Schein zu geben suchen, als wüfsten sie von alledem gar Nichts, und als wären es längst überwundene Vorurtheile und vollständig ausgefüllte Cultur-Lücken, von denen hier die Rede ist. Ich behaupte also: auch gegenwärtig und auch unter den günstigsten äufseren Bedingungen, z. B. selbst in einer norddeutschen Grofsstadt, wird es bereits dem jüdischen Kinde bei seinem Zusammenleben mit christlichen Mitschülern fühlbar, dafs an die blofse Thatsache seiner jüdischen Herkunft mannigfach schmerzliche Folgen geknüpft sind, welche die unbefangene Gemeinschaft mit vielen an demselben Orte Geborenen beeinträchtigen. Es ist sehr wesentlich, dafs es schon die frühesten Lebenserfahrungen sind, welche in dem heranwachsenden Juden den Eindruck erzeugen, dafs er in vielen, namentlich dem Gemüthsleben angehörigen Beziehungen ein Fremdling sei an dem Orte, den die Geburt zu seiner Heimath gemacht hat. Denn mag die innere Organisation auch noch so günstig für die zarten Regungen angelegt sein, welche in der natürlichen Liebe zu allem Heimathlichen wurzeln, und die der Entwicklung zu starken Antrieben fähig sind: immerhin wird doch durch jene Jugendeindrücke eine nachhaltige Schutzwehr dagegen befestigt, dafs die Anlage für Patriotismus sich zur Alles überwiegenden Triebfeder entwickeln könne. Zur souveränen Herrschaft über alle anderen Interessen von allgemeinem Charakter kann die Vaterlandsliebe nur unter zwei Bedingungen gelangen, welche meistens genau zusammengehören, und von denen jedenfalls eine für das Resultat unerläfslich ist: der Einzelne darf sich erstens keines nationalen Unterschiedes gegen seine Landsleute bewufst sein, sondern er mufs im Gegentheil die besondere Zugehörigkeit zu seinen Mitbürgern als etwas von Natur Gegebenes betrachten, und er mufs sich zweitens durch Tradition sein eigenes Lebensgeschick in continuirlichem, organischem und seinen eigenen Wünschen förderlichem Zusammenhange mit der allgemeinen Landesgeschichte vorstellen. Die Erfüllung dieser Bedingungen bildet überall das Haupthindernifs für die Ausbreitung und Kräftigung der kosmopolitischen Idee. Wenn dies Hindernifs bis vor Kurzem in Deutschland am Wenigsten zur Wirksamkeit gelangt war, so ist diese Thatsache, wie uns FICHTE

eindringlich erklärt hat, daraus zu verstehen, dafs eben von Natur in der inneren Organisation des Deutschen ein besonders starker Zug angelegt ist, um alle nationalen Besonderheiten in der allgemein menschlichen Entwicklung aufgehen zu lassen. Aber freilich ist der Germane gleichzeitig auch durch äufsere Natureinflüsse und durch geschichtliche Entwicklungsmomente bedingt, und jede Verleugnung und Vernachlässigung der weltbürgerlichen Anlage führt ihn folglich mit Nothwendigkeit dazu, alle specifische Nationaleigenthümlichkeit äufserlicher Art in den Vordergrund zu stellen. Auch ist zur Realisirung des Fichte'schen Deutschthums keinenfalls die wirkliche Gesammtheit der ganzen Bevölkerung bisher befähigt oder vorbereitet gewesen. Soll uns die Fichte'sche Auffassung vom wahren Wesen des Deutschen im Verhältnifs zum allgemeinen Menschenthume nicht als eine Schwärmerei erscheinen, uns, die wir namentlich die Erfahrungen der letzten Kriegs-Jahre vor Augen haben, so dürfen wir sie nur als ein Pendant betrachten zu der Auffassung, welche Kant vom Christenthume hat, und in dieser Kantischen Auffassung wird man wiederum dadurch am Ehesten den sehr deutlichen Fehler grofser Einseitigkeit corrigiren, dafs man die Exclusivität zu Gunsten der christlichen Religion auf die Angemessenheit bezieht, welche gerade diese Religion für den Europäischen und speciell den Germanischen Charakter bewährt hat; denn davon sind hoffentlich doch recht Viele weit entfernt, zu glauben, dafs auch für den poetischen Genius des alten Griechenland das Christenthum die „schicklichste" Religionsform gewesen wäre, oder dafs etwa der Buddhismus überall auf passende Weise durch das Christenthum könnte ersetzt werden. Aber Kant's Bemerkungen über die christliche Religion verlieren das Gewaltsame, womit sie jeden individuellen Nationalcharakter ignoriren, sobald man sie statt auf „Gemüther" im Allgemeinen auf diejenige Gemüths- und Sinnesart vorzugsweise bezieht, in welcher der Kosmopolitismus notorisch am Leichtesten Eingang findet, und als deren adäquateste Heimath man bisher Deutschland angesehen hat. Mit diesem Vorbehalte führe ich einige von den hauptsächlichsten unter den hergehörigen Sätzen von Kant über das Christenthum hier an. Dieses ist nach ihm (X, 298) *„die Idee von der Religion, die überhaupt auf Vernunft gegründet und so ferne natürlich seyn mufs."* Nach Kant gehört der besondere Glaubensinhalt sammt allen *„statutarischen Lehren"* der christlichen Kirche nur zu den *„verschiedenen Formen der sinnlichen Vorstellungsart des göttlichen*

Willens, um ihm Einflufs auf die Gemüther zu verschaffen, unter denen das Christenthum, so viel wir wissen, die schicklichste Form ist." (X, 288.) Aber: *„Es ist nur eine (wahre) Religion"* (X, 128), welche *„innerlich verborgen ist, und auf moralische Gesinnungen ankommt."* (Ebenda.) Doch diesen Worten fügt Kant unmittelbar hinzu: *„Man thut den Meisten zu viel Ehre an, von ihnen zu sagen: sie bekennen sich zu dieser oder jener Religion; denn sie kennen und verlangen keine; der statutarische Kirchenglaube ist Alles, was sie unter diesem Worte verstehen."* An dem *„Kleid ohne Mann (Kirche ohne Religion)"* (X, 308) ist also nach Kant den Meisten viel mehr gelegen als an dem *„Mann ohne Kleid (Religion ohne Kirche)."* (Ebenda.) *„Religion"* aber *„ist derjenige Glaube, der das Wesentliche aller Verehrung Gottes in die Moralität des Menschen setzt: Heidenthum, der es nicht darin setzt,"* . . . . *„also das Nichtwesentliche der Religion zum Religionsstück macht."* (X, 304.) Mit dem letzten Merkmal ist zugleich das Pfaffenthum charakterisirt; denn: *„Das Pfaffenthum ist die Verfassung einer Kirche, so ferne in ihr ein Fetischdienst regiert, welches allemal da anzutreffen ist, wo nicht Principien der Sittlichkeit, sondern statutarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen die Grundlage und das Wesentliche desselben ausmachen."* (X, 217.)

Die Vernunftreligion steht zum Pfaffenthum genau in demselben Verhältnifs wie das von Fichte zum Bewufstsein gebrachte, allen Mitbürgern an's Herz gelegte und ehedem von Deutschen nicht verlachte Deutschthum, welches mit der Tendenz zum Weltbürgerthum identisch ist, zu der jetzt auf den Schild gehobenen, in Lorbeern kriegerischer Politik prangenden deutschen Nationalität, und so wie nach Kant's Beurtheilung die Mehrzahl der Christen gleichsam keinen Gebrauch macht von der zur wahren Vernunftreligion befähigenden Kraft, welche in dem christlichen Kirchenglauben verborgen ist, so verhält es sich auch mit dem Keime zum Weltbürgerthum in jedem Deutschen: er ist ihm nur eingeboren, und zwar, wenn die Culturgeschichte nicht voll trügerischer oder mifsverstandener Anzeichen ist, so enthält der kosmopolitische Keim, so wie er in die Deutschen gelegt ist, einen stärkeren Entfaltungsdrang als in den Angehörigen irgend einer anderen Nation. Aber die wirkliche Ausgestaltung dieses Keimes bleibt doch schliefslich stets der Selbstthätigkeit des bewufsten Individuums anheimgestellt, und so darf man auch in Deutschland immer nur hoffen, dafs es im günstigsten Falle die durch Ansehen irgend welcher

Art bestimmenden Kreise sein werden, welche dermaleinst ihren Einfluſs auf die überall lenkbare, willenlose Menge im Sinne der rein humanen, also nicht exclusiven Bestrebungen geltend machen können. Denn wie auf dem religiösen Gebiete, so ist es auch hier: „den Meisten thut man zu viel Ehre an“, von ihnen zu denken, sie erwärmen sich für Deutschland als für die bewährte Wirkungsstätte alles menschlich Hohen und innerlich Werthvollen — o nein, und wenn es auch von Universitäts-Kathedern tönt: *„Deutschland, Deutschland über Alles!“* — es ist doch nur das Land gemeint, das gleich anderen Ländern auf dem Welt- und Macht-Theater gloriose Rolle zu spielen weiſs. Und somit ist es ganz verständlich, wie sich an jeden Nachlaſs der ideal-deutschen, der kosmopolitischen Tendenz sofort die Entfesselung der nicht ideal-nationalen Leidenschaft heftet, deren Ziel einheitliche Macht ist, repräsentirt durch eine starke, nicht nur nach auſsen, sondern auch nach innen unabhängige Regierung, behauptet so wie erlangt: durch „Blut und Eisen.“ In jedem ausschlieſslich zur deutschen Nation gehörigen Bürger mag nun diese Umstimmung als ein beklagenswerther Abfall erscheinen, namentlich, wenn der Apostat vorher zu dem Schwarm von „Volksmännern“ gehörte, welche sich als treue Jünger FICHTE'scher Lehren geberdeten, und die der allgemeinen Fama eine besonders laute Stimme geliehen hatten: es sei in unseren LESSING, GŒTHE, SCHILLER, KANT, FICHTE die Offenbarung des wahren Heroismus und der wahren Seele des deutschen Volkes zu erkennen und zu preisen! — Aber wie groſs auch die Wandlung erscheine, — das Nachtheiligste, das man von ihr sagen kann, ist doch immer nur das früher (p. 4) angeführte HEINE'sche Urtheil: wir hatten uns in jedem dieser Deutschen getäuscht, vielleicht nicht mehr und nicht minder, als er sich selbst über sich getäuscht hatte. Der Idealismus hat eben der Wirklichkeit gegenüber nicht Stand gehalten, — „das Kleid ohne Mann“ hat den Vorrang behauptet vor dem „Mann ohne Kleid“: der politische Deutsche vor dem Weltbürger in ihm. Das mag bedauerlich sein, aber unpsychologisch ist es durchaus nicht. Ja, wir müssen sogar zugeben: es kommt in dieser Erscheinung bei manchen Individuen ein Motiv zur Geltung, welches sich mit dem Anspruche an uns wendet, daſs wir Anempfindung dafür haben sollen; denn von analogen Motiven kann jeder in gewöhnlichem Maſse warm fühlende Mensch nur durch ernste Selbsterziehung frei werden. Es ist mithin nicht überall nothwendig, den Abfall von den Idealen ganz allein aus der Verblendung durch den Zauber äuſserer Macht und äuſseren Glanzes zu erklären: dasselbe Resultat kann auch vorwiegend verursacht sein durch Liebe zu den Angehörigen des Geburtslandes und zu allem durch Tradition und Jugendheimath Geheiligten, — eine Liebe, welche freilich dadurch, daſs sie zur Schwäche hat werden können, den deutlichen Beweis giebt, daſs sie nicht in gefestigten, idealen Grundlagen ihre Wurzeln getrieben hatte, also eine unrechte Liebe, ein Enthusiasmus von der Art, daſs er der Gefahr ausgesetzt war, Fanatismus zu werden.

Aber dieses mildere Licht, in welchem der ausschlieſslich deutsch empfindende Patriot kann betrachtet werden, — ist es auch verfügbar für den nicht ausschlieſslich deutsch geborenen Bürger, auch für den „unter uns lebenden Palästiner?“ — ganz besonders, wenn er nach langjährigem Wirken für die Sache der „unsichtbaren Kirche“, zu deren Kindern z. B. der Rechtsstaat gehört, plötzlich als Gegner des Kosmopolitismus die Waffen führt, praktische sowohl als theoretische? — Nie und nimmer. Es ist Unnatur in solchem Gebahren, und je mehr Jemand alles Empirische für berücksichtigenswerth hält, um so mehr wird er anerkennen: es ist wider alle empirische Psychologie, den Deutschen „aus Palästina“ durch nationale Motive entschuldigen zu wollen, wenn er ein Vorkämpfer für das Anti-FICHTE'sche Deutschland wird, das heiſst: sobald die Anhänglichkeit an die Macht-Interessen seines Geburtslandes eine stärkere Herrschaft in ihm erlangt als die Hingebung an die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit.

Denn natürlich kann ja nur von dem Verhältnisse dieser beiden Motive zueinander die Rede sein, und nur böser Wille oder baare Urtheilslosigkeit würde in meinen Worten den Sinn ausgedrückt finden, es existire in dem deutschen Juden überhaupt kein Anhänglichkeitsgefühl für sein Geburtsland. Dies wäre das andere Extrem von der Unnatur, welche an's Licht zu stellen, hier die Absicht ist. Um aber doch möglichst viel zur Verhütung auch der gröbsten Miſsverständnisse zu thun, so sei auch das Selbstverständliche noch besonders ausgesprochen.

Heimathliebe ist gleich der Liebe zu Blutverwandten eine so unmittelbare Naturmitgift, daſs man im Allgemeinen nicht erst durch Entwickelung besonderer Bewuſstseinsrichtungen dafür zu sorgen hat, daſs diese Stimme des Herzens gehört werde. Sondern vielmehr: diese Stimme ist von Natur geneigt, so sehr auf bevorzugtes Gehör zu dringen, daſs andere, wichtigere Stimmen leicht

durch sie zu übertönen sind. In Bezug auf die Juden soll nun aber constatirt werden, daſs diese anderen Stimmen wegen der Gestaltung aller äuſseren Verhältnisse frühzeitig eine Betonung in ihnen erlangen, welche dem vernunftwidrigen Ueberwiegen jener Natur- und Herzens-Stimme entgegen wirkt. Wenn also mit der Bezeichnung Deutschthümler Jemand zu belegen ist, der, blind für das rein Ethische und Ideale, das auf dem Spiele steht, nur darin Genugthuung findet, daſs seine Lieblingsnation, sein Heimathland, das Kleinod seines Herzens, recht glänzend vor aller Welt hergestellt werde, so enthält die tadelnde Bezeichnung einen ähnlichen Vorwurf, wie man ihn eitlen Eltern in Beziehung auf gewisse einseitige Erziehungstendenzen macht, oder auch eitlen Kindern, wenn sie ihrer Schätzung der Eltern einen selbstgefälligen und folglich für Andere verletzenden Ausdruck geben. Auch in dieser Species von Eltern sowohl als von Kindern kann die von Natur schöne Gemüthseite der Zärtlichkeit und Liebe bis zur Häſslichkeit verunstaltet erscheinen, und der Grund der Wirkung liegt dann stets darin, daſs die ursprünglich rein aus dem Inneren stammende und des schönen Ideals fähige Empfindung durch solche Ingredienzien verunreinigt ist, welche der Welt äuſserer, der Idealisirung ganz unfähiger Rücksichten angehören, und die, obgleich später entstanden als jene eingeborenen Herzensregungen, dennoch zur überwiegenden Stärke sind entwickelt worden. Auch in diesen Fällen also wird man den Mangel an Vernunft und an ideellen Motiven tadelnswerth, ja man kann ihn widerwärtig finden, aber von Unnatur wird man trotzdem noch nicht sprechen; die Erscheinung wird der empirischen Psychologie keine Schwierigkeit machen. Trifft man aber auf eine gleiche Verirrung der Gefühlsphäre bei Menschen, welche nicht in dem Verhältnisse von Blutsangehörigen zu einander stehen; sind es z. B. die Bedienten eines Grand Seigneur, welche dasselbe Superplus von Wohlgefallen an ihrer Stellung, dieselbe Verliebtheit in den Repräsentations-Apparat ihres Gebieters an den Tag legen, wie in jenem Falle die Kinder in Bezug auf die äuſsere Geltung ihrer Eltern, dann zählt man eben doch die Motive eines solchen Verhaltens nicht mehr zu den natürlichen, das heiſst: man findet nicht mehr, daſs man sich dazu stimmen könne, sie bis zu einem gewissen Maſse noch verzeihlich oder erträglich zu nennen, sondern man betrachtet die angedeuteten Erscheinungen, obwohl zu allen Zeiten beobachtbar, doch als schlechthin ungesunde Auswüchse und als unleidliche Beispiele menschlicher Entartung.

Bei dem christlichen Deutschthümler, dessen Ideale von unzulänglicher Kraft sind, bedarf es der Activität, der inneren Initiative, damit er den Forderungen des Rechts und des Weltbürgerthums die Vorherrschaft in sich erringe über persönlichere und niedrigere Antriebe des Gefühls; der deutschthümelnde Jude hingegen muſs eine künstliche Activität für das Gegentheil in sich entwickeln: viel unzweideutiger als aus der Majorität seiner Compatrioten spricht aus ihm jederzeit der Snob des äuſseren, ideenleeren Ruhmes, er ist dem Fetischdienst des geräuschvollen Namens anheimgefallen, er verleugnet und hintergeht sein eigenes Selbst, und das soll man nicht vertuschen und bemänteln, sondern am hellen Tage aussprechen, — erstens: nicht trotzdem, sondern vielmehr grade deshalb, weil sich der gleiche Makel in vielen Individuen mit höchst vortrefflichen Eigenschaften verschwistert zeigt; denn diese Vorzüge sind eben das gefährlichste Verbreitungsmittel für die Verderbniſs und müssen für die Beurtheilung um so geflissentlicher von der letzten abgesondert werden, damit sie nicht in höherem Grade Unheil stiften als Gutes. Und der andere Grund für die freie Aussprache ist hier der, daſs eine sehr groſse Anzahl der hergehörigen Individuen so denkt wie der Graf DE MONTROND am Hofe Ludwig's XVI. Als ihm bei einer Kartenpartie ein Offizier in's Gesicht sagte, daſs er ein falsches Spiel treibe, antwortete er: „*C'est possible, mais je n'aime pas qu'on me le dise.*“ (S. Gildemeister: Uebersetzung von BYRON's Werken, 2. Aufl. Berlin, 1866, Reimer, Bd. VI, p. 201.) Dem falschen Spiele gilt hoffentlich nicht weniger als jeder anderen Falschheit die Verordnung VOLTAIRE's: „*Ecrasez l'infâme!*“

Die aufrichtigen Vertreter des Nationalitäts-Princips würden aber vollends den allergeringsten Anlaſs haben, sich gegen die sachliche Auseinandersetzung zu sträuben, wenn diese auch freilich nicht zu Gunsten ihrer numerischen Partei-Stärke geschieht. Handelt es sich doch hier vor Allem darum, daſs man der Bedeutung des nationalen Elementes gerecht werde! Hier wird gefragt, ob es nicht aller Erfahrung spotten heiſst, wenn man es für möglich hält, der Asiate könne sich bei rein erhaltener Abstammung so sehr in einen Europäer verwandeln, daſs er, taub gegen alle historischen Warnungen, und mit Verleugnung der Ideen, für welche er früher selbst eingetreten war, plötzlich auf autochthone Weise für exclusiven Patriotismus in Flammen geräth, — derselbe Asiate, der seine specifischen National-Eigenthümlichkeiten so treu conservirt hat, daſs er noch jetzt in mehr als einer Hinsicht als Fremdling

kenntlich geblieben ist und in dieser Eigenschaft gar vielen seiner Landsleute als meidenswerth erscheint! Viel eher ist das Umgekehrte nicht nur denkbar und wahrscheinlich, sondern wirklich und nicht ohne Beispiel aus der Gegenwart, nämlich, dafs der in Europa geborene Jude sich so sehr mit seiner ganzen Gefühlswelt in der Seele des Orientalen wiederfindet, dafs er z. B. für specielle National-Interessen der Inder nachdrücklich eintritt gegenüber ihren Europäischen, den Englischen Machthabern, sobald diese aus irgend welchen Gründen dem geschriebenen Gesetze der Eingeborenen auf vertragwidrige Weise Abbruch thun. Wenn die historischen Rechts-Satzungen, um deren Wahrung es sich dabei handelt, die allerverzwicktesten und conventionellsten sind, so dafs von einer Betheiligung des Interesse an natürlichem Rechte keine Rede sein kann, und wenn dennoch ein Europäischer Jude als Bundesgenosse der Inder wirksam thätig ist, dann liegt in Wahrheit nationale Kraft in solcher Parteinahme, — nationale, dem Gefühlsleben eingepflanzte, von innen heraus wirkende Sympathie mit der naturverwandten Organisation. Aber auch das ist eben ein Enthusiasmus, der den höchsten Zielen der Humanität nicht mehr in grader Richtung zugewendet bleibt, und so sehr man auch den lauteren Ursprung eines solchen Bestrebens lieben mag, ja so sehr man auch mit Recht der Grofsartigkeit Bewunderung zollen mag, mit welcher sich das Nationalgefühl in diesen und ähnlichen Fällen kundgiebt, — dennoch ist es wahr, dafs zugleich unheilvolle Ausschreitungen des Herzens in solchen Erscheinungen zu Tage treten, und dafs man dergleichen nicht gutheifsen kann, ohne dem menschlich würdigsten Ziele untreu zu werden; denn dieses verlangt stets Beseitigung, nicht Befestigung der menschentrennenden, der nationalen Schranken. Die an dem Ideal begangene Untreue ist jedoch hier so weit davon entfernt, Unnatur zu sein, dafs sie im Gegentheil als der Ausdruck einer übermächtig wirkenden Naturgewalt auftritt. Nur müssen es eben Asiaten sein, welche es psychologisch erklärlich machen, dafs der in Europa eingebürgerte Jude speciell nationale Sympathieen durch ihr Interesse wach gerufen fühlt. Aber für Vorgänge in Europa werden wir doch bei dem hier heimisch gewordenen Juden ein ganz anderes Verhalten für psychologisch motivirt erachten, — immer natürlich vorausgesetzt, dafs es gleich LASKER der selbständig entwickelte und allgemeinen Interessen uneigennützig hingegebene Mensch ist, an den wir dabei denken, — nicht der unbedingte und gedankenlose Mitzügler und Majoritäts-

Hörige, welcher Letzte, bewufst oder unbewufst, nach der Lakaien-Devise lebt: „wefs Brod ich esse, defs Lied ich singe“, oder nach der verwandten Maxime: „mit den Wölfen mufs man heulen“: — dieser Horde von Zweihändern steht freilich selbst ein Grofsmacht- und BISMARCK-Verehrer wie LASKER noch als Halbgott gegenüber.

Von den beachtenswerthen ethischen Einflüssen, welche für die innere Entwickelung der Juden in Europa bestimmend sind, ist in dem Vorigen ein Theil erwähnt: jenes entfremdende Element, dessen alleinige Basis in dem nationalen Gegensatze zur ganzen übrigen Bevölkerung gegeben ist, einem Gegensatze, der sich in jedem Lande mit vielen speciellen Modificationen geltend macht. Aber hiemit ist eben glücklicher Weise nur ein Theil der empirischen Einflüsse hervorgehoben Denn sowohl nach jenen bitteren, entmuthigenden Eindrücken der ersten Jugendjahre, welche das Fremdlingbewufstsein in dem Juden erwecken, — nach diesen sowohl als auch nach allen späteren herben Erfahrungen kann der unbefangen Urtheilende durch ein stark wirksames Gegengewicht wieder aufgerichtet werden, ja, nicht nur das, sondern das Gegengewicht ist stark genug, um eine Erhebung im Inneren zu bewirken, welche über die blos ausgleichende Versöhnung mit dem Schmerzlichen weit hinaus führt. Keinem Juden, der an allgemeinen Cultur-Interessen irgend welche regere Theilnahme bethätigt, keinem, der nicht absichtlich die Exclusivität forcirt, kann es auf die Dauer verborgen bleiben, dafs die Abneigung, die er von christlicher Seite als eine in grofser Ausbreitung vorhandene bemerkt, nicht ihm, dem individuellen Einzelnen, gilt, nicht dem, was er selbstthätig in sich entwickelt hat, und wovon er doch erst in näheren Beziehungen die Gegenwirkung erfahren könnte, sondern dafs es gleichsam das Unpersönliche, das generell Nationale ist, was man in ihm meidet. Die einander Fernstehenden sind es vorzugsweise, welche die Scheidewand perpetuiren, aber diese ist nicht von innerlich fester Beschaffenheit; sie hält nicht Stand, wenn auf beiden Seiten die Hingebung an rein menschliche und allgemeine Interessen mit Ernst, d. h. ohne alle Nebenabsichten vollzogen wird: solche Hingebung führt unweigerlich auch die getrenntesten Elemente zusammen, damit diese der gemeinsamen Annäherung an die gleichen nicht nationalen Ziele obliegen können, sie mögen nun durch Kunst und Wissenschaft oder durch Humanität für das praktische Leben bestimmt sein. Zu dieser allgemeinen Heimathregion des Geistes leiten also wiederum solche Beziehungen

zurück, welche in persönlicher Gemeinsamkeit gepflegt werden, aber deren Inhalt ein rein menschlicher ist und folglich weit über alle besonderen Interessen, sowohl des Einzelnen als der Volksindividualität, hinausreicht. Nicht nur die Pflanzstätten der Europäischen Cultur, die Schulen und Universitäten, sondern auch die Berufskreise des praktischen Lebens bieten durchaus nicht selten Beispiele dafür, dafs Gleichheit der Gesinnungen und Gleichheit des Strebens vollkommen genügende Motive sind, um aus der privaten Beziehung der Individuen alle nationale Scheidewand zu beseitigen. Zwischen Christen und Juden in Europa ist es hierin nicht im Mindesten anders bestellt als zwischen den Angehörigen von je zwei verschiedenen Nationalitäten. Aber etwas Besonderes ergiebt sich allerdings für die Juden aus dem Umstande, dafs es ihnen an einem centralisirenden Nationalstaate fehlt.

Jedem Angehörigen, entweder eines Nationalstaates oder einer staatlichen Vereinigung überhaupt, ist in seiner speciellen politischen Heimath der empirische Boden gegeben, auf welchem er für seine etwaige Abneigung gegen die Idee des Weltbürgerthums einen positiven Halt findet. Die Unfähigkeit für rein menschliche Bestrebungen kann auf diese Weise zur besonderen Befähigung für Patriotismus werden, der Mangel für das Gröfsere erscheint dann als Vorzug für das Geringere, und der Einzelne hat seiner Natur gemäfs zu wählen zwischen dem unbeschränkten und dem bornirten Ideal. Dem Judenthum der Gegenwart ist diese Wahl erspart. Denn wenn auch selbst jetzt unter den in Europäischer Cultur aufgewachsenen Juden der Ruf des Passah-Festes nicht ganz verstummt ist: „Künftiges Jahr in Jerusalem!“ — man darf doch ohne Kühnheit behaupten: es ist mit dieser Don-Quixoterie nicht Ernst; die aufrichtigen, ehrwürdigen Don Quixotes unter den Juden, welche noch jetzt hie und da die Wallfahrt nach Jerusalem aus purer Sehnsucht nach der wahren Heimath ausführen, sie würden selbst in der Vereinigung mit ihren unfreiwillig zurückbleibenden Stammesbrüdern eine gar kleine Gemeinde bilden. Dieser winzigen Fraction wäre man freilich die Anerkennung schuldig, dafs sie gegen den deutschen Nationalliberalismus gründlich gefeit sei. Wenn aber ein grofser Theil der übrigen Juden nicht ebenderselben Anerkennung nacheifert, so kann daran die Macht der äufseren Verhältnisse nicht Schuld sein, sondern ausschliefslich die mehrfach erwähnte psychische Macht des Snobbismus in den Menschen: ihre Verliebtheit in Alles, was sichtbare, weltkundige Herrschaft erlangt

hat. Denn die Verhältnisse sind eben grade für den Europäischen Juden der Art, dafs er durch die blofse Thatsache seiner Abstammung von jüdischen Eltern über alles particular-patriotische Entwicklungs-Hindernifs hinweggehoben ist. Ihm bietet sich das Weltbürgerthum als die einzig mögliche Stätte dar, ideell zugleich und real, um ohne alle Begünstigung oder Bedingung, ganz allein von Natur, vollauf heimathberechtigt zu sein.

Si duo faciunt idem, non est idem: in den Culturgründern und geistigen Heroen des christlichen Europa hatte die Idee des allgemeinen Menschenthums den Kampf mit widerstrebenden Naturgewalten zu bestehen; entsprechend der Lebhaftigkeit des Bewufstseins von den mächtigen nationalen Banden, durch welche sich auch jene Gewaltigen mit ihrer engeren Heimath vereinigt fühlten, war es in ihnen der Ausdruck von Seelenhoheit, wenn sie dennoch die Idee der Zugehörigkeit zu Allem, „was Menschengesicht trägt“, an erster Stelle in sich realisirten. Dasselbe Gebiet nun, das diese Bahnbrecher sich durch inneren Kampf aus eigener Kraft erobern mufsten, — es war und ist für Juden kein Eroberungspreis, sondern ein Asyl, welches sich ihnen von selbst eröffnet, und wo allein die nationalen Conflicte ihre naturgemäfse und wahre Lösung finden, während es eitel Schein und forcirte Selbsttäuschung bleibt, wenn ein Jude sich für eine Europäische Nationalität in ein Echauffement versetzt, wie es dem neu geschürten Racen-Hafs zwischen Germanen und Romanen zur Folie dient, und natürlich ist es hiefür vollkommen gleichgiltig, ob diese Erscheinung an einem getauften oder an einem ungetauften Juden hervortritt — Affectation und Caricatur sind in beiden Fällen genau dieselben, ganz abgesehen selbst davon, dafs die Begeisterung für die Religion Christi, nicht für den Glauben der christlichen Kirche, untrennbar verbunden ist mit der Idee des Weltbürgerthums.

Da dies nun von dem jüdischen Bürger in jedem Europäischen Lande gilt, — in wie besonders hohem Grade mufs es in Deutschland zutreffen! Wenn jedem Juden, wo er auch geboren sei, schon durch seine Geburt der Wegweiser zum Kosmopolitismus mitgegeben ist, so sind dem deutschen Juden noch überdies die speciellen Erzieher für die erweiterte Lebensanschauung von Jugend auf beigesellt. Darf man doch als an ein allgemein recipirtes Urtheil daran erinnern, dafs das Specifische der deutschen Cultur auf den vorzugsweise ausgeprägten Humanismus gestellt ist. Die Weltliteratur, nach welcher der greise Goethe das Verlangen ausspricht,

hat nirgend einen so begünstigenden Boden als in Deutschland: die anerkannte Universalität der deutschen Sprache, ihre unübertroffene Acclimatisirungskraft für die heterogensten Erzeugnisse des Auslandes wäre schon allein Ausweis genug für den inneren Beruf des Menschen, der in diesem Elemente zu Hause ist, und von dessen Eigenart dasselbe wiederum ein untrügliches Spiegelbild giebt. Mit Stolz nennen wir grade das „unser“, was entweder weit hinaus über vaterländische Grenzen Bedeutung hat, oder wofür unser Verständnifs sich besonders aneignungsfähig bewährt, mag uns auch der Entstehungsort geographisch nicht nahe liegen. Die beredten Zeugen dafür sind einerseits LUTHER und die Genien jenes *„unergründlichen Vierteljahrhunderts von 1780 bis 1805“* (s. p. 2), andrerseits die Thatsache, dafs dem stets fortzeugenden Alterthume und auch einer Welt wie der von SHAKESPEARE beseelten auf deutschem Boden eine neue und wahlverwandt treue Heimath gesichert erscheint. Die Segnungen so reicher Culturquellen sind in keinem Lande allgemeiner und somit auch für Juden leichter zugänglich als grade in Deutschland, und wenn also die ohne Nationalheimath Geborenen hier ganz besonders leicht der Einwirkung theilhaft werden von Allem, was Alterthum und Neuzeit veredelnd und läuternd hervorgebracht haben, so können sie ihre Dankbarkeit dafür nur auf eine Weise angemessen bethätigen, — nur dadurch, dafs sie alles exclusiv-nationale Interesse dem reinmenschlichen unbeirrt, in der That: grundsätzlich unterordnen. Nur dem äufseren Klange nach kann es paradox erscheinen, nichtsdestoweniger aber als sehr motivirt anerkannt werden, dafs für das FICHTE'sche Ideal des Deutschthums die Juden Deutschlands am Allerehesten die Pflicht haben, jederzeit einzutreten. Und nirgendwo auch kann sich für Juden das Streben nach einheitlichem Zusammenwirken mit allen übrigen Bürgern eher zur Thatkraft entwickeln als da, wo die Ziele, welche sich ihnen auf Grund historischer Bedingungen als die allein rationellen darbieten müssen, ganz zusammentreffen mit den der innersten Natur grade entsprechenden Zielen der allgemeinen Landesbevölkerung. Diese Identität der Ziele, das Aufgehen aller Sonderbestrebungen in die eine Mission des Weltbürgerthums, dies Realisiren von DIESTERWEG's Wahlspruch: „Lebe im Ganzen!“ — das ist doch wohl die Seele des Deutschthums, wie es FICHTE wollte: das helle Widerspiel des politischen „Ideals“, welches seit 1866 so viele inbrünstige Anbeter zählt — auch unter den Juden!

Für viele Gesinnungsgenossen LASKER's liegt es vermuthlich sehr nahe, das empirisch-psychologische Argument, welches hier zuletzt gegen den Verfasser der bekämpften Schrift geltend gemacht ist, als ein persönliches eo ipso verwerflich zu finden, da es ja allerdings zu dem dort gebotenen Inhalte nicht eine directe Beziehung hat, sondern eine indirecte. Diese perhorrescirende Auffassung empfiehlt sich im Allgemeinen schon dadurch, dafs man sich durch sie der Mühe überhebt, den Standpunkt der Opposition mit Ueberlegung zu betrachten. Durch die Brandmarkung eines Angriffs als eines persönlichen giebt man sich ein gewisses Recht, das Gehörte nicht ohne sittliche Entrüstung von aller Notiznahme grundsätzlich auszuschliefsen, da man eines vielstimmigen Beifalls sicher sein darf, wenn man jeder etwaigen Interpellation die würdevolle Erklärung entgegenstellt: auf dergleichen Gebiete zu folgen, sei man nicht gesonnen. Nun habe ich zwar weder das entfernteste Interesse, auf diese Nichtgesonnenheit irgendwie umgestaltend einzuwirken, noch befinde ich mich in der Täuschung, dafs ich es zu thun vermöchte, falls ich einen so kindlichen Hang in mir verspürte. Wenn ich daher im Voraus jene Beschuldigung auf ihr berechtigtes Mafs einschränke, so thue ich es keineswegs, um das Schweigen der Ueberlegenen zu überwinden, sondern lediglich, um dem sehr beliebten und hier mit einer Art von Rechtsschein zu versehenden Vorwurfe die beabsichtigte und unberechtigte Wirkung zu benehmen, welche er auf unbefangene Leser leicht üben kann.

Worin der Rechtsschein des Vorwurfs liegt, ist offenbar: das „empirisch-psychologische Argument“ ist nicht gegen die Sache als solche gerichtet, sondern gegen die Qualification des Vertheidigers der Sache; es wird aber bekanntlich das objective Urtheil über eine theoretische Darlegung beeinträchtigt, wenn man die beurtheilende Thätigkeit nicht ausschliefslich der fremden Gedankenarbeit zuwendet, sondern sobald man auch durch Rücksichten bestimmt wird, welche den Vertreter des Gedankens zum Gegenstande haben. An jeder Art von nicht rein sachlicher Opposition haftet daher leicht das Odium der unangemessenen, weil zur Ungerechtigkeit verleitenden Behandlung. Man übersieht aber dabei, dafs die Unangemessenheit nicht in dem Persönlichen an sich liegt, sondern nur darin, dafs es mit dem Sachlichen vermengt wird, während das Interesse an der Wahrheit die strenge Forderung motivirt, den Untersuchungsgegenstand so rein als möglich für die Kritik zu erhalten. Dafs man Gedanken und Denker von einander zu sondern

habe, um das Urtheil keiner Trübung auszusetzen, ist zweifellos ein Postulat sowohl der Logik als der Gerechtigkeit. Aber weder logisch noch gerecht wäre es, über diese Pflicht hinauszugehen, indem man nur das eine der gesonderten Elemente als discussionszulässig gelten ließe und nicht beide. Der berechtigten Forderung zu entsprechen, bin ich in der That bemüht gewesen. Der erste Theil meiner Widerlegung der LASKER'schen Schrift beschäftigt sich ausschließlich mit dem Gedanken, welchen der Autor hat motiviren wollen. Diese rein sachliche Untersuchung führte zu dem Ergebniß, daß die Voraussetzungen LASKER's irrthümlich seien, und daß der Irrthum durch wissenschaftliche Scheinresultate ist verschuldet worden sowie durch gewisse pseudo-philosophische Neigungen, welche sich auf den Gebieten der exacten Forschung neuerdings hervorgethan haben. Für das Irrthümliche der Voraussetzungen wurde LASKER nicht speciell verantwortlich gemacht; desto mehr aber dafür, daß er auf Grund jener Scheinresultate und falschen Gerüchte eine Analogie construirt hat, die seinem politischen Bekenntniß den Anschein wissenschaftlicher Begründung verleiht. Für diese Potenzirung fremder Irrthümer durch mißbräuchliche Uebertragung erscheint nun LASKER deshalb doppelt verantwortlich, weil es ihm erstens durch deutsche Cultur und zweitens durch jüdische Nationalität leichter war als jedem Nicht-Deutschen und Nicht-Juden, den Fehler zu vermeiden. Diesen Theil der Erörterung mag man nun immerhin persönlich nennen, wenn man nur zugiebt, erstens, daß das rein Sachliche vorher erledigt war; zweitens, daß diese persönliche Erörterung auf eine unbestimmte und verhältnißmäßig gewiß nicht kleine Anzahl ungenannter Personen ebenso Bezug hat wie auf LASKER, auf Alle nämlich, welche seinen hier bestrittenen Ausführungen zustimmen, obgleich sie ebenfalls zu den „Deutschen aus Palästina" gehören, und daß folglich drittens der persönliche Theil der Opposition zwar gegnerisch und namentlich frei von aller leidenschaftlichen Verehrung, aber auch durchaus nicht gehässig zu nennen ist. Würde ich freilich die hiemit wiederholte und vervollständigte Erklärung unterlassen haben, daß ich selbst in Deutschland als Jude geboren, und daß ich entschlossen bin, die Thatsache meiner zwiefachen Nationalität niemals mit dem Namen „Christ" oder mit irgend einem anderen Namen zu maskiren, dann vielleicht könnte es argwöhnischen Gemüthern so scheinen, als sei die Benennung eines empirisch-psychologischen Arguments zur Beschönigung gewählt für

einen persönlich feindseligen Animus. So aber darf ich wohl mit dem Bewußtsein schließen, daß das Persönliche meiner Polemik weder etwas exclusiv Individuelles noch etwas Gehässiges enthält. Die grundsätzliche Umgehung davon schien mir aber in diesem Falle um so weniger gerechtfertigt, als dies „Persönliche" auf's Allerengste mit einer Sache verflochten ist, deren Behandlung die Absicht nicht verleugnet, dem Interesse einer politischen Partei zu dienen. War es doch auch ein Partei-Organ, in welchem der Gegenstand zuerst an das Publikum gebracht wurde!

Sühnung.

Ungleich eindringlicher, als es durch meine Prosa geschehen kann, hat ein Poet der Idee Ausdruck gegeben, als deren stricte Verneinung sich die Ethik LASKER's sammt aller Nationalitätsconsequenz zu erkennen gegeben hat. Und sonderbar: es ist auch für das Verständniß der zu erwähnenden Dichtung nicht gleichgiltig, welchen subjectiven Hintergrund ihr die Person des Dichters selbst verleiht. „Peter Schlemihl" heißt das sinnige Märchen, an welches ich denke, und der Dichter, der das kühne Wagniß bestanden hat, den wenig poetischen Typus zu idealisiren, welcher im Judenthume den Namen Schlemihl trägt, dieser Dichter CHAMISSO mit der urdeutschen Seele war bekanntlich von echt französischem Geblüt!

Die richtige Deutung des Märchens wird sicherlich unterstützt, wenn wir sowohl die Nationalität des Schlemihl als auch die seines Dichters berücksichtigen, obwohl sie nur indirect mit dem dargestellten Gegenstande Verbindung hat.

In dem Charakter des jüdisch-nationalen Schlemihl liegt zunächst nichts Anderes, als was mit der Bezeichnung „Pechvogel" ausgedrückt ist: ein linkischer, überall anstoßender Gesell, dem Alles mißräth, was er irgend unternimmt, — der Inhalt GŒTHE'scher Verse:

„Daß Glück ihm günstig sei,
Was hülft's dem Töffel?
Denn, regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel."

In diesem ursprünglichen Charakter hat KOMPERT in einer der Geschichten „Aus dem Ghetto" (Leipzig, 1848, Grunow) seinen „Schlemiel" treu nach der Natur gezeichnet, ganz ohne idealistische Beigabe. Wunderbar ist dieser schwerfällige Stoff von CHAMISSO's Muse beflügelt. Der einzige poetische Keim in der Figur des originalen Schlemihl liegt in dem Mysteriösen, welches dem besonderen Instinkte eigen ist, alle Art von Mifsgeschick gleichsam für sich ausfindig zu machen, — das vollendete Widerspiel von der dämonischen Glücksicherheit eines JULIUS CAESAR. Von jenem positiv erscheinenden Hange hat nun der Dichter die Ursache durch einen Mangel versinnlicht: durch das Fehlen des Schattens. Dies wesenlose Ding, unkörperlich, wandelbar und flüchtig, von Niemandem als etwas Reales anerkannt, es erscheint doch als ein so unentbehrliches Attribut des geselligen Menschen, dafs der gänzliche Verzicht darauf nichts Geringeres bedeutet als Lossagung von aller Gemeinschaft mit Anderen. Erst dem schattenlos Gewordenen wird es in vollem Umfange offenbar, was es eigentlich sei, woran die Menschen gemeinsam hängen, — welch leeres, nichtiges Scheinwesen aller Convenienz zu Grunde liegt, als dem äufserlich zusammenhaltenden Bindemittel, wenn auch Niemand zugestehen will, dafs es Phantome sind, worauf er sammt allen Anderen, bewufst oder unbewufst, den meisten Werth legt. CHAMISSO läfst seinen Schlemihl schattenlos werden, damit er die praktische Bedeutung dessen erkenne, was er zuerst unerfahren leicht von sich abthut, um es dann voll Pein zu vermissen und endlich, zu sich selbst gekommen, gründlich zu verachten. Aber wahrlich, einmal frei geworden, ist er auch kein Rechnungträger und Compromifsmacher. Schatten bleibt Schatten. Macht Ihr ihn zu etwas Werthvollem, — schlimm für Euch, Ihr zeigt nur Euren eigenen Werth. Er aber lehrt uns mit CHAMISSO sprechen (in dem Einleitungsgedicht: „An meinen alten Freund Peter Schlemihl"):

„Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Sehn Wesen jetzt als Schatten sich verziehen.

„Wir geben uns die Hand darauf, Schlemihl,
Wir schreiten zu und lassen es beim Alten;
Wir kümmern uns um alle Welt nicht viel,
Es desto fester mit uns selbst zu halten."

Schlemihl hat erkannt, dafs ihm nur zwischen zwei Möglichkeiten

die Wahl gegeben ward. Entweder er fügte sich der Majorität, und dann blieb er unterthan dem „Grauen", dem niedrigen Princip des Verschlagenen und Verschmitzten, dem Verleiher von Macht und Ansehen, dem Ausstatter mit gar nützlichen und behaglichen Gaben. „In Reih' und Glied" war dann sein Standpunkt, und bei tadelloser Führung erblühte ihm zwar nicht die Sympathie eines Dichters wie CHAMISSO, aber doch um so eher das Lob eines Poeten wie SPIELHAGEN. (Sollte Jemand durch die Vergesellschaftung der beiden letzten Nomina gar zu schmerzlich an den GOETHE'schen Ausspruch erinnert werden: *„Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist"*, so will ich hiemit meine Seele salvirt haben, indem ich meinerseits in Erinnerung bringe, dafs das Wort Poet auch eine etymologische Uebersetzung zuläfst, welche zu lauten hat: Macher.) Entweder also wählte Schlemihl so löblich, dafs er „in Reih' und Glied" zu besingen war, oder aber er blieb sich selber treu und fuhr fort, den Schatten sammt dessen Verehrern gering zu achten, wie es sein eigenes Innere von ihm heischte, — nun verlor er Viele und Vieles, um unendlich viel in sich selbst wiederzufinden:

„Du aber, mein Freund, willst Du unter den Menschen leben, so lerne verehren zuvörderst den Schatten, sodann das Geld. Willst Du aber nur Dir und Deinem bessern Selbst leben, o so brauchst Du keinen Rath."

Die Worte sind so schlicht und klar, — man meint, da sei Nichts zu mifsdeuten. Und doch, — wie selten haben sie eine andere als ganz schiefe Auffassung erfahren! Hat nicht der gute CHAMISSO selbst einen Schlemihlstreich begangen, dafs er mit so reinmenschlichen Gedanken für alle Leute hat verständlich werden wollen?

„Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet," —

wie gut, dafs GOETHE den trefflichen Rath erst nach dem Erscheinen des Peter Schlemihl so eindringlich ertheilt hat, — CHAMISSO wäre vielleicht aufmerksam geworden und würde uns wohl gar die ganze „wundersame Geschichte" verschwiegen haben, um unter Anderem die Albernheit unmöglich zu machen, welche von FRIEDRICH FÖRSTER mit der Fortsetzung wirklich ist begangen worden. Gewifs, GOETHE hat die Majestät der Idee besser vor Profanation bewahrt; denn es ist das gleiche Thema wie bei

Chamisso, das wir im zweiten Theile des Faust wiederholt verherrlicht finden:

> „*Laſs der Sonne Glanz verschwinden,*
> *Wenn es in der Seele tagt,*
> *Wir im eignen Herzen finden,*
> *Was die ganze Welt versagt.*“

Und:

> „*Nur wo du klar ins holde Klare schaust,*
> *Dir angehörst und dir allein vertraust,*
> *Dorthin, wo Schönes, Gutes nur gefällt, —*
> *Zur Einsamkeit! — Da schaffe deine Welt.*“

Chamisso's Allegorie erscheint im Aschenbrödelkleide, aber sie athmet das gleiche Leben wie diese Pracht-Verse, und auch durch sie wird man in die Platonische Ideenwelt hinaufgeführt. In diesem Urbarmachen für wahre Geistesfreiheit, —, hierin fand man wohl bis vor einiger Zeit das echt Deutsche einer Dichtung. Und dennoch hat es sich immer als ein Nächstliegendes für die Erklärung des seltsamen Products empfohlen, dem Schatten eine concretere Bedeutung zu geben. War es doch der vaterlandlose Dichter, der in Deutschland wollte verstanden sein!

Hat er die Adresse verfehlt? Schon im Jahre 1813? Fast scheint es so. Es sind wohl die angeführten Schluſsworte zu wenig beachtet, wenn oftmals behauptet wurde, Chamisso habe seinen Mangel an fest ausgesprochener Nationalität in romantischer Form wehmüthig bekennen wollen. Das hieſse allerdings, sowohl dem Menschen als dem Dichter zu nahe treten und namentlich den Werth desjenigen deutschen Elements herabsetzen, welches von jedem Nichtdeutschen ebenso assimilirt werden kann wie von dem Franzosen Chamisso, vorausgesetzt, daſs das Reinmenschliche gleich stark zur Entwicklung gelangt ist wie in dem deutsch redenden Dichter. Nein, zu den Vaterlandlosen in aller Welt hat der Kosmopolit gesprochen, und darum ist der Held seiner schwer zu classificirenden Erzählung von dorther entnommen, wo die Vaterlandlosigkeit ein allgemeines Schicksal ist — aus dem Judenthume, und in Deutschland am Ehesten durfte er hoffen, Wiederhall zu finden; denn Fichte's gewaltige Stimme war noch nicht in den Herzen verklungen: echtes Deutschthum galt noch für synonym mit dem geläuterten Menschsein. — Das Nachtheilige des Schlemihl-

Schicksals wird Jedermann gewahr, — die Schattenlosigkeit ist ein Cardinalgebrechen auf dem „Markte des Lebens“, dem „vanity fair.“ Weniger offenbar und vor politisch klugen Augen in ewigem Dunkel verborgen ist die Wahrheit, die uns der Dichter anschaulich gemacht hat: daſs mit dem empirisch-realen Unheil ein transscendental-ideales Heil untrennbar kann verbunden werden, also eine Realität höchster Stärke und Bedeutsamkeit, wenn nur die eigne Seelen-Regung frei gewähren darf, wenn nur inneres Leben selbstthätig entwickelt wird, und wenn nur Widerstandskraft in steter Uebung bleibt, um das so Entwickelte als unverminderten Besitz entschlossen zu behaupten, — jene allein hochzuhaltende Einheit, welche Wilhelm v. Humboldt preist:

> „*Wer seiner Jugend treu bleibt durch das Leben*
> *Und tief im Herzen achtet diese Treue,*
> *Bewahret Einheit in des Geistes Streben*
> *Und fühlt den Stachel niemals bittrer Reue.*“

Mit dieser Deutung und offenen Anerkennung der Schlemihl-Natur werden, so hoffe ich, auch die Gegner einverstanden sein; denn, wenn ich nicht sehr irre, so verzichten die Patrioten allerwärts ebenso bereitwillig darauf, vor Mit- und Nachwelt durch den Charakter Schlemihl decorirt zu werden, wie die Schlemihle aller Nationen auf die Segnungen Verzicht leisten von jeder Art der Schatten-Welt-Weisheit.

Schlufs.

Der Gedankengang dieser Schrift hat Veranlassung gegeben, bei Gegenständen zu verweilen, welche, vereinzelt betrachtet, sehr heterogenen Gebieten angehören. In solchem Falle wird der Faden, der auch die entlegenen Punkte continuirlich miteinander verknüpft, leicht übersehen und nachträglich vermifst, und so möge denn hier auf das dennoch vorhandene Einheits-Element ein zusammenfassender Rückblick gestattet sein.

Es war zunächst die Absicht, den durch mehre selbständige Arbeiten und durch referirende Publicationen neuerer Zeit entstandenen und mit immer noch zunehmendem Eifer begünstigten Schein*) zu zerstören, als wenn zwischen theoretischer Philosophie und exacter, d. h. auf Beobachtung und Rechnung basirter Forschung mannigfache innere Verbindungen beständen, so dafs von

*) Vgl. z. B. die oben (p. 233, Anm.) angeführte Schrift von REUSCHLE; ferner den bei der Naturforscher-Versammlung in Breslau, 1874. von Prof. BENEDICT gehaltenen Vortrag: „Ueber Psychophysik der Moral“: ebenso W. WUNDT: „Ueber die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart. Rede, gehalten zum Antritt des öff. Lehramtes der Philosophie an der Hochschule in Zürich.“ Leipzig, 1874, Engelmann. Mehr beiläufig, aber nicht minder entschieden wird derselbe Standpunkt vertreten von R. LIPSCHITZ, Prof. d. Mathem.. in der Rectorats-Rede: „Wissenschaft und Staat.“ Bonn, 1874, Marcus: vgl. auch einen Artikel von HORWICZ in den Philos. Monatsh. 1874, Bd. X. Heft 6 u. 7, p. 261: „Das Verhältnifs der Psychologie zur Physiologie. Kritik und Antikritik.“

In Opposition gegen die herrschende Richtung treten folgende Arbeiten, welche erschienen sind, nachdem der gröfste Theil des hier Vorliegenden gedruckt war: Dr. GIDEON SPICKER: „Ueber das Verhältnifs der Naturwissenschaft zur Philosophie. Mit besonderer Berücksichtigung der KANTischen Kritik der reinen Vernunft und der Geschichte des Materialismus von ALBERT LANGE.“ Berlin, 1874, C. Duncker. — Prof. Dr. M. KATZENBERGER: „Das apriorische und ideale Moment in der Wissenschaft. Zur Orientirung über Philosophie und exakte Forschung. Ein philosophisches Programm.“ Bamberg, 1874, Buchner. — Stud. med. J. JACOBSON: „Die HASNER'sche Theorie der Rückconstruktion“ in v. GRAEFE's Archiv für Ophthalm. XX, 2, p. 71.

gemeinsamer Arbeit die beschleunigte Lösung gemeinsamer Probleme zu hoffen wäre. An den Versuch, diese weitverbreitete Illusion zu beseitigen, schlofs sich sodann die Abwehr gegen ihre bereits hervortretenden Folgen. Der philosophische Ruf, in welchen jene metamathematischen und physiologischen Bestrebungen durch Mifsverständnifs gekommen sind, hat in der besprochenen Schrift von LASKER einen so zuversichtlichen Ausdruck gefunden, und die Consequenzen des Mifsverständnisses sind daselbst so bündig und charakteristisch entwickelt, dafs der beabsichtigten Opposition ein besonders geeignetes Material damit geboten war. An zwei Beispielen wurde nun zuerst gezeigt, wie es selbst in solchen Fällen, in denen ein philosophisches Problem dem Wortlaute nach übereinstimmend formulirt werden kann mit einem Probleme der Mathematik und Physiologie, wie es selbst da vorkommen könne, dafs eine innere, sachliche Verbindung zwischen dem philosophischen und den anderen Forschungsgebieten schlechterdings nicht vorhanden ist. Noch directer als auf diese Beispiele, welche ihrer philosophischen Bedeutung nach zu den Grundlagen der Erkenntnifstheorie gehören, nimmt LASKER Bezug auf ein anderes Beispiel, an welchem aus dem analogen Mifsverständnifs Akustik und Aesthetik Gelegenheit zu Competenzstreitigkeiten finden, und aus diesen unrichtigen Prämissen ergeben sich für LASKER ethische Folgerungen, als deren Quintessenz die Idee des deutschen Nationalstaats erscheint, so dafs also für die innere, reale Berechtigung dieser Idee der bestbeglaubigte Wissenschaftsboden als Fundament beansprucht wird.

Erinnern wir uns nun der Beweise für die Unechtheit der als exact ausgegebenen Philosopheme, in deren Nachtrab sich auch ein philosophischer Alchymist mit seiner Schaubude des „Unbewufsten“ bemerklich gemacht hat, und fragen wir ferner, was uns bewog, auch den anderen Stein der Weisen für unecht zu erklären, nämlich die von LASKER aus Analogieen zurecht gemachte Panacée des Nationalitätsprincips, dann dürfen wir behaupten: der angewendete Prüfstein ist überall nur einer und derselbe, und für die in neuer Zeit auf neue Art bedrohte Conservirung dieses Prüfsteins einzutreten, ist der alleinige Zweck dieser Schrift. So verschieden auch die Gegenstände der Betrachtung waren, wir fanden uns immer auf denselben Gedanken hingeleitet. „Alle Angelegenheiten, welche nur durch den Appell an das ausschliefslich Psychische im Menschen zu erledigen sind, womit also der Gegensatz zu dem

Psychophysischen bezeichnet sein soll, — alle diese Angelegenheiten gehören nicht mehr vor das Forum der beobachtenden Disciplinen.“ (pp. 263, 264.) „Es ist ein Subjectives, ein specifisch Innerliches, welchem KANT wie GŒTHE und JOH. MÜLLER das Recht und die Pflicht zuerkennen, daſs es seine Realität behaupte.“ (p. 276.)

Dieser Grundgedanke kleidet sich nun in verschiedene Formen des Ausdrucks, je nach den Verhältnissen, auf welche er Anwendung findet, aber er selbst, ein Richtung bestimmender Compaſs, bleibt überall der nämliche. Ihn immer wieder aufzufinden, auf ihn unter den verschiedensten Umgebungen als auf das Centrum aller stärkenswerthen Wirkungskraft hinzuweisen, das blieb stets das Ziel der Darlegung; in dem Verweilen bei der concreten Umgebung selbst, in der Besprechung der besonderen Bedingungen für die Manifestation jenes ewig Unveräuſserlichen, hierin lag nur das Mittel für jenen Zweck. Nicht neue Wahrheiten zu bieten, war dies Mittel bestimmt, sondern mit seiner Hilfe hat vielmehr erwiesen werden sollen, welcher uralten Wahrheit grade von Seiten moderner Bestrebungen so häufige und verhängniſsvolle Miſsachtung zu Theil werde.

Nach ZÖLLNER's treffendem Ausdrucke ist *„der Inhalt einer jeden Wahrheit das Aelteste, was überhaupt existirt.“* (Nat. d. Com. Vorr. p. XXIX.) Gedanken von durchgreifender Allgemeinheit sind daher meistens schon in grauer Vorzeit verkündet worden, und BÖRNE bemerkt mit Recht: *„Der menschliche Geist müſste eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte.“* (Ges. Schr. 1862. I, 20.)

Aber das ist das Wunderbare in der Natur des für uns ewig Wahren, daſs es, wenn auch noch so sehr ein angestammtes Besitzthum, doch von jedem Einzelnen aus eigner Kraft neu muſs erobert werden, wenn er sich dadurch nicht blos vor Anderen und zum Scheine, sondern innerlich und vor sich selber will bereichert fühlen. Das ist der ewig sich verjüngende und Menschen belebende Trieb, der jeder ideellen Wahrheit innewohnt: ewig neu will sie erkannt sein, immer auf's Neue im Geiste wiedergeboren, wiedergestaltet werden, und nur dem erloschenen Herzen und dem verdürrten Sinne des Philisters können die ältesten der Güter wirklich altern; denn ihm hat freilich nur das allein reizvolle Neuheit und Wichtigkeit, was dem bunten Allerlei der Gegenwart angehört.

Diese Blasirtheit ist sein Stolz; weiſs er in den hergeplapperten „alten“ Wahrheiten schon seit längst vergangenen Tagen nichts Neues mehr zu finden, dann wird er so recht gewahr, daſs er ein perfecter Weltmann, ja, ein Politiker von Fach und innerem Berufe sei. Für die grundsätzliche Vermeidung aller rein begrifflichen Gegenstände, für das gänzliche Vertrocknenlassen selbst aller Gespräche, die etwa Miene machen, das zu werden, was man Gedanken-Austausch nennen könnte, — für diese sehr kluge und sehr geistesbankerotte Existenz giebt es die eine summarische Beschönigungsformel: „es kommt ja Nichts dabei heraus“, — dabei nämlich, daſs man auch bei anderen Dingen verweile als bei den Realien und Personalien des Tages und der Stunde, es müſste denn grade Etwas sein, wovon alle Welt äuſserlichen Anlaſs bekommen hat, curiose Dinge zu erwarten; dann freilich kann der Gegenstand wieder durch das bloſse Factum des häufigen Erwähntwerdens die Courfähigkeit erlangen, mag er auch von allem vernunftgemäſsen Denken so überfixsternweit abgelegen sein wie z. B. die Geometrie für Räume mit mehr als drei Dimensionen. Lieſse es sich ein unschädlicher Ideolog beikommen, das hohle Dutzend-Geschöpf, dessen wahres Interesse eben zuerst und zuletzt dem praktisch zu Erledigenden angehört, daran zu erinnern, daſs ein Anti-Romantiker wie LESSING grade in dem steten Bemühen um ideelle Wahrheit das eigentlich Menschliche und Wählenswerthe gefunden habe, da doch die wirkliche Wahrheit an sich überhaupt nicht für unseren Vollbesitz gehöre, — o, so wäre ja ein solcher Hinweis so banal, so selbstverständlich und eines so mitleidvoll überlegenen Lächelns werth, — daſs eben Nichts damit geändert würde. Das Einernten des mitleidigen Lächelns wäre aber in der That von dem Harmlosen wohlverdient. Denn nicht die Anrufung des LESSING'schen Gedankens ist am Orte gegenüber einem „Gebildeten“ und „Feinen“, welcher findet, es komme bei dem Leben in Ideen Nichts heraus, sondern in solchen Fällen liegt der rechte Trost in der Erinnerung an Unsterblichkeiten von etwas anderer Art, beispielsweise in dem heilsamen Kraftworte:

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben!“

Unsere „beste Gesellschaft“ von approbirtem Normalmaſs trägt das nämliche Signalement: Notizen-Krämerei und Ideenfeindlichkeit, groſser Respect vor allem Neuen, zumal, wenn es recht wichtig,

nämlich recht ergiebig an Eclat machenden und schnell eintretenden Folgen ist, und große Geringschätzung und Vornehmthuerei gegen Alles, was innere Sammlung verlangt, um auch nur für ein fesselndes Gespräch geeignet zu werden. In bester Harmonie damit ist natürlich auch der ganze Zuschnitt allgemeiner Erziehungsmaximen. Das gut klingende und etwas durchaus Rationelles bezeichnende Schlagwort „Anschauungsunterricht“ kommt in hocherwünschter Weise der Antipathie gegen alles Ideelle zu Hilfe und wird weidlich gemißbraucht, um der traurigen Kahlheit an poetischen und auf das Gemüth wirkenden Erziehungsmitteln eine gefällige Bedekkung zu geben. So viel als möglich trägt man dafür Sorge, daß frühzeitige Bekanntschaft erlangt werde mit allen möglichen Formen und Vorgängen in der empirischen Außenwelt, — aber aus triftigen Gründen unterbleibt möglichst Vieles von Allem, was dahin führt, dieser an Mannigfaltigkeit so reichen Formenwelt eine Beziehung zum inneren Leben abzugewinnen. Beschäftigung mit Märchen und Fabeln und ihrem oft so sinnvollen, Phantasie, Gemüth und Urtheil des Kindes belebenden Inhalte, das und Aehnliches wird als nutzloser und zweckloser Zeitaufwand geringgeschätzt. Etwas Mythologie und ein wenig Naschwerk aus Klassikern gehört freilich für die reifere Jugend zum äußeren Anstande; ob aber dieses Motiv der Anerkennung als günstig oder ungünstig für die weitere Entwicklung verdiene beurtheilt zu werden, darüber sind Zweifel mindestens sehr leicht zu begründen. Jedenfalls wird es nicht an der geistigen Atmosphäre für die pädagogischen Hilfsmittel der zuletzt genannten Art gelegen haben, falls es schließlich doch wahr bleiben sollte, daß dergleichen nun einmal „nicht todt zu machen ist“; denn die Beschaffenheit jener Atmosphäre ist zur Zeit so, als wäre sie auf die Erstickung alles Beseelenden besonders zweckvoll zugerichtet. Und allerdings: „Carrière“ ist eine Blume, der man ein anderes Element darbieten muß als das von griechischem Heidenthume getragene und damit erfüllte, wie unsere Klassiker es auch für „Alldeutschland“ heimisch haben werden lassen; und für die spätere Pracht-Entfaltung jener undeutschen Zauberblume können überdies die allerfrühesten Einflüsse nachtheilig werden. Darum weise Diät im Genuß von Poesie und Allem, was meditativ stimmt! Aber unbeschränkte Darreichung von Technik und Mechanik, von Abbildungen und Apparaten aus Naturgeschichte und Physik! Das weckt den Sinn für's Reale, macht praktisch und „hilft zum Fortkommen.“

Daß es in allen Zeitläufen und überall in den Culturländern, von Europa wenigstens, Epochen von analoger Richtung gegeben hat, das bezeugen die besten Beobachter in mannigfach beredter Weise. Daß auch Deutschland in der Pflege praktischer Interessen, in entsprechend weltmännischer Abwendung von unpraktischen Ideen und — ein physiognomischer Ausdruck solcher Sinnesart — in der Aneignung des Tones „großer“ und „feiner“ Salon-Geselligkeit, sammt allem äußeren, wenig symbolischen Zubehör, die ansehnlichsten Fortschritte gemacht hat, — dies gilt den Einen als Errungenschaft und Aufschwung, den Anderen als bedenkliches Symptom von Verödung und Verfall.

Und zu diesen Anderen gehören durchaus nicht blos die Genossen einer so spärlich mit Sympathie bedachten Richtung, wie sie zu den hier gebotenen Ausführungen Veranlassung geworden ist, nein, man kann Bestätiger des zuletzt Gesagten auch unter Männern finden, welche als anerkannt competente Urtheiler und mit vollstem Optimismus die historische Würdigung unserer Zeit vollziehen. Niemandem wird es in den Sinn kommen, THEODOR MOMMSEN in den Reihen der Vaterlandlosen und Idealpolitiker zu suchen. In seiner Rectoratsrede (mitgetheilt in der Zeitschrift „Im neuen Reich“, herausg. v. Dr. REICHARD. No. 46. Leipzig, 1874, Hirzel) heißt es im Anfang: „*Wir alle sind stolz auf die großen Erfolge, die unsere Nation bei dem Denken auch der Jüngeren unter uns erreicht hat.*“ . . . . . „*Aber wenn wir uns auch bescheiden, keineswegs bescheiden zu sein, so sind wir darum nicht blind.*“ . . . . Und dann lautet eine spätere Stelle so: „*Der Begriff der geistigen Bildung, die Erziehung des Menschen zu reiner und voller Menschlichkeit vergröbert sich zusehends und setzt sich in immer steigendem Maße dem Publikum in die Vorstellung um, daß es ankomme auf die Erwerbung praktisch nützlicher Fertigkeiten, auf die möglichst frühe Abrichtung zu irgend einem sogenannten Beruf.*“ Derartige Expectorationen sind nicht mehr isolirt, und es dürfte einigermaßen beachtenswerth sein, daß es grade recht dithyrambisch gestimmte Verherrlicher der Kriegserfolge waren, welche nun — und nicht blos privatim — von „Neobarbarismus“ sprechen, und besonders, daß der Ort für solche Wahrnehmungen Berlin ist.

Doch mag die Wandlung bedeuten, was sie wolle, — auch in dem neuesten Zustande der Dinge giebt es und wird es geben ein hier und dort in einzelnen Menschen wiederzuerweckendes oder wachzuhaltendes Echo für GOETHE's Wort:

„Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.“

Nicht minder sind es die hohen Gedanken; auch sie behalten Leuchtkraft, so lange es aufblickende Menschen giebt, — unbegreiflich sind auch sie, wenn man nämlich nach ihrer Entstehung fragt. Ja, dafs die Unbegreiflichkeit sich im Laufe der Zeiten sogar steigern könne, dafür darf uns der vorliegende Fall als Beispiel dienen.

Wir fanden in LASKER nicht den Ersinner, sondern nur den Anhänger und Consequenzmacher von dem massiven Irrthume, dafs uns die wahre Weltweisheit sowie nicht minder die wahre Staatsweisheit aus dem vermehrten Detail-Wissen, aus der reicheren empirischen Kenntnifs der Aufsenwelt zufliefsen werde. Nun, wenn dieser sehr subalterne Gedanke am Abende des 19ten Jahrhunderts seine Herrschaft in den Köpfen und Gemüthern zu befestigen weifs, und zwar keineswegs vorzugsweise unter den Banausiern, nein, grade auch unter den Repräsentanten der eben erst erreichten Culturstufe, — sollte man dann nicht erwarten, dafs in dem an empirischen Kenntnissen, an Detail-Wissen aller Art so weit zurückstehenden Alterthume die Ueberschätzung der Gelehrsamkeit erst recht müsse zu Hause gewesen sein? — Mufsten die um Weisheit bemühten, den Werth der Empirie sicherlich nicht verkennenden und wahrlich nicht unwissenden Lehrer der Griechen, mufsten sie nicht noch viel mehr als wir alles Heil von der stetig zu bereichernden Kenntnifs der Aufsenwelt erwarten? Doch nein; so wundersam es auch erscheint, es wird doch glaubwürdig verbürgt, dafs von HERAKLIT der Ausspruch herrührt: *πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει.*

Und — zum wahren Troste darf es gereichen — es ist ein deutscher Gelehrter, und zwar unter den profunden kein Geringerer als LEHRS, der im Jahre 1869 Folgendes geschrieben hat:

„Denn kurz und schlagend ist schon des HERAKLITOS *ewiges Wort: „Vielwissenschaft unterrichtet den Geist nicht“, das man als Motto über alle moderne Universitätsgebäude und Examinationshallen schreiben sollte.“* (PLATO's Phädrus und Gastmahl. Uebersetzt mit einleitendem Vorwort von K. LEHRS. Leipzig, 1869, Hirzel. Einleit. p. XIII.) Auch vielen Männern unserer Parlamente müfste man die häufige Lectüre der Inschrift wünschen, wenn nämlich Lesen ein probateres Mittel wäre als Einlernen, um — nun, um von folgenden Worten Atta Troll's nicht mitgetroffen zu werden; denn also spricht zu „Menschen“ der HEINE'sche Bär:

„Menschen, warum seid Ihr besser
Als wir Andre? Aufrecht tragt Ihr
Zwar das Haupt, jedoch im Haupte
Kriechen niedrig die Gedanken.“

„Vielwissenschaft unterrichtet den Geist nicht!“ — Dieser Kernspruch schliefst allerdings Alles in sich, wovon das Vorangegangene einige fragmentarische Belege aufzuweisen wünscht; es ist ein Thema, reichhaltig genug, um mit der Entwicklung des Inhalts viele Menschenleben, ja, um alle Zeitalter damit zu erfüllen, insofern ihre Bestrebungen dem Gedeihen des specifisch Menschlichen gewidmet sind, und alle wahre Philosophie kann ungezwungen als die eigentlichste Begründung des Satzes aufgefafst werden.

Doch die Worte sprechen unmittelbar nur eine Verneinung aus, und ich erinnere mich, dafs es gegen Verneinungen eine Art Idiosynkrasie giebt, welche gelegentlich selbst in Menschen wie GŒTHE ihr Wesen treibt.*) Die Positivisten also werden es eher billigen, dafs noch einmal an die bereits erwähnte Lebens-Norm SHAKESPEARE's erinnert werde:

„to thine own self be true“: dem eignen Selbst sei treu,

und an die sinnverwandten Worte unseres SCHILLER über *„das Schöne, das Wahre“*:

„Es ist nicht draufsen, da sucht es der Thor;
Es ist in dir; du bringst es ewig hervor.“

Mit der Beherzigung dieser Worte geschieht auch dem Sinne HERAKLIT's vollkommen Genüge, wie in der Erkenntnifstheorie, so auch in aller Aesthetik und Moral: sie sind der kurze und umfassende Ausdruck für Alles, was über den behandelten Stoff hat gesagt werden sollen.

Freilich ist auch eben deshalb allen vorhergehenden Worten das Schicksal bestimmt, dafs sie in den allermeisten Fällen Worte bleiben müssen, — *„Nichts als Worte.“*

Das Bewufstsein von diesem Schicksale müfste schon längst allem Aussprechen von Gedanken ethischen Inhalts ein Ende ge-

*) S. GŒTHE's Unterhaltungen mit dem Kanzler FRIEDRICH v. MÜLLER. Stuttgart, 1870, Cotta, p. 88; auch ECKERMANN's Gespräche mit GŒTHE, 3. Aufl. Leipzig, 1868, Brockhaus. I, 141 u. sonst.

macht haben, — doch selbst die unberedteste Zunge wird durch einen freundlichen Glauben gelöst, von welchem sich auch der ehrlichste Feind aller trügerischen Illusionen nicht völlig loszusagen vermag, durch einen Glauben, den GOETHE mit kräftigem Zuspruch ermuthigt:

„*Bekänntnifs heifst nach altem Brauch*
Geständnifs, wie man's meynt,
Man rede frey und wenn man auch
Nur zwey und drey vereint."

Anhang zu den Anmerkungen auf pp. 50, 51 u. 98:

F. KLEIN: Nachtrag zu dem „Zweiten Aufsatze über Nicht-EUKLIDische Geometrie." — Derselbe: über eine neue Art der RIEMANN'schen Flächen. (Mathematische Annalen, herausg. v. C. NEUMANN, 7. Bd., 4. Heft.)

Berichtigungen.

Pag. 27, Zeile 3 v. unt. Statt der Worte: „aus nur einem primären Elemente abzuleiten“ lies: auf nur ein primäres Element zurückzuführen, für das Verständniſs ableitbar zu machen aus nur einem Element.
„ 40, „ 5 v. unt. St. „n“ l.: in.
„ 70, „ 17 v. unt. St. „seiner“ l.: ihrer.
„ 208, „ 1 v. unt. St. „daſs“ l.: das.
„ 232, „ 19 v. unt. St. „kurfähig“ l.: courfähig.
„ 238, „ 4 v. ob. St. „welcher“ l.: welchen.
„ 293, „ 8 v. ob. St. „wissen“ l.: weiſs.
„ 301, „ 2 v. unt. Nach „Sonnen“ fehlt ein Semicolon.
„ 314, „ 18 v. ob. St. „*Erkenntniſs*“ l.: *Erkentniſs*.
„ „ „ 13 v. unt. St. „*angedeihen*“ l.: *angedeien*.
„ 357, „ 3 v. unt. St. „ ἥ διστόν“ l.: ἥδιστόν.
„ „ „ „ v. unt. St. „κα“ l.: καὶ.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.



